GESAMMELTE SCHRIFTEN

Berthold Auerbach

Digitized by Google

148

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Berthold Auerbach's
gesammelte Schriften.

Zweite Gesammtausgabe.

Mit dem photographirten Bildniß des Verfassers.

Neunter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

1864.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Digitized by Google

Barfüßele.

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Die Kinder klopfen an.

Morgens früh im Herbstnebel wandern zwei Kinder von sechs bis sieben Jahren, ein Knabe und ein Mädchen, Hand in Hand durch die Gartenwege zum Dorf hinaus. Das Mädchen, um ein Merkliches älter, hält Schiefertafel, Bücher und Schreibhefte unter dem Arm; der Knabe hat das Gleiche in einem offenen grauleinenen Beutel, der ihm über die Schulter hängt. Das Mädchen hat eine Haube von weißem Drill, die fast bis an die Stirn reicht und die weit vorstehende Wölbung der Stirn um so schärfer hervortreten läßt; der Knabe ist barhaupt. Man hört nur Einen Schritt, denn der Knabe hat feste Schuhe an, das Mädchen aber ist barfuß. So oft es der Weg gestattet, gehen die Kinder neben einander, sind aber die Hecken zu eng, geht das Mädchen immer voraus.

Auf dem falben Laub an den Sträuchern liegt ein weißer Duft und die Mehlbeeren und Pfaffenhütchen, besonders aber die aufrechtstehenden Hagebutten auf nacktem Stengel sind wie versilbert. Die Sperlinge in den Hecken zwitschern und fliegen in unruhigen Haufen auf beim Herannahen der Kinder und setzen sich wieder nicht weit von ihnen, bis sie von Neuem aufschwirren

Digitized by Google

und endlich sich hinein in einen Garten werfen, wo sie sich auf einem Apfelbaum niederlassen, daß die Blätter raschelnd niederfallen. Eine Elster fliegt rasch auf vom Weg, feldein auf den großen Holzbirnenbaum, wo die Raben still hocken; sie muß ihnen etwas mitgetheilt haben, denn die Raben fliegen auf, kreisen um den Baum und ein Alter läßt sich nieder auf der höchsten schwankenden Kronenspitze und die anderen finden auf den niederen Aesten auch gute Plätze zum Ausschauen. Es verlangt sie wohl auch zu wissen, warum die Kinder mit dem Schulzeug den verkehrten Weg einschlagen und zum Dorfe hinauswandern; ja ein Rabe fliegt wie ein Kundschafter voraus und setzt sich auf eine geköpfte Weide am Weiher. Die Kinder aber gehen still ihres Weges bis da, wo sie am Weiher bei den Erlen die Fahrstraße erreichen, sie gehen über die Straße nach einem jenseits stehenden niedrigen Hause. Das Haus ist verschlossen und die Kinder stehen an der Hausthür und klopfen leise an. Das Mädchen ruft beherzt: „Vater! Mutter!“ und der Knabe ruft zaghaft nach: „Vater! Mutter!“ Das Mädchen faßt die bereifte Thürklinke und drückt erst leise; die Bretter an der Thüre knittern, es horcht auf, aber es folgt Nichts nach, und jetzt wagt es in raschen Schlägen die Klinke auf und nieder zu drücken, aber die Töne verhallen in der öden Hausflur; keine Menschenstimme antwortet, und den Mund an einen Thürspalt legend ruft der Knabe: „Vater! Mutter!“ Er schaut fragend auf zur Schwester, sein Hauch an der Thür ist auch zu Reif geworden, wie er niederblickt.

Digitized by Google

Aus dem nebelbedeckten Dorf tönt der Taktschlag der Drescher, bald wie rascher sich überstürzender Wirbel, bald langsam und müde sich nachschleppend, bald hell knatternd und dann wieder dumpf und hohl; jetzt tönen nur noch einzelne Schläge, aber rasch fällt Alles wiederum ein von da und dort. Die Kinder stehen wie verloren. Endlich lassen sie ab von Klopfen und Rufen und setzen sich auf ausgegrabene Baumstümpfe. Diese liegen auf einem Haufen rings um den Stamm des Vogelbeerbaums, der an der Seite des Hauses steht und jetzt mit seinen rothen Beeren prangt. Die Kinder heften den Blick noch immer auf die Thüre, aber diese bleibt verschlossen.

„Die hat der Vater im Moos-Brunnenwald geholt," sagt das Mädchen auf die Baumstümpfe zeigend; und mit altkluger Miene setzt es hinzu: „Die geben gut warm, die sind was werth, da ist viel Kien drin, das brennt wie eine Kerze; aber der Spalterlohn ist das Größte dabei."

„Wenn ich nur schon groß wär'," erwidert der Knabe, „da nähm' ich des Vaters große Axt und den buchenen Schlägel und die zwei eisernen Speidel (Keile) und den eschenen und da muß Alles auseinander wie Glas, und dann mach' ich daraus einen schönen spitzigen Haufen wie der Kohlenbrenner Mathes im Wald und wenn der Vater heimkommt, der wird sich aber freuen!" Die Schwester schien doch schon eine dämmernde Ahnung davon zu haben, daß es mit dem Warten auf Vater und Mutter nicht geheuer sein könne, denn sie sah den Bruder gar traurig an und da ihr

Digitized by Google

Blick an den Schuhen haftete, sagte sie: „Dann mußt du auch des Vaters Stiefel anhaben. Aber komm', wir wollen Bräutle lösen. Und wirst sehen, ich kann weiter werfen als du."

Im Fortgehen sagte das Mädchen: „Ich will dir ein Räthsel aufgeben: welches Holz macht heiß, ohne daß man's verbrennt?"

„Des Schullehrers Lineal, wenn man Tatzen kriegt," erwiderte der Knabe.

„Nein, das mein' ich nicht; das Holz, das man spaltet, das macht heiß, ohne daß man's verbrennt." Und bei der Hecke stehen bleibend, fragte sie: „Es sitzt auf einem Stöckchen, hat ein rothes Röckchen, und das Bäuchlein voll Stein, was mag das sein?"

Der Knabe besann sich ganz ernstlich und rief: „Halt, du darfst mir's nicht sagen, was es ist . . . Das ist ja eine Hagebutte."

Das Mädchen nickte beifällig und machte ein Gesicht, als ob sie ihm das Räthsel zum Erstenmal aufgegeben hätte, während sie es doch schon oft gethan hatte und nur immer wieder aufnahm, um ihn damit zu erheitern.

Die Sonne hatte grade die Nebel zertheilt und das kleine Thal stand in hellglitzernder Pracht, als die Kinder nach dem Teiche gingen, um flache Steine auf dem Wasser tanzen zu machen. Im Vorübergehen drückte das Mädchen nochmals an der Hausklinke, aber sie öffnete sich noch immer nicht und auch am Fenster zeigte sich nichts. Jetzt spielten die Kinder voll Jubel und Lachen am Teich und das Mädchen schien eigentlich

zufrieden, daß der Bruder noch immer geschickter war und darüber triumphirte und ganz hitzig wurde; ja das Mädchen machte sich offenbar ungeschickter als es wirklich war, denn seine Steine plumpsten fast immer beim ersten Anwurf in die Tiefe, worüber es weidlich ausgelacht wurde. Im Eifer des Spiels vergaßen die Kinder ganz, wo sie waren und warum sie eigentlich dahergekommen. Und doch war Beides so traurig als seltsam.

In dem jetzt verschlossenen Hause wohnten noch vor Kurzem der Josenhans mit seiner Frau und seinen beiden Kindern Amrei (Anna Marie) und Dami (Damian). Der Vater war Holzhauer im Walde, dabei aber auch anstellig zu allerlei Gewerk, denn das Haus, das er in verwahrlostem Zustand erkauft, hatte er noch selber verputzt und das Dach umgedeckt und noch im Herbst wollte er's von innen frisch ausweißen: der Kalk dazu liegt schon dort in der mit röthlichem Reißig überdeckten Grube. Die Frau war eine der besten Taglöhnerinnen im Dorfe, Tag und Nacht in Leid und Freud' zu Allem bei der Hand; denn sie hatte ihre Kinder und besonders die Amrei gut gewöhnt, daß sie schon früh für sich selber sorgen konnten. Erwerb und haushälterische Genügsamkeit machten das Haus zu einem der glücklichsten im Dorf. Da warf eine schleichende Krankheit die Mutter nieder und am andern Abend auch den Vater, und nach wenigen Tagen trug man zwei Särge aus dem kleinen Hause. Man hatte die Kinder alsbald in das Nachbarhaus zum Kohlenmathes gebracht und sie erfuhren den Tod der Eltern

erst, als man sie sonntäglich ankleidete, um hinter den Leichen drein zu gehen.

Der Josenhans und seine Frau hatten keine nahen Verwandten im Ort und doch hörte man laut weinen und die Verstorbenen rühmen, und der Schultheiß führte die beiden Kinder hüben und drüben an der Hand, als sie hinter den Särgen drein gingen. Noch am Grabe waren die Kinder still und harmlos, ja sie waren fast heiter, wenn sie auch oft nach Vater und Mutter fragten; denn sie aßen beim Schultheiß am Tisch und Jedermann war überaus freundlich gegen sie, und als sie vom Tisch aufstanden, bekamen sie noch Küchle in ein Papier gewickelt zum Mitnehmen. Als indeß am Abend, auf Anordnung des Gemeinderaths, der Krappenzacher den Dami mitnahm und die schwarze Marann' die Amrei abholte, da wollten sich die Kinder nicht trennen und weinten laut und wollten heim. Der Dami ließ sich bald durch allerlei Vorspiegelungen beschwichtigen, Amrei aber mußte mit Gewalt gezwungen werden, ja sie ging nicht vom Fleck und der Großknecht des Schultheißen trug sie endlich auf dem Arm in das Haus der schwarzen Marann'. Dort fand sie zwar ihr Bett aus dem Elternhause, aber sie wollte sich nicht hineinlegen, bis sie vom Weinen müde auf dem Boden einschlief und man sie mitsammt den Kleidern in's Bett steckte. Auch den Dami hörte man beim Krappenzacher laut weinen, worauf er dann jämmerlich schrie und bald darauf ward er still. Die vielverschrieene schwarze Marann' bewies aber schon an diesem ersten Abend, wie still bedacht sie für ihren Pflegling war. Sie hatte

schon viele, viele Jahre kein Kind mehr in ihrer Umgebung gehabt und jetzt stand sie vor dem schlafenden und sagte fast laut: „Glücklicher Kinderschlaf! Das weint noch, und gleich darauf, im Umsehen, ist es eingeschlafen, ohne Dämmern, ohne Hin- und Herwerfen.“

Sie seufzte schwer.

Am andern Morgen ging Amrei frühzeitig zu ihrem Bruder und half ihn ankleiden und tröstete ihn über das was ihm geschehen war; wenn der Vater käme, werde er den Krappenzacher schon bezahlen. Dann gingen die beiden Kinder hinaus an das elterliche Haus, klopften an die Thüre und weinten laut, bis der Kohlenmathes, der in der Nähe wohnte, herzukam und die Kinder in die Schule brachte. Er bat den Lehrer, den Kindern zu erklären, daß ihre Eltern todt seien, er selber wisse ihnen das nicht deutlich zu machen und besonders die Amrei scheine es gar nicht begreifen zu wollen. Der Lehrer that sein Mögliches und die Kinder waren ruhig. Aber von der Schule gingen sie doch wieder nach dem Elternhaus und warteten dort hungernd wie verirrt, bis man sie abholte.

Das Haus des Josenhans mußte der Hypothekengläubiger wieder an sich ziehen, die Anzahlung, die der Verstorbene darauf gemacht, ging verloren, denn durch die Auswanderungen ist namentlich der Häuserwerth beispiellos gesunken; es stehen viele Häuser im Dorfe leer und so blieb auch das Haus des Josenhans unbewohnt. Alle fahrende Habe war verkauft und daraus ein kleines Erbe für die Kinder erlöst worden; das

reichte aber bei weitem nicht aus, das Kostgeld für sie zu erschwingen, sie waren Kinder der Gemeinde und darum brachte man sie unter bei denen, die sie am billigsten nahmen.

Amrei verkündete eines Tages ihrem Bruder mit Jubel, sie wisse jetzt, wo die Kukuksuhr der Eltern sei, der Kohlenmathes habe sie gekauft; und noch am Abend standen die Kinder draußen am Hause und warteten bis der Kukuk rief, dann lachten sie einander an.

Und jeden Morgen gingen die Kinder nach dem elterlichen Haus, klopften an und spielten dort am Weiher, wie wir sie heute sehen. Aber jetzt horchen sie auf: das ist ein Ruf, den man in dieser Jahreszeit sonst nicht hört, denn der Kukuk beim Kohlenmathes ruft achtmal.

„Wir müssen in die Schule," sagte Amrei und wanderte mit ihrem Bruder rasch wiederum den Gartenweg hinein in das Dorf. An der hintern Scheuer des Rodelbauern sagte Dami: „Bei unserm Pfleger haben sie heute schon viel gedroschen." Er deutete dabei auf die Wieden der abgedroschenen Garben, die wie Merkzeichen über dem Halbthore der Scheuer hingen. Amrei nickte still.

2. Die ferne Seele.

Der Rodelbauer, dessen Haus mit dem rothangestrichenen Gebälk und einem frommen Spruch in großer Herzform, nicht weit vom Hause des Josenhans stand, hatte sich vom Gemeinderath zum Pfleger der verwaisten Kinder ernennen lassen. Er weigerte das um so weniger, da Josenhans vordem als Anderknecht bei ihm gedient hatte. Seine Pflegschaft bestand aber in weiter nichts, als daß er die unverkauften Kleider des Vaters aufbewahrte und manchmal, wenn er Einem der Kinder begegnete, im Vorübergehen fragte: „bist brav?“ und ohne die Antwort abzuwarten, weiter schritt. Dennoch war in den Kindern ein seltsamer Stolz, da sie erfuhren, daß der Großbauer ihr Pfleger sei; sie kamen sich dadurch als etwas ganz Besonderes, fast Fürnehmes vor. Sie standen oft abseits bei dem großen Hause und schauten verlangend hinauf, als erwarteten sie Etwas und wußten nicht was; und bei den Eggen und Pflügen neben der Scheune saßen die Kinder oft und lasen immer wieder den Bibelspruch am Hause. Das Haus redete doch mit ihnen, wenn auch sonst Niemand daraus.

Es war am Sonntag vor Allerseelen, als die Kinder wiederum vor dem verschlossenen Elternhaus spielten — sie waren wie an den Ort gebannt — da kam

die Landfriedbäuerin den Hochdorfer Weg herein; sie trug einen großen rothen Regenschirm unterm Arm und ein schwarzes Gesangbuch in der Hand. Sie machte den letzten Besuch in ihrem Geburtsorte, denn schon gestern hatte der Knecht auf einem vierspännigen Wagen den gesammten Hausrath zum Dorf hinausgefahren und morgen in der Frühe wollte sie mit ihrem Mann und ihren drei Kindern auf das neuerkaufte Gut im fernen Allgäu ziehen. Schon von weitem bei der Hanfbreche nickte die Landfriedbäuerin den Kindern zu, denn Kinder sind ein guter „Angang“ — so nennt man die erste Begegnung — aber die Kinder konnten nichts davon sehen, so wenig als von den wehmuthsvollen Mienen der Bäuerin. Als sie jetzt bei den Kindern stand, sagte sie: „Grüß Gott, Kinder! Was thut denn ihr schon da? Wem gehöret ihr?“

„Da dem Josenhans,“ antwortete Amrei, auf das Haus deutend.

„O ihr armen Kinder,“ rief die Bäuerin, die Hände zusammenschlagend; „dich hätt' ich kennen sollen, Mädle, grad so hat deine Mutter ausgesehen, wie sie mit mir in die Schul' gegangen ist. Wir sind gute Kamrädinnen gewesen und euer Vater hat ja bei meinem Vetter, dem Rodelbauer, gedient. Ich weiß Alles von euch. Aber sag' Amrei, warum hast du keine Schuhe an? Du kannst ja krank werden bei dem Wetter? Sag' der Marann', die Landfriedbäuerin von Hochdorf ließe ihr sagen, es sei nicht brav, daß sie dich so herumlaufen läßt. Nein, brauchst Nichts sagen, ich will schon selber mit ihr reden. Aber Amrei, du mußt

jetzt groß und gescheidt sein und selber auf dich Acht geben. Denk' daran, wenn das deine Mutter wüßt', daß du in solcher Jahrszeit so barfuß herumlaufst!" Das Kind schaute die Bäuerin groß an, als wollte es sagen: weiß denn die Mutter Nichts davon? Die Bäuerin aber fuhr fort: „Das ist noch das Aergste, daß ihr nicht einmal wissen könnet, was für rechtschaffene Eltern ihr gehabt: drum müssen's euch ältere Leute sagen. Denket daran, daß ihr euren Eltern erst die rechte Seligkeit gebt, wenn sie im Himmel droben hören, wie hier unten die Menschen sagen: des Josenhansen Kinder, die sind die Probe von allem Guten, da sieht man recht deutlich den Segen der rechtschaffenen Eltern."

Rasche Thränen rannen bei diesen letzten Worten der Bäuerin von den Wangen. Die schmerzliche Rührung in ihrer Seele, die noch einen ganz andern Grund hatte, brach jetzt bei diesen Gedanken und Worten unaufhaltsam hervor, und Eigenes und Fremdes floß ineinander. Sie legte ihre Hand auf das Haupt des Mädchens, das im Anblick der weinenden Frau auch heftig zu weinen begann; es mochte fühlen, wie sich eine gute Seele ihm zuwendete, und eine dämmernde Ahnung, daß es wirklich seine Eltern verloren, begann ihm aufzugehen.

Das Angesicht der Frau leuchtete aber plötzlich auf. Sie richtete das Auge, in dem noch Thränen hingen, zum Himmel auf und sagte: „Guter Gott, das schickst Du mir." Dann fuhr sie zu dem Kind gewendet fort: „Horch, ich will dich mitnehmen. Meine Lisbeth ist

mir in deinem Alter genommen worden. Sag, willst du mit mir in's Allgäu gehen und bei mir bleiben?"

„Ja," sagte Amrei entschlossen.

Da fühlte sie sich von hinten angefaßt und geschlagen.

„Du darfst nicht," rief Dami, der sie umfaßte und sein ganzes Wesen zitterte.

„Sei stet," beruhigte Amrei, „die gute Frau nimmt dich ja auch mit. Nicht wahr, mein Dami geht auch mit uns?"

„Nein, Kind, das geht nicht, ich hab' Buben genug."

„Dann bleib' ich auch da," sagte Amrei und faßte ihren Bruder an der Hand.

Die fremde Frau war in sich zusammengeschauert und jetzt sah sie mit einer Art von Erleichterung auf das Kind. In überwallender Empfindung, vom reinsten Zuge des Wohlthuns erfaßt, hatte sie eine That und eine Verpflichtung auf sich nehmen wollen, deren Schwere und Bedeutung sie nicht sattsam überlegt hatte, und namentlich wie ihr Mann, ohne vorher gefragt zu sein, das aufnehmen werde. Als jetzt das Kind selber sich weigerte, trat eine Ernüchterung ein und ihr ward Alles rasch klar; darum ging sie mit einer gewissen Erleichterung schnell auf die Abwehr ihres Unternehmens ein. Sie hatte ihrem Herzen genügt, indem sie die That thun wollte, und jetzt, da sich Hindernisse entgegenstellten, hatte sie eine eigene Art von Befriedigung, daß die That unterblieb, ohne daß sie selbst ihr Wort zurücknahm.

„Wie du willst," sagte die Bäuerin. „Ich will

dich nicht überreden. Wer weiß, vielleicht ist es auch besser so, daß du zuerst groß wirst. In der Jugend Noth ertragen lernen, das thut gut, das Bessere nimmt sich leicht an; wer noch etwas Rechtes geworden ist, hat in der Jugend Schweres erfahren müssen. Sei nur brav. Aber das behalt' im Andenken, daß du allzeit, wenn du brav bist, um deiner Eltern willen eine Unterkunft bei mir haben sollst, so lang mir Gott das Leben läßt. Denk' daran, daß du nicht verlassen bist auf der Welt, wenn dir's übel geht. Merk' dir nur die Landfriedbäuerin in Zusmarshofen im Allgäu. Und noch Eins. Sag' im Dorf nichts davon, daß ich dich hab' annehmen wollen; es ist auch wegen der Leute, sie werden dir's übel nehmen, daß du nicht mitgegangen bist. Aber es ist schon gut so. Wart', ich will dir noch was geben, daß du an mich denkst." Sie suchte in den Taschen, aber plötzlich fuhr sie sich an den Hals und sagte: „Nein, nimm nur das." Sie hauchte sich mehrmals in die steifen Finger, bis sie es zu Stande brachte, denn sie nestelte eine fünfreihige Granatschnur, daran ein gehenkelter Schweden-Dukaten hing, vom Halse und schlang das Geschmeide um den Hals des Kindes, wobei sie es küßte. Amrei sah wie verzaubert drein unter all diesen Hantierungen. „Für dich hab' ich leider Nichts," sagte die Frau zu Dami, der eine Gerte, die er in der Hand hielt, in immer kleinere Stücke zerbrach, „aber ich schicke dir ein Paar lederne Hosen von meinem Johannes, sie sind noch ganz gut. Du kannst sie tragen, wenn du größer bist. Jetzt b'hüt euch Gott, ihr lieben Kinder. Wenn's

möglich ist, komme ich noch zu dir Amrei. Schicke mir nach der Kirche jedenfalls die Marann'. Bleibet brav und betet fleißig für eure Eltern in der Ewigkeit und vergesset nicht, daß ihr im Himmel und auf Erden noch Annehmer habt."

Die Bäuerin, die zum behenden Gang ihren Oberrock in Zwickel aufgesteckt hatte, ließ ihn jetzt beim Eingange des Dorfes herab, und mit raschen Schritten ging sie das Dorf hinein und wendete sich nicht mehr um.

Amrei faßte sich an den Hals, beugte das Gesicht nieder und wollte immer die Denkmünze betrachten, aber es gelang ihr nicht ganz. Dami kaute an dem letzten Stück seiner Gerte, und als ihn jetzt die Schwester betrachtete und Thränen in seinen Augen sah, sagte sie:

„Wirst sehen, du kriegst das schönste Paar Hosen im Dorf."

„Und ich nehm' sie nicht," sagte Dami und spie dabei ein Stück Holz aus.

„Ich will ihr schon sagen, daß sie dir auch ein Messer kaufen muß. Ich bleib' heut' den ganzen Tag daheim, sie kommt ja noch zu uns."

„Ja, wenn sie schon da wär'," entgegnete Dami, ohne zu wissen was er sagte; nur sein Zorn und das Gefühl der Zurücksetzung hatte ihm diesen mißtrauischen Vorwurf eingegeben.

Es läutete schon zum Erstenmal, die Kinder eilten ins Dorf zurück. Amrei übergab mit kurzem Bericht den neugewonnenen Schmuck der Marann', und diese sagte:

„Du bist ja ein Glückskind! Ich will dir's gut aufheben. Jetzt hurtig in die Kirche."

Während des Gottesdienstes sahen die beiden Kinder immer nach der Landfriedbäuerin und beim Ausgang warteten sie an der Thür; aber die vornehme Bäuerin war von so vielen Menschen umringt, die alle in sie hineinredeten, daß sie sich immer im Kreise drehen mußte, um bald da, bald dort zu antworten. Für den wartenden Blick der Kinder und deren ständiges Nicken fand sie keine Aufmerksamkeit.

Die Landfriedbäuerin hatte das jüngste Töchterchen des Rodelbauern, die Rosel, an der Hand; sie war um ein Jahr älter als Amrei und diese stieß in der Entfernung immer vor sich hin, als müßte sie die Zudringliche, die ihren Platz einnahm, wegdrängen. Oder hatte die vornehme Bäuerin nur ein Auge für Amrei draußen beim letzten Haus in der Einsamkeit, aber mitten unter den Menschen kannte sie sie nicht? Gelten da nur die Kinder reicher Leute, die Kinder der Verwandten? Amrei erschrak, als sie diesen leise sich regenden Gedanken plötzlich laut hörte, denn Dami sprach ihn aus; aber während sie mit dem Bruder in ziemlicher Entfernung dem großen Trupp folgte, der die Landfriedbäuerin umgab, suchte sie den bösen Gedanken dem Bruder und wohl damit auch sich auszureden. Die Landfriedbäuerin verschwand endlich im Hause des Rodelbauern und die Kinder kehrten still zurück, bis Dami plötzlich sagte:

„Wenn sie zu dir kommt, sag' nur auch, daß sie auch zum Krappenzacher gehen muß und ihm sagen, daß er gut gegen mich sein soll."

Amrei nickte und die Kinder trennten sich, ein Jedes ging nach dem Hause, wo es eine Unterkunft gefunden hatte.

Die Nebel, die sich am Morgen verzogen hatten, kamen am Mittag als voller Regenguß hernieder.

Der große rothe Regenschirm der Landfriedbäuerin bewegte sich aufgespannt hin und her im Dorf und man sah kaum die Gestalt, die darunter war. Die schwarze Marann' hatte die Landfriedbäuerin nicht getroffen und sagte bei der Heimkunft: „Sie kann ja auch zu mir kommen, ich will Nichts von ihr." Die beiden Kinder wanderten wieder hinaus nach dem elterlichen Haus und saßen dort zusammengekauert auf der Thürschwelle und redeten fast kein Wort. Wieder schienen sie zu ahnen, daß die Eltern doch nicht wieder kämen und Dami wollte zählen wie viel Tropfen von der Dachtraufe fielen; aber es ging ihm allzuschnell und er machte sich's leicht und schrie auf Einmal: „Tausend Millionen!"

„Da muß sie vorbei, wenn sie heimgeht," sagte Amrei, „und da rufen wir sie; schrei' nur auch recht mit, und dann wollen wir schon weiter mit ihr reden." So sagte Amrei, denn die Kinder warteten hier noch auf die Landfriedbäuerin.

Es klatschte eine Peitsche im Dorf. Man hörte jenes nachspritzende Pferdegetrapp im aufgeweichten Wege und ein Wagen rollte herbei.

„Wirst sehen, der Vater und die Mutter kommen in einer Kutsche und holen uns," rief Dami.

Amrei schaute traurig nach ihrem Bruder um und

sagte: „Schwätz nicht so viel.“ Als sie sich umwendete, war der Wagen ganz nahe, es winkte Jemand von demselben unter einem rothen Regenschirm hervor, und fort rollte das Gefährte und nur der Spitz des Kohlenmathes bellte ihm eine Weile nach und that als wollte er mit seinen Zähnen die Speichen aufhalten; aber am Weiher kehrte er wieder zurück, bellte noch einmal hinaus unter der Hausthüre und schlüpfte dann hinein in's Haus.

„Haidi! fort ist sie!“ sagte Dami wie triumphirend; es war ja die Landfriedbäuerin. „Hast des Rodelbauern Rappen nicht gekannt? Die haben sie davon geführt. Vergiß meine ledernen Hosen nicht!“ schrie er noch laut mit aller Kraft seiner Stimme, obgleich der Wagen bereits im Thale verschwunden war und jetzt schon die kleine Anhöhe am Holderwasen hinaufkroch.

Die Kinder kehrten still in's Dorf zurück.

---

3. Vom Baum am Elternhause.

Am Tage vor Allerseelen sagte die schwarze Marann' zu den Kindern:

„Jetzt holt ordentlich Vogelbeeren, morgen brauchen wir sie auf dem Kirchhof.“

„Ich weiß wo, ich kann holen,“ sagte Dami mit einer wahrhaft gierigen Freude und rannte zum Dorf hinaus, daß ihn Amrei kaum erreichen konnte. Als sie am elterlichen Hause ankam, war er schon oben auf dem Baum und neckte sie stolz, sie solle auch heraufkommen, weil er wußte, daß sie das nicht könne. Er pflückte nun die rothen Beeren und warf sie hinab in die Schürze der Schwester. Sie bat ihn, er möge auch die Stiele mit abpflücken, sie wolle einen Kranz machen. Er sagte: „Das thu' ich nicht!“ Und doch kam fortan keine Beere ohne Stiel mehr herunter.

„Horch wie die Spatzen schelten!“ rief Dami vom Baume, „die ärgern sich, daß ich ihnen ihr Futter wegnehme.“ Und als er endlich Alles abgepflückt hatte, sagte er: „Ich gehe nicht mehr herunter, ich bleib' da oben Tag und Nacht, bis ich todt herunter falle, und komme gar nicht mehr zu dir, wenn du mir nicht was versprichst.“

„Was denn?“

„Daß du deinen Anhenker von der Landfriedbäuerin nie trägst, so lange ich's sehe; versprichst du mir das?“

„Nein!“

„So komm' ich nicht mehr herunter!“

„Meinetwegen!“ sagte Amrei und ging mit den Vogelbeeren davon. Sie setzte sich aber nicht weit entfernt hinter einen Holzstoß, wand einen Kranz und schielte dabei immer hinaus, ob Dami nicht endlich käme. Sie setzte sich den Kranz auf und plötzlich überfiel sie eine unnennbare Angst wegen Dami. Sie rannte zurück, Dami saß rittlings auf einem Ast an den Stamm zurückgelehnt und die Arme übereinander geschlagen.

„Komm herunter, ich verspreche dir, was du willst!“ rief Amrei und in einem Nu war Dami bei ihr auf dem Boden.

Zu Hause schalt die schwarze Marann' über das alberne Kind, das sich aus den Beeren, die man zum Grabe der Eltern brauche, einen Kranz gemacht habe. Sie zerriß denselben schnell und sprach dabei einige unverständliche Worte; dann nahm sie beide Kinder an der Hand und führte sie hinaus nach dem Kirchhof. Wo zwei Erdhaufen nahe an einander waren sagte sie: „Da sind Eure Eltern.“ Die Kinder sahen sich staunend an. Die Marann' machte nun mit einem Stock Furchen in Kreuzesform auf den Gräbern und wies die Kinder an, die Beeren da hinein zu stecken. Dami war behend dabei und triumphirte, da er mit seinem rothen Kreuze früher fertig war als die Schwester. Amrei schaute ihn nur groß an und erwiderte Nichts,

und erst als Dami sagte: „Das wird den Vater freuen,“ schlug sie ihn hinterrücks und rief: „Sei still.“ Dami weinte, vielleicht ärger als es ihm ernst war; da rief Amrei laut: „Um Gotteswillen verzeih mir, verzeih mir, daß ich dir das gethan hab'. Hier, da verspreche ich dir, ich will dir mein Lebenlang Alles thun was ich kann, und Alles geben was ich hab'; gelt Dami, ich hab' dir nicht weh gethan? Kannst dich drauf verlassen, es geschieht nie mehr so lang ich lebe, nie mehr, nie. O Mutter, o Vater, ich will brav sein, ich versprech's euch; o Mutter, o Vater.“ — Sie konnte nicht weiter reden, aber sie weinte nicht laut, nur sah man, es gab ihr einen Herzstoß nach dem andern und erst als die schwarze Marann' laut weinte, weinte Amrei mit ihr.

Sie gingen heim und als Dami „gute Nacht“ sagte, raunte ihm Amrei leise in's Ohr:

„Jetzt weiß ich's, wir sehen unsere Eltern nie mehr auf dieser Welt; „aber noch in dieser Mittheilung lag eine gewisse kindische Freude, ein Kinderstolz, der sich damit brüstet, Etwas zu wissen; und doch war in der Seele dieses Kindes Etwas aufgetaucht vom Bewußtsein jenes auf ewig abgeschnittenen Zusammenhanges mit dem Leben, das sich aufthut im Gedanken der Elternlosigkeit.

Wenn der Tod die Lippen geschlossen, die dich Kind nennen mußten, ist dir ein Lebensathem verschwunden, der nimmer wiederkehrt.

Noch als die schwarze Marann' bei Amrei am Bette saß, sagte diese: „Ich mein' ich fall' und fall' jetzt

immerfort, lasset mir nur Eure Hand;" und sie hielt die Hand fest und begann zu schlummern, aber so oft die schwarze Marann' ihre Hand zurückziehen wollte, haschte sie wieder darnach. Die Marann' verstand, was das Gefühl vom endlosen Fallen bei dem Kinde zu bedeuten hatte: das ist ja beim Innewerden vom Tode der Eltern als schwebte man im Wurfe, man weiß nicht woher und weiß nicht wohin.

Erst spät gegen Mitternacht konnte die schwarze Marann' das Bett des Kindes verlassen, nachdem sie ihre gewohnten zwölf Vaterunser wer weiß zum wie wie vielten mal wiederholt hatte.

Ein strenger Trotz lag auf dem Gesicht des schlafenden Kindes. Es hatte die eine Hand auf die Brust gelegt und die schwarze Marann' hob sie ihm leise weg und sagte halblaut vor sich hin:

„Wenn nur immer ein Auge, das über dich wacht, und eine Hand die dir helfen will, dir so wie jetzt im Schlaf, ohne daß du es weißt, die Schwere vom Herzen nehmen könnte! Das kann aber kein Mensch, das kann nur Er . . . Thu' du meinem Kind in der Fremde was ich diesem da thue."

Die schwarze Marann' war eine „geschiedene" Frau, d. h. die Leute fürchteten sich fast vor ihr, so herb erschien sie in ihrem Wesen. Sie hatte vor bald achtzehn Jahren ihren Mann verloren, der bei einem räuberischen Anfall den er mit Genossen auf den Eilwagen gemacht hatte, erschossen worden war. Die Marann' trug ein Kind unter dem Herzen als die Leiche ihres Mannes mit dem schwarzberußten Gesicht ins Dorf

gebracht wurde; aber sie faßte sich und wusch dem Todten das Gesicht rein, als könnte sie damit auch seine schwarze Schuld abwaschen. Drei Töchter starben ihr und nur das Kind, das sie damals unter dem Herzen getragen, war noch am Leben. Es war ein schmucker Bursch geworden, wenn auch mit seltsam schwärzlichem Gesicht und er war jetzt als Maurergesell in der Fremde. Denn von der Zeit Brosi's her, und namentlich seit dessen Sohn Severin sich mit dem Steinhammer zu so hohen Ehrenstellen hinaufgearbeitet, hatte sich ein großer Theil des Nachwuchses in Haldenbrunn dem Maurerhandwerk gewidmet. Unter den Kindern war allezeit von Severin die Rede, wie von dem Prinzen im Mährchen. So war auch das einzige Kind der schwarzen Marann' trotz deren Widerrede Maurer geworden und jetzt auf der Wanderschaft, und sie die ihr Lebenlang nicht aus dem Dorfe gekommen war und auch kein Verlangen hatte hinaus zu kommen, sagte manchmal: sie komme sich vor, wie eine Henne, die eine Ente ausgebrütet; aber sie gluckste fast immer in sich hinein.

Man sollte es kaum glauben, daß die schwarze Marann' eine der heitersten Personen im Dorf war; man sah sie nie traurig, sie gönnte es den Menschen nicht, daß sie Mitleid mit ihr haben sollten. Und darum war sie ihnen unheimlich. Sie war im Winter die fleißigste Spinnerin im Dorf und im Sommer die emsigste Holzsammlerin, so daß sie noch einen guten Theil davon verkaufen konnte, und „mein Johannes,“ (so hieß ihr noch lebender Sohn) „mein Johannes,“

hörte man in jeder ihrer Reden. Die kleine Amrei hatte sie, wie sie sagte, nicht aus Gutmüthigkeit zu sich genommen, sondern nur weil sie ein lebendiges Wesen um sich haben wollte. Sie that gern recht rauh vor den Leuten und war stolz darauf, vor sich selber besser zu sein, als sie dafür galt.

Der gerade Gegensatz zu ihr war der Krappenzacher, bei dem Dami ein Unterkommen gefunden; der stellte sich draußen vor der Welt gern als der gutmüthigste Allesverschenker, im Geheimen aber knuffte und mißhandelte er seine Angehörigen und besonders den Dami, für den er nur ein geringes Kostgeld erhielt. Er hieß eigentlich Zacharias und hatte seinen Spitznamen davon, weil er einst seiner Frau ein Paar fein hergerichtete Tauben als Braten heimgebracht hatte; es waren dieß aber ein Paar gerupfte Raben, hier zu Lande Krappen genannt. Der Krappenzacher, der einen Stelzfuß hatte, verbrachte seine meiste Zeit damit, daß er wollene Strümpfe und Jacken strickte, und so saß er mit seinem Strickzeuge überall im Dorfe herum, wo es was zu plaudern gab; und dieses Geplauder, bei dem er allerlei hörte, diente ihm zu sehr einträglichen Nebengeschäften. Er war der sogenannte Heirathsmacher in der Gegend, denn namentlich da, wo sich noch die großen geschlossenen Güter finden, geschehen die Heirathen in der Regel durch Vermittler, die die entsprechenden Vermögensverhältnisse genau auskundschaften und Alles vorher bestimmen. Und wenn dann eine solche Heirath zu Stande gebracht war, spielte der Krappenzacher noch bei der Hochzeit die Geige auf, denn darin war er ein

landeskundiger Meister. Er verstand aber auch die Clarinette und das Horn zu blasen, wenn ihm die Hände vom Geigen müde waren. Er war eben ein Allerweltsmensch.

Das weinerliche und empfindliche Wesen Dami's war dem Krappenzacher höchlich zuwider und er wollte es ihm damit austreiben, daß er ihn recht viel weinen machte und ihn neckte, wo er nur konnte.

So waren die beiden Stämmchen, aus demselben Boden erwachsen, in verschiedenes Erdreich verpflanzt. Standort und Bodensaft und die eigene Natur, die sie in sich trugen, ließen sie verschiedenartig gedeihen.

---

4. Thu' dich auf.

Am Allerseelentag, er war trübe und neblig, waren die Kinder mitten unter den Versammelten auf dem Kirchhof. Der Krappenzacher hatte Dami an der Hand dahin geführt. Amrei aber war allein gekommen ohne die schwarze Marann' und Viele schimpften über die hartherzige Frau, und einige trafen einen Theil der Wahrheit, indem sie sagten: die Marann' wolle nichts von dem Besuchen der Gräber, weil sie nicht wisse wo das Grab ihres Mannes sei. Amrei war still und vergoß keine Thräne, während Dami bei den mitleidigen Reden der Menschen jämmerlich weinte, freilich auch, wenn ihn der Krappenzacher mehrmals heimlich geknufft und gezwickt hatte. Amrei starrte eine Zeitlang träumerisch vergessen hinein in die Lichter zu Häupten der Gräber und sah staunend, wie die Flamme das Wachs auffrißt, der Docht immer mehr verkohlt, bis endlich das Licht ganz herabgebrannt ist.

Unter den Versammelten bewegte sich auch ein Mann in vornehmer städtischer Kleidung, mit einem Band im Knopfloch; es war der Oberbaurath Severin, der auf einer Inspectionsreise begriffen, hier das Grab seiner Eltern, Brosi und Moni, besuchte. Seine Geschwister und deren Angehörigen umgaben ihn stets mit einer gewissen Ehrerbietung und die Andacht war fast ganz

abgelenkt und auf diesen Vornehmen alle Aufmerksamkeit gerichtet.

Auch Amrei betrachtete ihn und fragte den Krappenzacher: „Ist das ein Hochzeiter?"

„Warum?"

„Weil er ein Bändel im Knopfloch hat."

Statt aller Antwort hatte der Krappenzacher nichts Eiligeres zu thun, als auf eine Gruppe loszugehen und zu sagen, welch' eine dumme Rede da das Kind gethan habe. Und mitten unter den Gräbern erscholl lautes Gelächter über solche Albernheit. Nur die Rodelbäuerin sagte: „Ich finde das gar nicht so hirnlos. Wenn's auch ein Ehrenzeichen ist, was der Severin hat, es bleibt doch wunderlich, da auf dem Kirchhof mit einer Auszeichnung herumzulaufen; da, wo sich zeigt, was aus uns Allen wird, habe man im Leben Kleider von Seide oder von Zwillich angehabt. Es hat mich schon verdrossen, daß er damit in der Kirche war; so Etwas muß man abthun, ehe man in die Kirche geht, um wie viel mehr auf dem Kirchhof."

Die Kunde von der Frage der kleinen Amrei mußte doch auch bis zu Severin gedrungen sein, denn man sah ihn hastig seinen Oberrock zuknöpfen und dabei nickte er nach dem Kinde hin. Jetzt hörte man ihn fragen, wer das sei und kaum hatte er die Antwort vernommen, als er auf die beiden Kinder an den frischen Gräbern zueilte und zu Amrei sagte: „Komm her, Kind, mach' deine Hand auf, hier schenke ich dir einen Dukaten; davon schaffe dir an, was du brauchst."

Das Kind starrte drein und antwortete nicht. Und

kaum hatte Severin den Rücken gewendet, als es ihm halblaut nachrief: „Ich nehm' nichts geschenkt," und ihm dabei den Dukaten nachschleuderte. Viele, die das gesehen hatten, kamen auf Amrei zu und schimpften auf sie hinein und eben als sie daran waren, sie zu mißhandeln, wurde sie wiederum von der Rodelbäuerin, die sie schon einmal mit Worten beschützt hatte, vor den rohen Händen gerettet. Auch sie verlangte indeß, daß Amrei wenigstens Severin nacheile und ihm danke; doch Amrei gab auf keinerlei Rede eine Antwort; sie blieb starr, so daß auch ihre Beschützerin von ihr abließ. Nur mit großer Mühe fand man den Dukaten wieder und ein Gemeinderath, der zugegen war, nahm ihn sogleich in Verwahrung, um ihn dem Pfleger der Kinder zu übergeben.

Dieses Ereigniß brachte der kleinen Amrei einen seltsamen Ruf im Dorf. Man sagte, sie sei doch erst wenige Tage bei der schwarzen Marann' und habe schon ganz deren Art und Weise. Man fand es unerhört, daß ein Kind aus solcher Armuthei einen solchen Stolz haben könne; und indem man ihr diesen Stolz auf allen Wegen und Stegen vorwarf, ward sie dessen erst recht inne, und in der jungen Kinderseele regte sich ein Trotz, ihn nur desto mehr zu bewahren. Die schwarze Marann' that auch das Ihre, um solche Stimmung zu befestigen, denn sie sagte: „Es kann einem Armen kein größeres Glück geschehen, als wenn man es für stolz hält; dadurch ist man davor bewahrt, daß Jedes auf Einem herumtrampelt und noch verlangt, daß man sich dafür bedanke."

Im Winter war Amrei sehr viel bei dem Krappenzacher und hörte ihn besonders gern geigen. Ja der Krappenzacher sagte ihr einmal das große Lob: „Du bist nicht dumm,“ denn Amrei hatte nach einem langen Geigenspiel bemerkt: „Was doch so eine Geige den Athem so lang anhalten kann; das kann ich nicht.“ Und wenn daheim in stillen Winternächten die schwarze Marann' funkelnde und schauererregende Zaubergeschichten erzählte, da horchte Amrei mit offenem Munde und mehrmals rief sie die Alte zurückhaltend: „O Marann', haltet ein, ich muß wieder schnaufen.“

Niemand achtete sehr auf Amrei, und diese konnte träumen, wie es ihr in den Sinn kam und nur der Lehrer sagte einmal in der Gemeinderathssitzung: solch' ein Kind sei ihm noch nicht vorgekommen; es sei trotzig und nachgiebig, träumerisch und wachsam. In der That bildete sich schon früh bei allem kindischen Selbstvergessen ein Gefühl der Selbstverantwortlichkeit, eine Wehrhaftigkeit im Gegensatze zur Welt, zu ihrer Güte und Bosheit in der kleinen Amrei aus, während Dami bei allen kleinen Anlässen weinend zur Schwester kam und ihr klagte. Er hatte immer Mitleid mit sich selber, und wenn er in Raufhändeln von Spielgenossen niedergeworfen wurde, klagte er: „Ja, weil ich ein Waisenkind bin, schlagen sie mich. O wenn das mein Vater, meine Mutter wüßte!“ Und dann weinte er doppelt über die erfahrene Unbill. Dami ließ sich von allen Menschen zu essen schenken und wurde dadurch gefräßig, während Amrei mit Wenigem vorlieb nahm und sich dadurch äußerst mäßig gewöhnte. Selbst die wildesten

Buben fürchteten Amrei, ohne daß man wußte, woran sie ihre Kraft bewiesen hatte, während Dami vor ganz kleinen Jungen davon lief. In der Schule war Dami stets spielerisch, er bewegte die Füße und bog mit der Hand die Ecken der Blätter um, während er las. Amrei dagegen war stets zierlich und gewandt, aber sie weinte oft in der Schule, nicht wegen der Strafen, die sie selbst bekam, sondern so oft Dami gestraft wurde.

Am meisten konnte Amrei den Dami vergnügen, wenn sie ihm Räthsel schenkte. Noch immer saßen die beiden Kinder viel am Hause ihres reichen Pflegers, bald bei den Wagen, bald beim Backofen hinter dem Haus, an dem sie sich von außen wärmten, besonders im Herbste. Und Amrei fragte: „Was ist das Beste am Backofen?“

„Du weißt ja, ich kann nichts errathen,“ erwiderte Dami klagend.

„So will ich dir's sagen: Das Beste am Backofen ist, daß er das Brod nicht selber frißt.“ Und auf den Wagen vor dem Hause deutend fragte Amrei: „Was ist lauter Loch und hält doch?“

Ohne lange auf Antwort zu warten, setzte sie gleich hinzu: „Das ist die Kette.“

„Jetzt diese Räthsel schenkst du mir,“ sagte Dami und Amrei erwiderte: „Ja, du darfst sie aufgeben. Aber siehst du dort die Schafe kommen? Jetzt weiß ich noch ein Räthsel.“

„Nein,“ rief Dami, „nein, ich kann nicht drei behalten, ich hab' genug an zweien.“

„Nein, das mußt noch hören, sonst nehm' ich die

andern wieder.“ Und Dami sagte ängstlich in sich hinein, um es ja nicht zu vergessen: „Kette. Selberfressen,“ während Amrei fragte: „Auf welcher Seite haben die Schafe die meiste Wolle? — Mäh! Mäh! auf der auswendigen!“ setzte sie sogleich mit scherzendem Gesang hinzu, und Dami sprang davon, um seinen Kameraden die Räthsel aufzugeben. Er hielt beide Hände fest zu Fäusten zusammengepreßt als hätte er darin die Räthsel und wolle sie nicht verlieren. Als er aber bei den Kameraden ankam, wußte er doch nur noch das von der Kette, und des Rodelbauern Aeltester, den er gar nicht gefragt hatte und der viel zu groß dazu war, sagte schnell die Auflösung und Dami kam wieder weinend zur Schwester zurück.

Die Räthselkunst der kleinen Amrei blieb aber nicht lange verborgen im Dorf und selbst reiche, ernsthafte Bauern, die sonst mit Niemand, am wenigsten mit einem armen Kind viel Worte machen, ließen sich herbei, da und dort der kleinen Amrei ein Räthsel aufzugeben. Daß sie selber viele dergleichen wußte, das konnte sie von der schwarzen Marann' haben; aber daß sie neugesetzte so oft zu beantworten verstand, das erregte allgemeine Verwunderung. Amrei hätte nicht mehr unaufgehalten über die Straße oder auf's Feld gehen können, wenn sie nicht bald ein Mittel dagegen gefunden hätte. Sie stellte als Gesetz fest, daß sie Niemand ein Räthsel löse, dem sie nicht auch eins aufgeben dürfe. Sie aber wußte solche zu drechseln, daß man wie gebannt war. Noch nie war im Dorf einem armen Kinde so viel Beachtung zugewendet worden, als

der kleinen Amrei. Aber je mehr sie heran wuchs, um so weniger Aufmerksamkeit wurde ihr geschenkt; denn die Menschen betrachten nur die Blüthen und die Früchte mit theilnehmendem Auge, nicht aber jenen langen Uebergang, wo das Eine zum Andern wird. —

Amrei ging in ihr vierzehntes Jahr und war aus der Schule entlassen worden. Die Ermahnungen, die dabei an sie gerichtet wurden, machten nur wenig Eindruck. Das Verhalten der Selbstverantwortlichkeit, das sonst das Kinderherz so mächtig und räthselvoll bewegt, war ihr nicht neu; sie war von früh an darauf hingewiesen. Und jetzt eben in diesen Tagen gab ihr das Schicksal ein Räthsel auf, das schwer zu lösen war.

Die Kinder hatten einen Ohm, der sieben Stunden von Haldenbrunn, in Fluorn Holzhauer war; sie hatten ihn nur Einmal gesehen bei dem Begräbniß der Eltern, er ging hinter dem Schultheiß, der die Kinder an der Hand führte. Seitdem träumten die Kinder viel von dem Ohm in Fluorn. Man sagte ihnen oft, er sähe dem Vater ähnlich und nun waren sie noch begieriger, ihn zu sehen. Denn wenn sie auch noch manchmal glaubten, Vater und Mutter müßten plötzlich kommen, es könne ja gar nicht sein, daß sie nicht mehr da wären, so gewöhnten sie sich doch nach und nach daran, die Hoffnung aufzugeben und das um so mehr, je öfter der Allerseelentag wiedergekehrt war, zu dem sie das Grab der Eltern mit Vogelbeeren besteckten, und nachdem sie schon lange auf ein und demselben schwarzen Kreuze den Namen der Eltern lesen konnten. Aber auch den Ohm in Fluorn vergaßen sie endlich fast ganz,

denn sie hörten viele Jahre nichts von ihm. Da wurden die beiden Kinder eines Tages in das Haus ihres Pflegers gerufen. Dort saß ein Mann, groß und lang und mit braunem Gesicht.

„Kommet her, Kinder," rief der Mann den Eintretenden zu. Er hatte eine rauhe, trockene Stimme. „Kennet ihr mich nicht mehr?"

Die Kinder sahen ihn mit aufgerissenen Augen an. Erwachte in ihnen eine Erinnerung an den Klang der väterlichen Stimme?

Der Mann fuhr fort: „Ich bin ja eures Vaters Bruder. Komm her, Lisbeth! Und auch du, Dami!"

„Ich heiße nicht Lisbeth! Ich heiße Amrei!" sagte das Mädchen und weinte. Es gab dem Ohm keine Hand. Ein Gefühl der Verfremdung machte es zittern, weil der Ohm es bei falschem Namen genannt.

„Wenn Ihr mein Ohm seid, warum wisset Ihr denn nicht mehr wie ich heiße?" fragte Amrei nochmals.

„Du bist ein dummes Kind, gleich gehst du hin und giebst ihm die Hand," herrschte der Rodelbauer und setzte dann zu dem Fremden halblaut hinzu: „Es ist ein unebenes Kind. Die schwarze Marann' hat ihm allerlei Wunderliches in den Kopf gesetzt und du weißt ja, es ist nicht geheuer bei ihr."

Amrei schaute sich verwundert um, und gab dem Ohm zitternd die Hand. Dami hatte das schon früher gethan und fragte jetzt: „Ohm, hast du uns auch was mitgebracht?"

„Hab' nicht viel zum Mitbringen; ich bring' euch

selber mit, ihr geht mit mir. Weißt du, Amrei, daß das gar nicht brav ist, daß du deinen Ohm nicht gern hast? Du hast ja sonst Niemand auf der Welt. Wen hast du denn sonst noch? Komm besser her, da setz' dich neben mich — noch näher. Siehst du? dein Dami der ist viel gescheiter. Er sieht auch mehr in unsere Familie, aber du gehörst doch auch zu uns."

Eine Magd kam und brachte viele Mannskleider und legte sie auf den Tisch.

„Das sind deines Bruders Kleider," sagte der Rodelbauer zu dem Fremden und dieser fuhr zu Amrei fort: „Siehst du? das sind deines Vaters Kleider, die nehmen wir jetzt mit und ihr geht auch mit, zuerst nach Fluorn und dann über den Bach."

Amrei berührte zitternd den Rock des Vaters und dessen blaugestreifte Weste. Der Ohm aber hob die Kleider auf, wies auf die zertragenen Ellenbogen hin und sagte zum Rodelbauer: „Die sind nicht viel werth, die lasse ich mir nicht hoch anschlagen, und ich weiß nicht einmal, ob ich die drüben in Amerika tragen kann ohne ausgespottet zu werden."

Amrei faßte krampfhaft einen Rockzipfel. Daß man die Kleider ihres Vaters, an die sie wie an ein kostbares und unbezahlbares Kleinod gedacht hatte, wenig werth nannte, das schien sie zu kränken, und daß diese Kleider in Amerika getragen und dort ausgespottet werden sollten, das Alles verwirrte sie fast; und überhaupt, was sollte denn das mit Amerika?

Sie wurde darüber bald aufgeklärt, denn die Rodelbäuerin kam und mit ihr die schwarze Marann', und

die Rodelbäuerin sagte: „Hör' einmal, Mann, ich meine, das geht nicht so schnell, daß man die Kinder da mit dem Mann nach Amerika schickt."

„Es ist ja ihr einziger leiblicher Verwandter, der Bruder des Josenhans."

„Ja freilich, aber er hat bis jetzt nicht viel davon gezeigt, daß er ein Verwandter; und ich meine, man kann das nicht ohne den Gemeinderath, und der kann's nicht einmal allein. Die Kinder haben hier ein Heimathsrecht, und das kann man ihnen nicht im Schlaf nehmen, denn die Kinder können ja noch nicht selber sagen, was sie wollen. Das heißt Einen im Schlaf forttragen."

„Meine Amrei ist aufgeweckt genug, die ist jetzt dreizehn Jahr alt, aber gescheidter als eine andere von dreißig, die weiß was sie will," sagte die schwarze Marann'.

„Ihr Beide hättet sollen Gemeinderath werden," sagte der Rodelbauer, „aber ich bin auch der Meinung, daß man die Kinder nicht wie Kälber am Strick nimmt und fortzieht. Gut, lasset den Mann selber mit ihnen reden, nachher läßt sich schon weiter sehen was zu machen ist; er ist einmal ihr natürlicher Annehmer und hat das Recht Vaterstelle an ihnen zu vertreten, wenn er will. Hör' einmal, geh' du jetzt mit deinen Bruderskindern ein wenig vor's Dorf hinaus und ihr Weiber bleibet da, es rede ihnen Keines zu und Keines ab."

Der Holzhauer nahm die beiden Kinder an der Hand und verließ mit ihnen Stube und Haus.

„Wohin wollen wir gehen?" fragte er die Kinder auf der Straße.

„Wenn du unser Vater sein willst, geh' mit uns heim; da drunten ist unser Haus," sagte Dami.

„Ist es denn offen?" fragte der Ohm.

„Nein, aber der Kohlenmathes hat den Schlüssel, er hat uns aber noch nie hineingelassen. Ich springe voraus und hole den Schlüssel." Und behend machte sich Dami los und sprang davon.

Amrei kam sich wie gefesselt vor an der Hand des Ohms und dieser redete doch jetzt mit zutraulicher Innigkeit in sie hinein; er erzählte fast wie zu seiner Entschuldigung, daß er selber eine schwere Familie habe, so daß er sich mit Frau und fünf Kindern nur mit Noth fortbringen könnte. Nun aber erhalte er von einem Mann, der große Waldungen in Amerika besitze, freie Ueberfahrt und nach fünf Jahren, wenn er den Wald umgerodet habe, ein großes Ackergut vom besten Boden als freies Eigenthum. Als Dank gegen Gott, der ihm das für sich und seine Kinder bescheerte, habe er sich sogleich vorgesetzt, eine Wohlthat zu thun und die Kinder seines Bruders mitzunehmen; er wolle sie aber nicht zwingen, und nehme sie überhaupt nur mit, wenn sie ihn von ganzem Herzen gern hätten und ihn als ihren zweiten Vater betrachteten. Amrei sah ihn nach diesen Worten groß an. Wenn sie es nur hätte machen können, daß sie diesen Mann liebte! Aber sie fürchtete sich fast vor ihm; sie wußte Nichts dagegen zu thun. Und daß er so plötzlich wie aus den Wolken fiel und verlangte: hab' mich lieb! das machte sie eher widersacherisch gegen ihn.

„Wo ist denn deine Frau?" fragte Amrei. Sie

mochte wohl fühlen, daß eine Frau sie milder und allmäliger angefaßt hätte.

„Ich will dir nur ehrlich sagen," erwiderte der Ohm, „meine Frau mengt sich nicht in diese Sache, sie hat gesagt, sie rede mir nicht zu und nicht ab. Sie ist ein bischen herb, aber nur von Anfang, und wenn du gut gegen sie bist, und du bist ja gescheit, so kannst du sie um den Finger wickeln. Und wenn dir auch einmal etwas geschieht, was dir nicht recht ist, denk' du bist bei deines Vaters Bruder und sag' mir's ganz allein, und ich will dir helfen wo ich kann. Aber du wirst sehen, du fängst jetzt erst zu leben an."

Amrei standen die Thränen in den Augen bei diesen Worten und doch konnte sie nichts sagen; sie fühlte sich fremd diesem Manne gegenüber. Seine Stimme bewegte sie, aber wenn sie ihn ansah, wäre sie gerne entflohen.

Da kam Dami mit dem Schlüssel. Amrei wollte ihm denselben abnehmen, aber er gab ihn nicht her. In der eigenthümlichen pedantischen Gewissenhaftigkeit der Kinder sagte er, daß er des Kohlenmathesen Frau heilig versprochen habe, den Schlüssel nur dem Ohm zu geben. Dieser empfing ihn und Amrei war's, als ob sich ein zaubervolles Geheimniß aufthue, da der Schlüssel zum Erstenmal im Schloß rasselte und jetzt sich drehte — die Klinke bog sich nieder und die Thüre ging auf. Eine eigenthümliche Gruftkälte hauchte aus dem schwarzen Hausflur, der zugleich als Küche gedient hatte. Auf dem Herde lag noch ein Häufchen Asche, an der Stubenthüre waren noch die Anfangsbuchstaben

vom Caspar, Melchior, Balthes und darunter die Jahrzahl vom Tode der Eltern mit Kreide angeschrieben. Amrei las sie laut; das hatte noch der Vater angeschrieben. „Schau," rief Dami, „der Achter ist grade so gezogen, wie du ihn machst, und wie's der Lehrer nicht leiden will, so von rechts nach links." Amrei winkte ihm still zu sein. Sie fand es fürchterlich und sündhaft, daß der Dami hier so leicht sprach, hier, wo es ihr war wie in der Kirche, ja wie mitten in der Ewigkeit, ganz außerhalb der Welt und doch mitten drin. Sie öffnete selber die Stubenthüre. Die Stube war finster wie ein Grab, denn die Laden waren geschlossen und nur durch eine Ritze drang ein zitternder Sonnenstrahl herein und just auf einen Engelkopf am Kachelofen, so daß der Engel zu lachen schien. Amrei fiel erschrocken nieder, und als sie sich aufrichtete, hatte der Ohm einen Fensterladen geöffnet und warme Luft drang von außen herein. Hier innen war es so kalt. In der Stube war nichts mehr von Hausrath als eine an die Wand genagelte Bank. — Dort hatte die Mutter gesponnen und dort hatte sie die Händchen Amrei's zusammengefügt und sie stricken gelehrt.

„So, Kinder, jetzt wollen wir wieder gehen," sagte der Ohm, „da ist nicht gut sein. Kommet mit zum Bäcker, ich kauf' Jedem ein Weißbrod; oder wollet ihr lieber eine Brezel?"

„Nein, noch eine Weile dableiben," sprach Amrei und streichelte immer den Platz, worauf die Mutter gesessen hatte. Auf einen weißen Fleck an der Wand deutend, fuhr sie dann halblaut fort: „Da hat unsere

Kukuksuhr gehangen und dort der Soldatenabschied von unserm Vater und da die Stränge Garn, die die Mutter gesponnen hat; sie hat noch feiner spinnen können als die schwarze Marann', ja die schwarze Marann' hat's selber gesagt: immer einen Schneller mehr aus dem Pfund als jedes Andere und Alles so gleichling — da ist kein Knötele drin gewesen, und siehst den Ring da oben an der Decke? Das ist schön gewesen, wenn sie da den Zwirn gemacht hat. Wenn ich damals schon bei Verstand gewesen wäre, hätte ich nicht zugegeben, daß man der Mutter ihre Kunkel verkauft, es wäre mein Erbstück; aber es hat sich eben Niemand unserer angenommen. O Mutter! o Vater! wenn ihr es wüßtet, wie wir herumgestoßen worden sind, es thäte euch noch jammern in der Seligkeit."

Amrei fing laut an zu weinen und Dami weinte mit. Selbst der Ohm trocknete sich eine Thräne und drang nochmals darauf, daß man jetzt fortgehe, denn es ärgerte ihn zugleich, daß er sich und den Kindern dieses unnöthige Herzeleid gemacht; Amrei aber sagte heftig: „Wenn Ihr auch gehet, ich gehe nicht mit."

„Wie meinst du das? Du willst gar nicht mitgehen?"

Amrei erschrack, sie ward erst jetzt inne, was sie gesagt hatte, aber sie erwiderte bald:

„Nein, vom Andern weiß ich noch nichts. Ich meine nur so: gutwillig gehe ich jetzt nicht aus dem Haus, bis ich Alles wiedergesehen habe. Komm, Dami, du bist ja mein Bruder, komm mit auf den Speicher, weißt? wo wir Versteckens gespielt haben, hinterm

Kamin; und dann wollen wir zum Fenster 'nausgucken, wo wir die Morcheln getrocknet haben. Weißt nicht mehr, das schöne Guldenstück, das der Vater dafür bekommen hat?"

Es raschelte Etwas und kollerte über der Decke. Alle Drei erschracken. Aber der Ohm sagte schnell: „Bleib' da, Dami, und du auch. Was wollet ihr da oben? Höret ihr nicht, wie die Mäus' rasseln?"

„Komm du nur mit, die werden uns nicht fressen," drängte Amrei; aber Dami erklärte, daß er nicht mitgehe, und obgleich Amrei innerlich Furcht hatte, faßte sie sich doch ein Herz und ging allein nach dem Speicher hinauf. Sie kam aber bald wieder zurück, leichenblaß, und hatte nichts als einen Büschel altes Kümmelstroh in der Hand.

„Der Dami geht mit mir nach Amerika," sagte der Ohm zu der Hinzutretenden, und diese erwiderte, das Stroh in der Hand zerbrechend: „Ich habe nichts dagegen. Ich weiß noch nicht was ich thue, aber er kann auch allein gehen."

„Nein," rief Dami, „das thu' ich nicht. Du bist damals mit der Landfriedbäuerin nicht gegangen, wie sie dich hat mitnehmen wollen, und so gehe ich auch nicht allein, aber mit dir."

„Nun denn, so überleg' dir's, du bist gescheit genug," schloß der Ohm, verriegelte wiederum den Laden, so daß man im Finstern stand, drängte dann die Kinder zur Stubenthür und zum Hausflur hinaus, verschloß die Hausthür und ging, dem Kohlenmathes den Schlüssel wieder zu bringen und dann mit Dami allein

in's Dorf hinein. Noch aus der Ferne rief er Amrei zu: „Du hast noch bis Morgen früh Zeit, dann geh' ich fort, ob ihr mitgehet oder nicht."

Amrei war allein und sie schaute den Weggehenden nach, und es kam ihr seltsam vor, daß ein Mensch vom andern weggehen kann. „Dort geht er hin und er gehört doch zu dir und du zu ihm."

Seltsam! Wie es im wirklichen Traume geschieht, daß das blos leise Angeregte sich in ihm erneuert und mit allerlei Wunderlichkeiten verflicht, so erging es jetzt Amrei im wachen Traum. Nur ganz flüchtig hatte Dami von der Begegnung mit der Landfriedbäuerin gesprochen; ihr Gedenken war halb erloschen in der Erinnerung, und jetzt wachte es wieder hell auf wie ein Bild aus vergangenem vorgeträumtem Leben. Amrei sagte sich fast laut: „Wer weiß, ob sie nicht auch manchmal so plötzlich, man kann nicht sagen woher, an dich denkt, und vielleicht jetzt eben in dieser Minute; und hier, dort unten hat sie dir's ja versprochen, daß sie dir eine Annehmerin sein will, wenn du kommst, dort bei den Kopfweiden. Warum bleiben nur die Bäume stehen, daß man sie allzeit sieht? Warum wird nicht auch ein Wort so Etwas wie ein Baum, das steht fest und man kann sich dran halten? Ja, es kommt nur darauf an, ob man will, da hat man's so gut wie einen Baum . . . . Und was so eine ehrenhafte Bäuerin sagt, das ist fest und getreu; und sie hat doch auch geweint, weil sie fort gemußt von der Heimath, und ist doch schon lang hinaus verheirathet aus dem Dorf und hat Kinder, ja, und der eine heißt

Johannes.“ Amrei stand an dem Vogelbeerbaum und legte die Hand an den Stamm und sagte: „Du, warum gehst denn du nicht fort? warum heißen dich die Menschen nicht auch auswandern? Vielleicht wäre dir's auch besser anderswo. Aber freilich, du bist zu groß und du hast dich nicht selber hergesetzt, und wer weiß, ob du nicht an einem andern Orte verkämest. Man kann dich nur umhacken und nicht versetzen. Dummes Zeug! Ich hab' ja auch von da weggemußt. Ja, wenn's mein Vater wäre, da müßt' ich mit ihm gehen. Er hat mich nicht zu fragen, und wer viel fragt, geht viel irr'. Es kann mir Niemand rathen, auch die Marann' nicht. Und beim Ohm ist's doch so, er denkt: ich thu dir Gutes und du mußt mir's wieder bezahlen. Wenn er hart gegen mich ist und gegen den Dami, weil er ungeschickt ist, und wir gehen auf und davon .... wohin sollen wir dann in der wilden fremden Welt? Und hier kennt uns jeder Mensch und jede Hecke, jeder Baum hat ein bekanntes Gesicht. Gelt, du kennst mich?“ sagte sie wieder aufschauend zu dem Baum. „O wenn du reden könntest! Du bist doch auch von Gott geschaffen, o warum kannst du nicht reden? Du hast doch auch meinen Vater und meine Mutter so gut gekannt, warum kannst du mir nicht sagen, was sie mir rathen würden? O lieber Vater, o liebe Mutter, mir ist so weh, daß ich fort soll. Ich habe doch hier Nichts und fast Niemand; aber mir ist's, als müßt' ich aus dem warmen Bett in den kalten Schnee. Ist das, was mir so weh thut, ein Zeichen, daß ich nicht fort soll? Ist das das rechte Gewissen, oder ist es nur eine dumme

Angst? Wenn jetzt nur eine Stimme vom Himmel käm' und thät mir's sagen."

Das dreizehnjährige Kind zitterte von innerer Angst und der Zwiespalt des Lebens that sich zum Erstenmal schreiend in ihm auf. Und wieder sprach sie halb, halb dachte sie, aber jetzt entschlossen:

„Wenn ich allein wäre, da weiß ich fest, ich ginge nicht, ich bliebe da; es thut mir zu weh; und ich kann mir schon allein forthelfen. Gut, merk' dir das. Also Eins hast du fest, mit dir selber bist du im Reinen. Ja, aber was ist das für ein dummes Denken! Wie kann ich mir's denken, daß ich allein wäre ohne den Dami? Ich bin ja gar nicht allein da, der Dami gehört zu mir und ich zu ihm. Und für den Dami wär's doch besser, er wäre in einer Vatersgewalt; das thät' ihn aufrichten. Wozu brauchst du aber einen Andern? kannst du nicht selber für ihn sorgen, wenn's nöthig ist? Und wenn er so eingeheimst wird, ich seh' schon, da bleibt er sein Lebenlang nichts als ein Knecht, der Pudel für andere Leute; und wer weiß, wie die Kinder des Ohms gegen uns sind. Weil sie selber arme Leute sind, werden sie die Herren gegen uns spielen. Nein, nein, sie sind gewiß brav und das ist schön, wenn man so sagen kann: guten Tag, Vetter, guten Morgen, Bas'. Wenn nur der Ohm eins von den Kindern mitgebracht hätt', da könnt' ich viel besser reden, und könnte auch Alles besser erkundschaften. O wie ist das Alles auf Einmal so schwer . . ."

Amrei setzte sich nieder am Baum und ein Buchfink kam dahergetrippelt, pickte sich ein Körnchen auf, schaute

sich um **und** flog davon. Ueber das Gesicht Amrei's kroch Etwas, sie wischte es ab. Es war ein Abgottskäfer. Sie ließ ihn auf ihrer Hand herumkriechen, zwischen Berg und Thal ihrer Finger, bis er auf die Spitze des Fingers kam und davon flog. „Was der wohl erzählen wird, wo er gewesen sei," dachte Amrei, „und so ein Thierchen hat es gut: wo es hinfliegt, ist es daheim. Und horch! wie die Lerchen singen, die haben's gut, die brauchen sich nicht zu besinnen was sie zu sagen und was sie zu thun haben. Und dort treibt der Metzger mit seinem Hund ein Kalb aus dem Dorfe. Der Metzgerhund hat eine ganz andere Stimme als die Lerche . . ."

„Wohin mit dem Füllen?" rief der Kohlenmathes aus dem Fenster einem jungen Burschen zu, der ein schönes junges Füllen am Halfter führte.

„Der Rodelbauer hat's verkauft," lautet die Antwort, und bald wieherte das Füllen weiter unten im Thale. Amrei, die das hörte, mußte wiederum denken: „Ja, so ein Thier verkauft man von der Mutter weg und die Mutter weiß es kaum; und wer's bezahlt, der hat's eigen; aber einen Menschen kann man nicht kaufen und wer nicht will, für den giebt's kein Halfter. Und dort kommt jetzt der Rodelbauer mit seinen Pferden, und das große Füllen springt nebenher. Du wirst auch bald eingespannt. Und vielleicht wirst du auch verkauft. Ein Mensch wird nicht gekauft, er verdingt sich blos. So ein Thier kriegt für seine Arbeit keinen andern Lohn als Essen und Trinken und braucht auch sonst nichts, aber ein Mensch kriegt noch Geld dazu

als Lohn. Ja, ich kann jetzt Magd sein und von meinem Lohn thue ich den Dami in die Lehre, er will ja auch Maurer werden. Und wenn wir beim Ohm sind, ist der Dami nicht mehr so mein wie jetzt. Und horch, jetzt fliegt der Staar heim, da oben in's Haus, das ihm noch der Vater hergerichtet und er singt noch einmal lustig. Und der Vater hat das Haus aus alten Brettern gemacht. Ich weiß noch, wie er gesagt hat, daß ein Staar nicht in ein Haus von neuen Brettern zieht, und so ist mir's auch . . . Du Baum, jetzt weiß ich's: wenn du rauschest, so lange ich heute noch da bin, so bleibe ich da.“ . . . Und Amrei horchte tief auf. Bald war's ihr, als rauschte der Baum, dann aber sah sie nach den Zweigen und diese waren unbewegt, sie wußte nicht mehr was sie hörte.

Mit lärmendem Geschnatter kam es jetzt herbei und eine Staubwolke ging voraus. Es war die Gänseheerde, die vom Holderwasen hereinkam. Amrei ahmte vor sich hin lange das Geschnatter nach.

Die Augen fielen ihr zu, sie war eingeschlummert.

Ein ganzer Frühling von Blüthen war aufgebrochen in dieser Seele und die Blüthenbäume im Thale, die den Nachtthau einsogen, schickten ihre Düfte hinüber zu dem Kinde, das eingeschlafen war auf der Heimatherde, von der es sich nicht trennen konnte.

Es war schon lange Nacht als sie erwachte und eine Stimme rief: „Amrei, wo bist du?“ Sie richtete sich auf und antwortete nicht. Sie schaute verwundert nach den Sternen, und es war ihr, als ob diese Stimme vom Himmel käme; erst als sich der Ruf wiederholte,

erkannte sie den Ton der Marann' und antwortete: „Da bin ich!“ Und jetzt kam die schwarze Marann' und sagte: „O das ist gut, daß ich dich gefunden habe. Im ganzen Dorf sind sie wie närrisch. Der Eine sagt: er habe dich im Wald gesehen; der Andere ist dir im Feld begegnet, wie du jammernd dahin gerannt bist und auf keinen Ruf dich umgekehrt hast. Und mir ist's gewesen als wenn du in den Teich gesprungen wärst. Brauchst dich nicht zu fürchten, du armes Kind, brauchst nicht davon zu laufen. Es kann dich Niemand zwingen, daß du mit deinem Ohm gehst.“

„Wer hat denn gesagt, daß ich nicht will?“

Plötzlich fuhr ein rascher Windhauch durch den Baum, daß er mächtig rauschte.

„Und freilich will ich nicht!“ schloß Amrei und hielt die Hand an den Baum.

„Komm heim, es bricht ein arges Wetter los, der Wind wird's gleich da haben,“ drängte die schwarze Marann'.

Wie taumelnd ging Amrei mit der schwarzen Marann' in's Dorf hinein. Was war denn das, daß die Menschen sie durch Feld und Wald irrend gesehen haben wollten oder sprach das nur die Marann'? Die Nacht war stockdunkel und nur plötzlich leuchteten rasche Blitze und ließen die Häuser im hellen Tageslicht erscheinen, so daß das Auge geblendet wurde und man stillstehen mußte, und war der Blitz verschwunden, so sah man gar nichts mehr. Im eigenen Heimatsdorf waren die Beiden wie in der Fremde verirrt und schritten nur unsicher vorwärts. Dazu wirbelte ein

Staub auf, so daß man vor Betäubung fast nicht vom Fleck kam; in Schweiß gebadet arbeiteten sie sich vorwärts und kamen endlich unter schwer fallenden Tropfen an ihrer Behausung an.

Ein Windstoß riß die Hausthür auf und Amrei sagte:

„Thu' dich auf."

Sie mochte an ein Mährchen gedacht haben, wo sich auf ein Räthselwort das Zauberschloß aufthut.

5. Auf dem Holderwasen.

Als am andern Morgen der Ohm kam, erklärte ihm Amrei, daß sie dableibe. — Es lag eine seltsame Mischung von Bitterkeit und Wohlwollen darin als der Ohm sagte: „Freilich du artest deiner Mutter nach, und die hat nie Etwas von uns wissen wollen; aber ich kann den Dami allein nicht mitnehmen, wenn er auch ginge. Der kann noch lange nichts als Brod essen; du hättest es auch verdienen können.“

Amrei entgegnete, daß sie das vor der Hand hier zu Lande wolle, und daß sie mit ihrem Bruder ja später, wenn der Ohm noch so gut gesinnt bleibe, zu ihm kommen könne.

In der Art, wie nun der Ohm seine Theilnahme für die Kinder ausdrückte, wurde der Entschluß Amrei's wieder etwas schwankend, aber sie wagte das nicht kund zu geben; sie sagte nur: „Grüßet mir auch Eure Kinder und saget ihnen, daß es mir recht hart ist, daß ich meine nächsten Anverwandten gar nie gesehen hab', und daß sie jetzt weit über's Meer ziehen und ich sie jetzt vielleicht mein Lebenlang nicht mehr sehe.“

Der Ohm machte sich rasch auf und gab Amrei nur noch den Auftrag, den Dami von ihm zu grüßen, er habe keine Zeit mehr, ihm Lebewohl zu sagen.

Er ging davon.

Als bald darauf Dami kam und die Abreise des Ohms erfuhr, wollte er ihm nachrennen und selbst Amrei war fast entschlossen dazu; aber sie bezwang sich wieder, dem nicht nachzugeben. Sie redete und that, als ob Jemand ihr jedes Wort und jede Regung befohlen hätte, und doch schweiften ihre Gedanken fort die Wege nach, die jetzt der Ohm ging. Sie ging mit ihrem Bruder Hand in Hand durch das Dorf und nickte allen Leuten zu, die ihr begegneten. Sie war ja jetzt erst wieder zu Allen zurückgekehrt. Man hatte sie ja fortreißen wollen und sie meinte, alle Anderen müßten ebenso froh sein wie sie selber; aber sie merkte bald, daß man sie nicht nur gern gehen ließ, sondern daß man ihr sogar zürnte, weil sie nicht gegangen war. Der Krappenzacher machte ihr die Augen auf, indem er sagte: „Ja Kind, du hast einen Trotzkopf und das ganze Dorf ist dir bös, weil du dein Glück mit Füßen von dir gestoßen hast. Wer weiß, ob's ein Glück gewesen wär', aber sie nennen's jetzt so, und wer dich ansieht, rechnet dir vor, was du Alles aus der Gemeinde hast. Darum mach', daß du bald aus dem öffentlichen Almosen kommst."

„Ja was soll ich machen?"

„Die Rodelbäuerin möchte dich gern in Dienst nehmen, aber der Bauer will nicht."

Amrei mochte fühlen, daß sie sich fortan doppelt tapfer halten müsse, damit sie kein Vorwurf treffe, weder von sich noch von Andern, und sie fragte daher abermals: „Wisset Ihr denn gar Nichts?"

„Freilich, du mußt dich nur vor Nichts scheuen

als vor'm Betteln. Hast denn nicht gehört, daß der närrische Fridolin gestern der Kirchbäuerin zwei Gänse todtgeschlagen hat? Der Ganshirtendienst wär' jetzt leer und ich rathe dir, nimm du ihn."

Das war nun bald geschehen und am Mittag trieb Amrei die Gänse auf den Holderwasen, wie man den Weideplatz auf der kleinen Anhöhe beim Hungerbrunnen nannte. Dami half der Schwester getreulich dabei.

Die schwarze Marann' war indeß sehr unzufrieden mit dieser neuen Bedienstung und behauptete, wohl nicht mit Unrecht: „Es geht Einem sein Leben lang nach, wenn man so einen Dienst gehabt hat; die Leute vergessen's Einem nie und sehen Einen immer drauf an, und es besinnt sich Jedes, dich einmal in Dienst zu nehmen, weil es heißen wird: das ist ja die Gänsehirtin; und wenn man dich auch aus Barmherzigkeit nimmt, kriegst du schlechten Lohn und schlechte Behandlung, da heißt es immer, das ist gut genug für die Gänsehirtin."

„Das wird nicht so arg sein," erwiderte Amrei, „und Ihr habt mir ja viel hundert Geschichten erzählt wie eine Gänsehirtin Königin geworden ist."

„Das war in alten Zeiten. Aber wer weiß, du bist noch von der alten Welt; manchmal ist mir's gar nicht, als wärst du ein Kind, wer weiß, du alte Seele, vielleicht geschieht dir noch ein Wunder."

Der Hinweis, daß sie noch nicht auf der untersten Stufe der Ehrenleiter gestanden, sondern daß es noch etwas gebe, wodurch sie herabsteige, machte Amrei plötzlich stutzig. Für sich selber eroberte sie nichts weiter daraus, aber sie duldete es fortan nicht mehr, daß

Dami mit ihr die Gänse hütete. Er war ein Mann, er sollte einer werden, und ihm konnte es schaden, wenn man ihm einst nachsagte, daß er vormals die Gänse gehütet habe. Aber mit allem Eifer konnte sie ihm das nicht klar machen, und er trutzte mit ihr; denn so ist es immer: grade an dem Punkt, wo das Verständniß aufhört, beginnt eine innere Verdrossenheit. Die innere Unmacht übersetzt sich gern in die Einbildung äußern Unrechts und erfahrener Kränkung.

Dami bekam indeß auch bald ein Amt. Er wurde von seinem Pfleger, dem Rodelbauer, als Vogelscheuche benutzt; er durfte im Baumgarten des Rodelbauern den ganzen Tag die Rassel drehen, um die Sperlinge von den Frühkirschen und aus den Salatbeeten zu verscheuchen, aber gab das Amt, das ihn Anfangs als Spiel vergnügt hatte, bald wieder auf.

Es war ein fröhliches aber auch ein mühsames Amt, das Amrei übernommen hatte, besonders war es ihr oft schwer, daß sie Nichts zu machen wußte, wodurch sie die Thiere an sich fesselte. Ja, sie waren kaum von einander zu unterscheiden. Und es war nicht uneben, was ihr einst die schwarze Marann', als sie aus dem Moosbrunnenwalde kam, darüber sagte: „Die Thiere, die in Heerden leben, sind alle Jedes für sich allein dumm.“

„Und ich mein' auch,“ setzte Amrei fort, „die Gänse sind deßwegen dumm, weil sie zu vielerlei können; sie können schwimmen und laufen und fliegen, sind aber nicht im Wasser, nicht auf dem Boden und nicht in der Luft recht daheim und das macht sie dumm.“

„Ich bleib' dabei," entgegnete die schwarze Marann', „in dir steckt noch ein alter Einsiedel."

In der That bildete sich auch ein einsiedlerisches Träumen in Amrei aus, seltsam durchzogen von allerlei heller Lebensberechnung. Wie sie bei allem Träumen und Betrachten emsig fortstrickte und keine Masche fallen ließ, und wie hier an der Ecke beim Holzbirnenbaum der betäubende Nachtschatten und die erfrischende Erdbeere so nahe beieinander wachsen, daß sie fast aus derselben Wurzel zu sprossen scheinen, so waren klares Ausschauen und träumerisches Hindämmern im Herzen des Kindes nahe beisammen.

Der Holderwasen war kein einsam abgelegener Platz, den die stille Märchenwelt, draus es glimmt und glitzert, gern heimsucht. Mitten durch den Holderwasen führte ein Feldweg nach Endringen und nicht weit davon standen die verschiedenfarbigen Grenzpfähle mit den Wappenschildern zweier Herren, deren Länder hier an einander stießen. Mit Ackerfuhrwerk allerlei Art zogen hier die Bauern vorüber, und Männer, Frauen und Mädchen gingen hin und her mit Hacke, Sense und Sichel. Die Landjäger der beiden Länder kamen auch oft vorüber und der Flintenlauf glitzerte von fernher und noch weit nach. Ja Amrei wurde fast immer vom Endringer Landjäger begrüßt, wenn sie am Wege saß, und sie sollte manchmal Auskunft geben ob nicht Dieser oder Jener hier vorbeigekommen sei; aber sie wußte nie Bescheid, vielleicht auch verhehlte sie ihn aus jener innern Abneigung des Volkes und besonders der Dorfkinder, denen die Landjäger für allzeit gewaffnete Feinde

der Menschheit erscheinen, die da umgehen und suchen wen sie verschlingen.

Der Theisles-Manz, der hier am Weg die Steine klopfte, redete fast kein Wort mit Amrei; er ging verdrossen von Steinhausen zu Steinhausen und sein Klopfen war noch unaufhörlicher als das Picken des Spechts im Moosbrunnenwald und gehörte mit zu dem Schrillen und Zirpen der Heuschrecken in den nahen Wiesen und Kleefeldern.

Ueber alles menschliche Getriebe hinweg wurde Amrei doch oft in's Reich der Träume getragen. Frei schwang sich ihre Seele hinauf und wiegte sich in ungemessenen Bezirken. Wie die Lerchen in der Luft singen und jubeln und Nichts davon wollen: wo ist die Grenze des Ackers von Diesem und Jenem? ja wie sie sich hinwegschwingen über die Grenzpfähle ganzer Länder, so wußte die Seele des Kindes Nichts mehr von den Schranken, die das beengte Leben der Wirklichkeit setzt. Das Gewohnte wird zum Wunder, das Wunder wird zum Alltäglichen. Horch, wie der Kukuck ruft! Das ist das lebendige Echo des Waldes, das sich selbst ruft und antwortet; und jetzt sitzt der Vogel über dir im Holzbirnenbaum, darfst aber nicht aufschauen, sonst fliegt er fort. Wie er so laut ruft, so unermüdlich! wie weit das tönt, wie weit man das hört! der kleine Vogel hat eine stärkere Stimme als ein Mensch. Setz' dich auf den Baum, ahme ihm nach, man hört dich nicht so weit als den faustgroßen Vogel. Still, vielleicht ist es doch ein verzauberter Prinz und plötzlich fängt er an zu reden. Ja, gieb du mir nur Räthsel

auf, laß mich nur besinnen, ich finde schon die Auflösung und dann erlösc ich dich, und wir ziehen in dein goldenes Schloß und nehmen die schwarze Marann' und den Dami mit und der Dami heirathet die Prinzessin, deine Schwester; und wir lassen der schwarzen Marann' ihren Johannes in der ganzen Welt suchen und wer ihn findet, kriegt ein Königreich. Ach, warum ist denn das Alles nicht wahr? und warum hat man denn das Alles ausgedacht, wenn es nicht wahr ist?

Während die Gedanken Amrei's über alle Grenzen hinausgegangen waren, fühlten sich auch die Gänse unbeschränkt und thaten sich gütlich an benachbarten Klee- oder gar Gersten- und Haferäckern. Aus ihren Träumen erwachend scheuchte dann Amrei mit schwerer Mühe die Gänse wieder zurück, und wenn diese Freibeuter bei ihrem Regimente angekommen waren, wußten sie gar viel zu erzählen von dem gelobten Lande, wo sie sich gütlich gethan; da war des Erzählens und Schnatterns kein Ende und noch lange sprach da und dort eine Gans wie träumend ein bedeutsames Wort vor sich hin und da und dort steckte eine den Schnabel unter den Flügel und träumte in sich hinein. Und wieder trug es Amrei hinauf. Schau, dort fliegen die Vögel, kein Vogel in der Luft strauchelt, auch die Schwalbe nicht in ihrem Kreuzfluge; immer sicher, immer frei. O! wer nur auch fliegen könnte! Wie müßte die Welt aussehen von da oben, wo die Lerche ist. Juchhe! Immer höher, immer höher und weiter und weiter! Ich fliege in die weite Welt zu der Landfried-

bäuerin, und sehe was sie macht und frage, ob sie noch mein gedenkt.

„Gedenkst du mein in fernen Landen?“

So sang Amrei plötzlich aus all dem Denken, Schwirren und Sinnen heraus. Und ihr Athem, der beim Gedanken des Fluges tiefer und rascher gegangen war, als schwebe sie schon wirklich in höherer Luftschicht, wurde wieder ruhig und gemessen.

Aber nicht immer glühten die Wangen in wachen Träumen, nicht immer leuchtete die Sonne hell in die offenen Blüthen und in die wogende Saat. Noch im Frühling kamen jene naßkalten Tage, in denen die Blüthenbäume wie frierende Fremdlinge stehen und Tagelang läßt sich die Sonne kaum blicken und ein starres Frösteln geht durch die Natur, nur bisweilen unterbrochen vom Aufzucken eines Windstoßes, der Blüthen von den Bäumen reißt und fortträgt. Die Lerche allein jubilirt noch in den Lüften, wohl über den Wolken, und der Fink stößt seinen klagenden Ton aus vom Holzbirnenbaum, an dessen Stamm gelehnt Amrei steht. Der Theisles-Manz hat sich weiter unten beim rothangestrichenen hölzernen Kreuz unter die Linde gestellt und jetzt in streifweisen Schüttern prasselt der Hagel hernieder, und die Gänse strecken die Schnäbel empor, wie man sagt, damit es ihnen das weiche Hirn nicht einschlage; aber da drüben hinter Endringen ist's schon hell und die Sonne bricht bald hervor, und die Berge, der Wald, die Felder, Alles sieht aus wie ein Menschenantlitz, das sich ausgeweint hat und nun

hellglänzend in Freude strahlt. Die Vögel in der Luft und von den Bäumen jubeln und die Gänse, die sich im Wetterschauer zusammengedrängt und die Schnäbel verwundert aufgestreckt hatten, wagen sich wieder auseinander, und grasen und schnattern und besprechen das vorübergegangene Ereigniß mit der jungen flaumweichen Brut, die dergleichen noch nicht erlebt hat.

Gleich nachdem Amrei vom ersten Unwetter überfallen worden war, hatte sie für künftige Fälle Vorsorge getroffen. Sie trug von nun an immer einen leeren Kornsack, den sie noch vom Vater ererbt hatte, mit hinaus auf den Ganstrieb. Zwei gekreuzte Aexte mit dem Namen des Vaters waren noch deutlich auf dem Sack abgemalt, und bei Gewittern deckte sie sich mit dem Sacke zu und wickelte sich fast hinein; da saß sie dann wie unter einem schützenden Dach und schaute hinein in den unfaßbaren wilden Kampf am Himmel. Ein kalter Schauer, der in Wehmuth überging, wollte sich gar oft ihrer bemächtigen, sie wollte weinen über ihr Schicksal, das sie so allein, verlassen von Vater und Mutter, hinaus gestellt; aber sie gewann schon früh eine Kunst und eine Kraft, die sich schwer lernt und übt: die Thränen hinabwürgen. Das macht die Augen frisch und doppelt hell mitten in allem Trübsal und aus ihm heraus.

Amrei bezwang ihre Wehmuth besonders in Erinnerung an einen Spruch der schwarzen Marann': wer nicht will, daß ihm die Hände frieren, muß eine Faust machen. Amrei that so, geistig und körperlich, sah trotzig in die Welt hinein und bald kam Heiterkeit

über ihr Antlitz; sie freute sich der prächtigen Blitze und ahmte leise vor sich den Donner nach. Die Gänse, die sich wieder zusammengeduckt hatten, schauten wieder seltsam drein, sie hatten's aber doch gut: alle Kleider, die sie brauchen, sind ihnen auf den Leib gewachsen und für das was man ihnen im Frühling ausgerupft hat, ist schon wieder anders da, und jetzt da das Wetter vorüber ist, jubelt wieder Alles in der Luft und auf den Bäumen und die Gänse machen sich's im warmen Sonnenschein bequem, sie setzen sich nieder und fressen sitzend das neugewürzte Gras im Umkreise.

Von dem tausendfältigen Sinnen, das in Amrei lebte, erhielt nur die schwarze Marann' bisweilen Kunde, wenn sie vom Wald kommend ihre Holzlast und ihren Sack mit gefangenen Maikäfern und Würmern bei der Hirtin abstellte. Da sagte Amrei eines Tages: „Bas', wisset ihr auch warum der Wind weht?"

„Nein, weißt denn du's?"

„Ja, ich hab's gemerkt. Gucket, Alles was wächst muß sich umthun. Der Vogel da fliegt, der Käfer da kriecht, der Has', der Hirsch, das Pferd und alle Thiere die laufen, und der Fisch schwimmt und der Frosch auch, und da steht der Baum und das Korn und das Gras und das kann nicht fort und soll doch wachsen und sich umthun, und da kommt der Wind und sagt: bleib' du nur stehen, ich will dich schon umthun, so. Siehst du, wie ich dich drehe und wende und biege und schüttle? Sei froh, daß ich komm', du müßtest sonst verhocken und es würde nichts aus dir; es thut dir gut, wenn ich dich müd mache, du wirst es schon spüren."

Die schwarze Marann' sagte darauf nichts weiter als ihren gewohnten Spruch: „Ich bleibe dabei, in dir steckt die Seele von einem alten Einsiedel."

Nur einmal half die Marann' den stillen Betrachtungen der Amrei auf eine andere Spur.

Die Wachtel schlug bereits im hohen Roggenfeld und neben Amrei sang fast einen ganzen Tag unaufhörlich eine Feldlerche am Boden, sie wanderte hin und her und sang immer so innig, so in's tiefste Herz hinein, es war wie ein Saugen der Lebensluft. Das klang noch viel schöner als die Töne der Himmelslerche, die sich aufschwingt in die Luft, und oftmals kam der Vogel ganz nahe und Amrei sagte fast laut vor sich hin: „Warum kann ich dir's nicht sagen, daß ich dir nichts thun will? bleib' nur da!" Aber der Vogel war scheu und versteckte sich immer wieder. Und Amrei sagte schnell überlegt vor sich hin: „Es ist doch wieder gut, daß die Vögel scheu sind; man könnte ja sonst die diebischen Sperlinge nicht vertreiben." Als am Mittag die Marann' kam, sagte Amrei: „Ich möcht' nur wissen, was so ein Vogel den lieben langen Tag zu sagen hat, und er schwätzt sich gar nicht aus."

Darauf erwiderte die Marann': „Schau, so ein Thierlein kann nichts bei sich behalten und in sich hinein reden, im Menschen aber spricht sich auch immer etwas in ihm fort, das hört auch nie auf, aber es wird nicht laut; da sind Gedanken, die singen, weinen und reden, aber ganz still, man hört's selber kaum; so ein Vogel aber, wenn er zu singen aufgehört hat, ist fertig und frißt oder schläft."

Als die schwarze Marann' mit ihrer Holztraget fortging, schaute ihr Amrei lächelnd nach: „Die ist jetzt ein stillsingender Vogel," dachte sie und Niemand als die Sonne sah wie das Kind noch lange vor sich hinlächelte.

Tag auf Tag lebte Amrei so dahin, stundenlang konnte sie träumerisch zusehen, wie der Schatten vom Gezweige des Holzbirnenbaums sich von dem Winde auf der Erde bewegte, daß die dunkeln Punkte wie Ameisen durcheinanderkrochen; dann starrte sie wieder auf eine feststehende Wolkenbank, die am Himmel glänzte, oder auf jagende flüchtige Wolken, die einander fortschoben. Und wie draußen im weiten Raum, so standen und jagten, stiegen und zerflossen auch in der Seele des Kindes allerlei Wolkenbilder, unfaßlich und nur vom Augenblick Dasein und Gestalt empfangend. Wer aber weiß, wie die Wolkenbildungen draußen in der Weite und im engen Herzensraum zerfließen und sich wandeln?

Wenn der Frühling anbricht über der Erde, du kannst nicht fassen all das tausendfältige Keimen und Sprossen auf dem Grund, all das Singen und Jubeln auf den Zweigen und in den Lüften. Eine einzige Lerche fasse fest mit Aug und Ohr, sie schwingt sich auf, eine Weile siehst du sie noch wie sie die Flügel schlägt, eine Weile unterscheidest du sie noch als dunkeln Punkt, dann aber ist sie verschwunden dem Auge und auch dem Ohr. Du hörst nur noch ein Singen und weißt nicht von wannen es kommt. Und könntest du nur einer einzigen Lerche im freien Raum einen ganzen Tag lauschen, du würdest hören, daß sie am

Morgen, am Mittag und am Abend ganz anders singt; und könntest du ihr nachspüren vom ersten zaghaften Frühlingsjauchzen an, du würdest hören, wie ganz andere Töne sie im Frühling, im Sommer und im Herbst in ihren Gesang mischt. Und schon über den ersten Stoppelfeldern singt eine neue Lerchenbrut.

Und wenn der Frühling anbricht in einem Menschengemüthe, wenn die ganze Welt sich aufthut, vor ihm, in ihm, du kannst die tausend Stimmen, die es umfließen, das tausendfältige Knospen auf dem Grunde und wie es immer weiter gedeiht, nicht fassen und festhalten. Du weißt nur noch, daß es singt, daß es sproßt.

Und wie still lebt sich's dann wieder, wie eine festgewurzelte Pflanze. Da ist der Wiesenzaun beim Holzbirnenbaum, die Schlehen blühen früh auf und werden nur selten zeitig. Und welch eine schöne Blüthe hatte die Mehlbeere, wie kräftig duftete das und jetzt sind schon kleine Birnen daraus geworden und schon färben sie sich roth und auch die giftige Eimbeere beginnt schon schwarz zu werden. Es kommen jene hellen, schnittreifen Erntetage, wo der Himmel so wolkenlos blau, daß man oft den ganzen Tag den Mond wie ein feingezirkeltes Wölkchen am Himmel sieht. Draußen in der Natur und im Menschengemüth ist es wie leises Athemanhalten vor einem Ziele.

Das war bald ein Leben auf dem Wege, der durch den Holderwasen führt! Schnellrasselnd fuhren die leeren Leiterwagen dahin und darauf saßen Frauen und Kinder und lachten, auf- und niedergehoben vom

Schüttern des Wagens wie vom Lachen, und dann fuhren die garbenbeladenen Wagen leise und nur manchmal krächzend heimwärts und Schnitter und Schnitterinnen gingen nebenher.

Amrei hatte von der reichen Ernte fast nicht mehr als ihre Gänse, die sich manchmal in kecker Zudringlichkeit an die beladenen Wagen herandrängten und eine herunterhängende Aehre abrauften.

Wenn das erste Stoppelfeld draußen im Feldgebreite sich aufthut, kommt bei aller Freude über den eingeheimsten Erntesegen doch auch ein gewisses Bangen in das Menschengemüth; die Erwartung ist Erfüllung geworden, und wo alles so wogend stand, wird es nun kahl. Die Zeit wandelt sich. Der Sommer wendet sich zur Neige.

Der Brunnen auf dem Holderwasen, in dessen Abfluß sich die Gänse behaglich tummelten, hatte das beste Wasser in der Gegend und die Vorüberziehenden versäumten selten, an der breiten Röhre zu trinken, während ihr Zugvieh indeß vorauslief; sich den Mund abwischend und den Davongeeilten nachschreiend lief man ihm dann nach. Andere tränkten vom Feld heimkehrend hier ihr Zugvieh.

Amrei erwarb sich die Gunst vieler Menschen durch einen kleinen irdenen Topf, den sie sich von der schwarzen Marann' erbettelt hatte, und so oft nun ein Vorüberziehender sich nach dem Brunnen begab, kam Amrei herbei und sagte: „Da könnet Ihr besser trinken.“ Bei Rückgabe des Topfes ruhte mancher freundliche Blick bald länger bald kürzer auf ihr und das that ihr

so wohl, daß sie fast böse wurde, wenn Leute vorübergingen ohne zu trinken. Sie stand dann mit ihrem Topfe beim Brunnen, ließ voll laufen und goß aus und wenn all dieses Zeichengeben nichts half, überraschte sie die Gänse mit einem unverhofften Bade und überschüttete sie.

Eines Tages kam ein Bernerwägelein mit zwei stattlichen Schimmeln daher gefahren, ein breiter oberländischer Bauer nahm den Doppelsitz fast völlig ein. Er hielt am Weg und fragte:

„Mädle! hast du nichts, daß man da trinken kann?“

„Freilich, ich hol' schon.“ Behend brachte Amrei ihr Gefäß voll Wasser herbei.

„Ah!“ sagte der Oberländer, nachdem er einen guten Zug gethan und absetzte, und mit triefendem Munde fuhr er dann, halb in den Krug hinein sprechend, fort: „Es giebt doch in der ganzen Welt kein solches Wasser mehr.“

Er setzte wieder an und winkte dabei Amrei, daß sie still sein solle, denn er hatte eben wieder mächtig zu trinken begonnen, und es gehört zu den besondern Unannehmlichkeiten, während des Trinkens angesprochen zu werden. Man trinkt in Hast und spürt ein Drücken davon.

Das Kind schien das zu verstehen und erst nachdem der Bauer den Krug zurückgegeben, sagte es:

„Ja, das Wasser ist gut und gesund, und wenn Ihr Eure Pferde tränken wollt, für die ist es besonders gut; sie kriegen keinen Strängel.“

„Meine Gäul' sind heiß und dürfen jetzt nicht saufen. Bist du von Haldenbrunn, Mädle?"

„Freilich!"

„Und wie heißt du?"

„Amrei."

„Und wem gehörst du?"

„Niemand mehr. Mein Vater ist der Josenhans gewesen."

„Der Josenhans, der beim Rodelbauer gedient hat?"

„Ja!"

„Hab' ihn gut gekannt. Ist hart, daß er so früh hat sterben müssen. Wart', Kind, ich geb' dir was." Er holte einen großen Lederbeutel aus der Tasche, suchte lange darin und sagte endlich: „Säh! da nimm!"

„Ich will nichts geschenkt, ich danke, ich nehm' nichts."

„Nimm nur, von mir kannst schon nehmen. Ist nicht der Rodelbauer dein Pfleger?"

„Ja wohl."

„Hätt' auch was Gescheiteres thun können, als dich zur Ganshirtin zu machen. Behüt dich Gott!"

Fort rollte der Wagen und Amrei hielt eine Münze in der Hand.

„Von mir kannst schon nehmen ... Wer ist denn der Mann, daß er das sagt, und warum gibt er sich nicht zu erkennen? Ei das ist ein Groschen, da ist ein Vogel drauf. Nun, er wird nicht arm davon und ich nicht reich."

Den ganzen Tag bot Amrei keinem Vorüberziehenden mehr ihren Topf an. Sie hatte eine geheime Scheu, daß sie wieder beschenkt werden könnte.

Als sie am Abend heim kam, sagte ihr die schwarze Marann', daß der Rodelbauer nach ihr geschickt habe, sie solle gleich zu ihm kommen.

Amrei eilte zu ihm und der Rodelbauer sagte zu ihr beim Eintritt:

„Was hast du dem Landfriedbauer gesagt?"

„Ich kenne keinen Landfriedbauer."

„Er ist ja heut bei dir gewesen auf dem Holderwasen und hat dir was geschenkt."

„Ich hab' nicht gewußt wer es ist und da ist sein Geld noch."

„Das geht mich nichts an. Sag offen und ehrlich du Teufelsmädle: habe ich dir zugeredet, daß du Ganshirtin werden sollst? Und wenn du es nicht noch heut' am Tage aufgiebst, bin ich dein Pfleger nicht mehr. Ich lasse mir so was nicht nachsagen."

„Ich werde allen Menschen berichten, daß Ihr nicht dran Schuld seid; aber den Dienst aufgeben, das kann ich nicht, den Sommer über wenigstens bleib' ich dabei. Ich muß ausführen, was ich angefangen hab'."

„Du bist ein hagebüchenes Gewächs," schloß der Bauer und verließ die Stube; die Bäuerin aber, die krank im Bette lag, rief: „Du hast Recht, bleib' nur so, ich prophezeie dir's, daß dir's noch gut geht. Man wird noch in hundert Jahren von Einem, das Glück hat, im Dorfe sagen: Dem geht's wie des Brosi's

Severin und wie des Josenhansen Amrei. Dir fällt dein trocken Brod noch in den Honigtopf."

Die kranke Rodelbäuerin galt für überhirnt; und von einer wahren Gespensterfurcht gepackt, eilte Amrei davon, ohne eine Antwort zu geben.

Der schwarzen Marann' erzählte Amrei, daß ihr ein Wunder geschehen sei: der Landfriedbauer, an dessen Frau sie so oft denke, habe mit ihr geredet, sich ihrer beim Rodelbauer angenommen und ihr Etwas geschenkt. Sie zeigte nun das Geldstück. Da rief die Marann' lachend:

„Ja, das hätt' ich von selbst errathen, daß das der Landfriedbauer gewesen ist. Das ist der Aechte! Schenkt der dem armen Kind einen falschen Groschen!"

„Warum ist er denn falsch?" fragte Amrei und Thränen schossen ihr in die Augen.

„Das ist ein abschätziger Vögeles-Groschen, der ist nur anderthalb Kreuzer werth."

„Er hat mir eben nur anderthalb Kreuzer schenken wollen," sagte Amrei trotzig. Und hier zum Erstenmal zeigte sich ein innerer Widerspruch Amrei's mit der schwarzen Marann'. Diese freute sich fast über jede Boshaftigkeit, die sie von den Menschen hörte, Amrei dagegen legte gern Alles zum Guten aus, sie war immer glücklich, und so sehr sie sich auch in der Einsamkeit in Träume verlor, sie erwartete doch in der That Nichts; sie war überrascht von Allem was sie bekam und war stets dankbar dafür.

„Er hat mir nur anderthalb Kreuzer schenken wollen, nicht mehr, und das ist genug und ich bin

zufrieden.“ Das sagte sie noch oft herb vor sich hin, während sie einsam ihre Suppe aß, als spräche sie noch mit der Marann', die gar nicht in der Stube war und unterdeß ihre Ziege molk.

Noch in der Nacht nähte sich Amrei zwei Flicken zusammen und den Groschen dazwischen, hing das wie ein Amulett um den Hals und verbarg es an der Brust. Es war, als ob der geprägte Vogel auf der Münze allerlei in der Brust, darauf er ruhte, wecke; denn voll innerer Lust sang und summte Amrei allerlei Lieder, Tagelang vom Morgen bis zum Abend, und dabei dachte sie immer wieder hinaus zu dem Landfriedbauer; sie kannte jetzt den Bauer und die Bäuerin und hatte von Beiden ein Andenken, und es war ihr immer, als ließe man sie nur noch eine Weile da, dann kommt wieder das Bernerwägelein mit den zwei Schimmeln, drinn sitzen die Bauersleute und holen sie ab und sagen: Du bist unser Kind; denn gewiß erzählt jetzt der Bauer daheim von dem Begegniß mit ihr.

Mit seltsamen Blicken starrte sie oft in den Herbsthimmel, er war so hell, so wolkenrein; und auf der Erde, da sind die Wiesen noch so grün und der Hanf liegt zum Dörren darüber gebreitet wie ein feines Netz, die Zeitlosen schauen dazwischen auf und die Raben fliegen darüber hin und ihr schwarzes Gefieder glitzert hell im Sonnenglanz; kein Luftzug weht, die Kühe weiden auf den Stoppeläckern, Peitschenknallen und Singen tönt von allen Aeckern und der Holzbirnenbaum schauert still in sich zusammen und schüttelt die Blätter ab. Der Herbst ist da.

So oft Amrei jetzt Abends heimkehrte, schaute sie die schwarze Marann' fragend an, sie meinte, diese müsse ihr sagen, daß der Landfriedbauer geschickt habe, um sie abzuholen, und mit schwerem Herzen trieb sie die Gänse auf die Stoppelfelder, die so entfernt waren vom Weg und immer wieder lenkte sie nach dem Holderwasen. Aber schon standen die Hecken blätterlos, die Lerchen zwitscherten kaum mehr in schwerem niederem Fluge, und noch immer kam keine Nachricht, und Amrei hatte ein tiefes Bangen vor dem Winter, als wie vor einem Kerker. Sie tröstete sich nur mit dem Lohne, den sie jetzt erhielt, und der war allerdings reichlich. Keine ihrer Untergebenen war gefallen, ja nicht einmal eine flügellahm geworden. Die schwarze Marann' verkaufte die Federn, die Amrei gesammelt hatte, zu gutem Preise, und wies Amrei an, sich neben dem bräuchlichen Geldlohn, das gewöhnliche Stück Kirchweihkuchen für jede einzelne Gans, die sie gehütet, in Brod verwandeln zu lassen. Und so hatten sie fast den ganzen Winter vollauf Brod, freilich oft sehr altbackenes, aber Amrei hatte, wie die schwarze Marann' sagte, lauter gesunde Mauszähne, mit denen sie Alles knuppern konnte.

---

6. Die Eigenbrätlerin.

Eine Frau, die ein einsam abgeschiednes Leben führt und sich ihre Nahrung ganz allein kocht und brät, nennt man eine Eigenbrätlerin und eine solche hat in der Regel auch noch allerlei Besonderheiten. Niemand hatte mehr Recht und mehr Neigung eine Eigenbrätlerin zu sein, als die schwarze Marann', obgleich sie nie Etwas zu braten hatte, denn Habermus und Kartoffeln und Kartoffeln und Habermus waren ihre einzigen Speisen. Sie lebte immer abgesondert in sich hinein und verkehrte nicht gern mit den Menschen. Nur gegen den Herbst war sie stets voll hastiger Unruhe, sie plauderte um diese Zeit viel vor sich hin und redete auch die Menschen von freien Stücken an, besonders Fremde, die durch das Dorf gingen; denn sie erkundigte sich, ob die Maurer von da und dort schon zur Winterrast heimgekehrt seien und ob sie nichts von ihrem Johannes berichtet hätten. Wenn sie die Leinwand, die sie den Sommer über gebleicht hatte, noch einmal kochte und auswusch und dabei die ganze Nacht aufblieb, murmelte sie stets vor sich hin. Man verstand nichts davon, nur der Zwischenruf war deutlich, denn da hieß es: „Das ist für dich und das ist für mich;" sie sprach nämlich täglich zwölf Vaterunser für ihren Johannes, aber in der Waschnacht da wurden sie zu unzähligen.

Und wenn der erste Schnee fiel, war sie immer besonders heiter. Jetzt giebt's keine Arbeit mehr draußen, jetzt kommt er gewiß heim. Sie sprach dann oft mit einer weißen Henne im Gitter und sagte ihr, daß sie sterben müsse, wenn der Johannes komme.

So trieb sie's nun schon viele Jahre und die Leute im Dorfe ließen ab, ihr vorzuhalten, daß es närrisch sei, immer an die Heimkehr des Johannes zu denken, denn sie war doch nicht zu bekehren und sie wurde den Menschen unheimlich.

In diesem Herbst wurden es nun achtzehn Jahre, seit der Johannes davon gegangen war, und jedes Jahr wurde Johann Michael Winkler als verschollen ausgeschrieben in der Zeitung bis zu seinem fünfzigsten Jahre. Er stand jetzt gerade im sechs und dreißigsten.

Im Dorfe ging die Sage, Johannes sei unter die Zigeuner gegangen, und die Mutter hielt auch einmal einen jungen Zigeuner, der dem Verschollenen auffallend ähnlich sah, für denselben; er war auch so „pfostig" (untersetzt), hatte die gleiche dunkle Gesichtsfarbe und schien es nicht ungern zu haben, daß man ihn für den Johannes hielt; aber die Mutter hatte ihn auf die Probe gestellt, sie hatte noch das Gesangbuch und den Confirmandenspruch des Johannes und wer den nicht kennt und nicht anzugeben weiß, wer seine Pathen sind, und was mit ihm geschehen ist an dem Tage, als des Brosi's Severin mit der Engländerin ankam und später als der neue Rathhausbrunnen gegraben wurde, wer diese und andere Wahrzeichen nicht kennt, das ist der Falsche. Dennoch beherbergte die

Marann' immer den jungen Zigeuner so oft er in das Dorf kam und die Kinder auf der Straße schrieen ihm: Johannes! nach.

Der Johannes wurde als militärpflichtig auch als Ausreißer ausgeschrieben und obgleich die Mutter sagte, daß er „zu klein“ und unter dem Maaß durchgeschlüpft wäre, wußte sie doch, daß er bei der Heimkehr einer Strafe nicht entgehe und sie meinte, er käme nur deßwegen nicht wieder. Es war nun gar seltsam, wie sie in einem Athem um das Wohl des Sohnes und um den Tod des Landesfürsten betete; denn man hatte ihr gesagt, daß wenn der regierende Fürst stürbe, der Thronfolger beim Regierungsantritt allgemeinen Straferlaß für alles Geschehene verkünden werde.

Jedes Jahr ließ sich die Marann' vom Schullehrer das Blatt schenken, in dem Johannes ausgeschrieben war, und sie legte es zu seinem Gesangbuch; aber dieses Jahr war es gut, daß die Marann' nicht lesen konnte, und der Lehrer schickte ihr ein anderes Blatt statt des gewünschten. Denn ein seltsames Gemurmel ging durch das ganze Dorf. Wo Zwei bei einander standen, sprach man davon und da hieß es: „Der schwarzen Marann' sagt man nichts. Das bringt sie um. Das macht sie närrisch.“ Es war nämlich ein Bericht des Gesandten aus Paris von einer Mittheilung aus Algier angekommen, und nun ging durch alle hohen und niederen Aemter bis zum Gemeinderath die Nachricht: daß Johannes Winkler von Haldenbrunn in Algier bei einem Vorpostengefechte gefallen sei.

Man sprach im Dorfe viel davon, wie wunderlich

es sei, daß so viele hohe Aemter sich jetzt um den todten Johannes so viel bemühten. Aber am Schlusse des so wohlgeleiteten Berichtestroms hielt man ihn auf. In der Gemeinderaths-Sitzung wurde beschlossen, daß man der schwarzen Marann' nichts davon sage. Es wäre Unrecht, ihr noch die paar Jahre ihres Lebens zu verbittern, indem man ihr den letzten Trost raube.

Statt aber die Nachricht geheim zu halten, hatten die Gemeinderäthe nichts Eiligeres zu thun, als es daheim auszuplaudern und nun wußte das ganze Dorf davon bis auf die schwarze Marann' allein. Ein Jeder betrachtete sie mit seltsamem Blick; man fürchtete, sich vor ihr zu verrathen, man redete sie nicht an, man dankte kaum ihrem Gruße. Es bedurfte der ganzen eigenthümlichen Art der schwarzen Marann', um dadurch nicht verwirrt zu werden. Und sprach ja einmal Jemand mit ihr und ließ sich verleiten vom Tode des Johannes zu reden, so geschah es nur in jener Weise des Vermuthens und Beschwichtigens, die schon seit Jahren gäng und gäbe war, und die Marann' glaubte jetzt eben so wenig daran als ehedem, denn von dem Todtenschein sprach ja Niemand.

Es wäre wohl besser gewesen, auch Amrei hätte nichts davon gewußt; aber es lag ein eigener verführerischer Reiz darin, dem Unberührbaren so nahe als möglich zu kommen und darum sprach Jedes mit Amrei von dem traurigen Ereigniß, warnte sie, der schwarzen Marann' etwas davon zu sagen und wollte wissen, ob die Mutter keine Ahnungen, keine Träume habe, ob

es nicht umgehe im Hause. Amrei war immer innerlich voll Zittern und Beben. Sie allein war der schwarzen Marann' so nahe und hatte Etwas, was sie vor ihr verborgen halten mußte. Auch die Leute, bei denen die schwarze Marann' eine Stube zur Miethe hatte, hielten es nicht mehr aus in ihrer Nähe, und sie bekundeten ihr Mitleid zuerst damit, daß sie ihr die Miethe kündigten. Aber wie seltsam hängen die Dinge im Leben zusammen! Eben durch dieses Ereigniß erfuhr Amrei Leid und Lust, denn das elterliche Haus öffnete sich ihr wieder; die schwarze Marann' zog in dasselbe und Amrei, die Anfangs voll Beben darin hin- und herging, und wenn sie Feuer anmachte und wenn sie Wasser holte, immer glaubte: jetzt müsse die Mutter kommen und der Vater, fand sich doch nach und nach wieder ganz heimisch in demselben. Sie spann Tag und Nacht, bis sie so viel erübrigt hatte, um vom Kohlenmathes die Kukuksuhr, die ihren Eltern gehört hatte, wieder zu kaufen. Jetzt hatte sie doch auch wieder ein Stück eigenen Hausrath. Aber der Kukuk hatte Noth gelitten in der Fremde, er hatte die Hälfte seiner Stimme verloren, die andere Hälfte blieb ihm im Halse stecken; er rief nur noch „Kuk," und so oft er das that, setzte Amrei in der ersten Zeit immer das andere „Kuk" fast unwillkürlich hinzu. Als Amrei darüber klagte, daß die Kukuksuhr nur noch halb tönte und überhaupt nicht mehr so schön sei wie in ihrer frühen Kindheit, da sagte die Marann':

„Wer weiß, wenn man in späteren Jahren das wieder bekäme, was Einen in der Kindheit ganz glücklich

gemacht hat, ich glaube, es hätte auch nur noch den halben Schlag wie deine Kukuksuhr. Wenn ich's dich nur lehren könnte, Kind! Aber so etwas kann man nicht schenken. Es hat mich viel gekostet, bis ich's gelernt habe: Wünsch' dir nichts von gestern. Viel Schweiß, viel Thränen. Und du wirst's auch nicht anders kriegen. Häng' dich an Nichts, an keinen Menschen und an keine Sache, dann kannst du fliegen."

Die Reden der Marann' waren wild und scheu zugleich und sie kamen nur heraus in der Dämmerzeit, wie das Wild im Walde.

Es gelang Amrei nur schwer, sich an sie zu gewöhnen.

Die schwarze Marann' konnte das Kukukrufen nicht leiden und hing das Schlaggewicht an der Uhr ganz aus, so daß die Uhr nur noch mit dem Pendelschlag hin und herpickte, aber keine Stunde mehr laut angab, Der schwarzen Marann' war das Sprechen der Uhr zuwider, ja sogar das Ticken störte sie und die Uhr blieb endlich ganz unaufgezogen, denn die Marann' sagte, sie habe allzeit die Uhr im Kopf und es war in der That wunderbar wie das eintraf. Sie wußte zu jeder Minute anzugeben, wie viel es an der Zeit sei, obgleich ihr das sehr gleichgültig sein konnte; aber es lag eine besondere Gewecktheit in der Harrenden und wie sie immer hinaushorchte, um ihren Sohn kommen zu hören, so war sie eigenthümlich wach, und obgleich sie Niemand im Dorfe besuchte und mit Niemand sprach, wußte sie doch Alles, selbst das Geheimste was im Dorfe vorging. Sie errieth es aus der Art, wie

sich die Menschen begegneten, aus abgerissenen Worten Und weil dies wunderbar erschien, war sie gefürchtet und gemieden. Sie bezeichnete sich selbst gern nach einem landläufigen Ausdruck als eine „alterlebte Frau,“ und doch war sie äußerst behend. Jahraus jahrein aß sie täglich einige Wachholderbeeren und man sagte: davon sei sie so munter und man sehe ihr ihre 66 Jahre nicht an. Eben daß jetzt die beiden Sechse beisammen standen, brachte sie auch nach einem alten Wortspiele in den Ruf einer Hexe, obgleich man nicht mehr recht daran glauben wollte. Man sagte: sie melke ihre schwarze Ziege oft stundenlang und diese gebe immer gar viel Milch, aber die schwarze Marann' ziehe während sie melke nur immer den Kühen dessen, den sie hasse, die Milch aus dem Euter; besonders auf des Rodelbauern Vieh habe sie es abgesehen. Und die große Hühnerzucht, die die schwarze Marann' trieb, galt auch für Hexerei; denn woher nahm sie das Futter dazu, und woher konnte sie immer Eier und Hühner verkaufen? Freilich sah man sie oft im Sommer Maikäfer, Heuschrecken und allerlei Würmer sammeln, und in mondlosen Nächten wie ein Irrlicht durch die Gräben schleichen; sie trug einen brennenden Span und sammelte die Regenwürmer die da herausschlichen, und murmelte allerlei dabei. Ja, man sagte, daß sie in stillen Winternächten mit ihrer Ziege und ihren Hühnern, die sie bei sich in der Stube überwinterte, allerlei wunderliche Gespräche hielte. Das ganze von der Schulbildung verscheuchte wilde Heer der Hexen- und Zaubergeschichten wachte wieder auf und wurde an die schwarze Marann' geheftet.

Amrei fürchtete sich auch manchmal in langen stillen Winternächten, wenn sie spinnend bei der Marann' saß und man nichts hörte als manchmal das verschlafene Glucksen der Hühner und ein traumhaftes Mekern der Ziege; und es erschien in der That zauberisch, wie schnell die Marann' immer spann. „Ja," sagte sie einmal, „ich meine, mein Johannes hilft mir spinnen," und doch klagte sie wieder, daß sie in diesem Winter zum Erstenmal nicht mehr so ganz und immer an ihren Johannes denke. Sie machte sich Vorwürfe darüber und sagte: sie sei eine schlechte Mutter und klagte, es wäre ihr immer, als wenn ihr die Gesichtszüge ihres Johannes nach und nach verschwinden, und als ob sie vergesse, was er da und da gethan habe, wie er gelacht, gesungen und geweint und wie er auf den Baum geklettert und in den Graben gesprungen sei.

„Es wäre doch schrecklich," sagte sie, „wenn Einem das nach und nach so verschwinden könnte, daß man nichts Rechtes mehr davon weiß," und sie erzählte dann Amrei mit sichtlichem Zwang Alles bis auf's Kleinste und Amrei war es tief unheimlich, immer und immer wieder von einem Todten so reden zu hören, als ob er noch lebte. Und wieder klagte die Marann': „Es ist doch sündlich, daß ich gar nicht mehr weinen kann um meinen Johannes. Ich habe einmal gehört, daß man um einen Verlorenen weinen kann, so lang er lebt und bis er verfault ist. Ist er wieder zur Erde geworden, so hört auch das Weinen auf. Nein, das kann nicht sein, das darf nicht sein, mein Johannes kann nicht todt sein; das darfst du mir nicht

anthun, du dort oben, oder ich werf dir den Bettel vor die Thür. Da, da, vor meiner Thür, da sitzt der Tod, da ist der Weiher und da kann ich mich ersäufen wie einen blinden Hund, und das geschieht, wenn du mir das anthust; aber nein, verzeih mir's guter Gott, daß ich so wider die Wand renne, aber mach' da einmal eine Thür' auf, mach' auf und laß meinen Johannes hereinkommen. O die Freud'! Komm, da setz' dich her, Johannes. Erzähl' mir gar nichts, ich will gar nichts wissen, du bist da; und jetzt ist's gut. Die langen langen Jahre sind nur eine Minute gewesen. Was geht's mich an, wo du gewandert bist? Wo du gewesen bist, da bin Ich nicht gewesen, und jetzt bist du da. Und ich lasse dich nicht mehr von der Hand bis sie kalt ist. O Amrei, und mein Johannes muß warten, bis du groß bist, ich sag' weiter nichts. Warum red'st du nichts?"

Amrei war die Kehle wie zugeschnürt. Es war ihr immer, als ob der Todte dastünde, gespensterhaft; auf ihren Lippen ruhte das Geheimniß und sie konnte es anrufen und die Decke fiel ein und Alles war begraben.

Manchmal war die Marann' aber auch gesprächsam in anderer Weise, obgleich Alles auf dem einen Grunde ruhte, auf dem Andenken an ihren Sohn. Und schwer stellte sich hier die Frage der Weltordnung heraus: „Warum hier ein Kind todt, auf das die Mutter wartet, so zitternd, mit ganzer Seele wartet, und ich und mein Dami wir sind verlorene Kinder, möchten so gern die Hand der Mutter fassen und diese Hand ist Staub geworden?" . . .

Das war ein dumpfes nächtiges Gebiet, wohin das Denken des armen Kindes getrieben wurde und es wußte sich nicht anders aus dem Wirrsal zu helfen, als indem es leise das Einmaleins vor sich hin sagte.

Besonders an Samstagabenden erzählte die schwarze Marann' gern. Nach altem Aberglauben spann sie am Samstagabend nie, da strickte sie immer, und wenn sie eine Geschichte zu erzählen hatte, wickelte sie zuerst ein gut Theil von ihrem Garnknäuel ab, um nicht aufgehalten zu sein und dann erzählte sie am Faden fort ohne Unterbrechung.

„O Kind," schloß sie dann oft, „merk' dir Etwas, in dir steckt ja auch ein Einsiedel: wer gut grad fort leben will, der sollte ganz allein sein, Niemand gern haben und von Niemand was mögen. Weißt du, wer reich ist? Wer nichts braucht, als was er aus sich hat. Und wer ist arm? Wer auf Fremdes wartet, was ihm zukommt. Da sitzt Einer und wartet auf seine Hände, die ein Anderer am Leib hat, und wartet auf seine Augen, die einem Andern im Kopf stecken. Bleib' allein für dich, dann hast du deine Hände immer bei dir, dann brauchst du keine anderen, kannst dir selber helfen. Wer auf Etwas hofft, was ihm von einem Andern kommen soll, der ist ein Bettler; hoffe nur etwas vom Glück, von einem Geschwister, ja von Gott selbst; du bist ein Bettler, du stehst da und hältst die Hand auf bis dir etwas hineinfliegt. Bleib' allein, das ist das Beste, da hast du Alles in Einem; allein, o wie gut ist Allein! Schau, tief im Ameisenhaufen liegt ein klein winziger funkelnder Stein, wer den findet

kann sich unsichtbar machen und kann ihm Niemand was anhaben; aber das kriecht durcheinander, wer findet ihn? Und es giebt ein Geheimniß in der Welt, aber wer kann's fassen? Nimm's auf, nimm's zu dir. Es giebt kein Glück und kein Unglück. Jeder kann sich Alles selber machen, wenn er sich recht kennt und die andern Menschen auch, aber nur unter Einem Beding: er muß allein bleiben. Allein! Allein! Sonst hilft's nichts."

Aus dem Tiefsten langjähriger schwerer Vereinsamung heraus gab die Marann' dem eben erst aus dem Kinde entwachsenen Mädchen noch halbverschlossene Worte; das Mädchen konnte sie nicht fassen; aber wer weiß, was auch von Halbverstandenem in aufmerksam offener Seele haften bleibt? Und nach wildem Umschauen fuhr die schwarze Marann' fort: „O könnt' ich nur allein sein! Aber ich habe mich vergeben, ein Stück von mir ist unterm Boden und ein anderes läuft in der Welt herum, wer weiß wo? Ich wollt' ich wäre die schwarze Ziege da."

So freundlich und hell auch die schwarze Marann' begann, immer ging der Schluß ihrer Rede wieder in dumpfes Hadern und Trauern über, und sie, die allein sein wollte, an Nichts denken und Nichts lieben, lebte doch nur im Denken an ihren Sohn und in der Liebe zu ihm.

Amrei ergriff ein entscheidendes Mittel, um aus diesem unheimlichen Alleinsein mit der schwarzen Marann' erlöst zu werden; sie verlangte, daß auch Dami ins Haus genommen werde, und so heftig sich die

schwarze Marann' auch dagegen wehrte, Amrei drohte, selber das Haus zu verlassen und schmeichelte der schwarzen Marann' so kindlich und that ihr was sie an den Augen absehen konnte, bis sie endlich nachgab.

Dami, der vom Krappenzacher das Wollstricken gelernt hatte, saß nun mit in der elterlichen Stube; und Nachts, wenn die Geschwister auf dem Speicher schliefen, weckte Eines das Andere, wenn sie die schwarze Marann' drunten murmeln und hin- und herlaufen hörten.

Durch die Uebersiedelung Dami's zur schwarzen Marann' kam indeß neues Ungemach. Dami war überaus unzufrieden, daß er dies elende Handwerk, das nur für einen Krüppel tauge, habe lernen müssen; er wollte auch Maurer werden, und obgleich Amrei sehr dagegen sprach, denn sie ahnte, daß ihr Bruder nicht dabei aushalten werde, bestärkte ihn die schwarze Marann' darin. Sie hätte gern alle jungen Bursche zu Maurern gemacht, um sie in die Fremde zu schicken, damit sie Kundschaft erhalte von ihrem Johannes.

Die schwarze Marann' ging selten in die Kirche, aber sie liebte es, wenn man ihr Gesangbuch entlehnte, um damit in die Kirche zu gehen; es schien ihr ein eigenes Genügen, daß ihr Gesangbuch dort sei, und eine besondere Freude hatte sie, wenn ein fremder Handwerksbursch, der im Ort arbeitete, das zurückgebliebene Gesangbuch des Johannes zu gleichem Zweck entlehnte; es schien ihr als ob ihr Johannes bete in der heimathlichen Kirche, weil aus seinem Gesangbuch die Worte gesprochen und gesungen wurden, und Dami

mußte nun jeden Sonntag zweimal mit dem Gesangbuch des Johannes in die Kirche.

Ging aber die schwarze Marann' nicht zur Kirche, so war sie bei Einer Feierlichkeit im Dorfe selbst und in den Nachbardörfern immer zu sehen. Es gab nämlich kein Leichenbegängniß, bei dem die schwarze Marann' nicht leidtragend mitging und bei Predigt und Einsegnung, selbst am Grabe eines kleinen Kindes, weinte sie so heftig, als wäre sie die nächste Angehörige; aber dann war sie auf dem Heimweg immer wieder ganz besonders aufgeräumt; dieses Weinen schien ihr eine wahre Erleichterung zu sein. Sie schluckte das ganze Jahr so viel stille Trauer hinunter, daß sie dankbar dafür war, wenn sie wirklich weinen konnte.

War es nun den Menschen zu verargen, daß sie sie für eine unheimliche Erscheinung hielten und zumal da sie noch dazu ein Geheimniß gegen sie auf den Lippen hatten? Auch auf Amrei ging ein Theil dieser Gemiedenheit über, und in manchen Häusern, wo sie sich helfend oder mittheilend auf Besuch einstellte, ließ man sie nicht undeutlich merken, daß man ihre Anwesenheit nicht wünsche, zumal da sie schon jetzt eine Seltsamkeit zeigte, die Allen im Dorf wunderbar vorkam. Sie ging mit Ausnahme des höchsten Winters stets barfuß und man sagte, sie müsse ein Geheimmittel haben, daß sie nicht krank werde und sterbe.

Nur in des Rodelbauern Haus wurde sie noch gern geduldet; war ja der Rodelbauer ihr Vormund. Aber die Rodelbäuerin, die sich ihrer immer angenommen und ihr versprochen hatte, sie einst zu sich zu nehmen,

wenn sie erwachsen sei, konnte diesen Plan nicht ausführen. Sie selber wurde von einem Andern angenommen; der Tod nahm sie zu sich. Während sonst erst im späteren Leben sich die Schwere des Daseins aufthut, wie da und dort ein Anhang abfällt und nur noch ein Gedanken daran verbleibt, erfuhr dies Amrei schon in der Jugendfrühe und heftiger als alle Angehörigen weinten die schwarze Marann' und Amrei bei dem Begräbniß der Rodelbäuerin.

Der Rodelbauer klagte immer fast nur, wie herb es sei, daß er jetzt schon das Gut abgeben müsse. Und noch war keines seiner drei Kinder verheirathet. Aber kaum war ein Jahr vorüber — der Dami arbeitete schon den zweiten Frühling im Steinbruch — als eine Doppelhochzeit im Dorfe gefeiert wurde; denn der Rodelbauer verheirathete seine älteste Tochter und zugleich seinen einzigen Sohn dem er am Hochzeitstage das Gut übergab; da wurde Amrei eben auf dieser Doppelhochzeit neu benamt und in ein anderes Leben übergeführt.

Auf dem Vorplatz des großen Tanzbodens waren die Kinder versammelt und während die Erwachsenen drin tanzten und jauchzten, ahmten die Kinder hier das Gleiche nach. Aber seltsam! mit Amrei wollte kein Knabe und kein Mädchen tanzen, und man wußte nicht, wer es zuerst gesagt, aber man hatte es gehört, daß eine Stimme rief: „Mit dir tanzt Keiner, du bist ja das Barfüßele“ und: „Barfüßele! Barfüßele! Barfüßele!“ schrie es nun von allen Seiten. Amrei stand das Weinen in den Augen, aber hier übte sie schnell

wieder jene Kraft, mit der sie Spott und Kränkung bezwang; sie drückte die Thränen hinab, faßte hüben und drüben ihre Schürze, tanzte mit sich allein herum und so zierlich, so biegsam, daß alle Kinder inne hielten. Und bald nickten die Erwachsenen unter der Thür einander zu, und ein Kreis von Männern und Frauen bildete sich um Amrei und besonders der Rodelbauer, der sich an diesem Tage doppelt gütlich gethan, schnalzte mit den Händen und pfiff lustig den Walzer, den die Musik drin aufspielte, und Amrei tanzte unaufhörlich fort und schien gar keine Müdigkeit zu kennen. Als endlich die Musik verstummte, faßte der Rodelbauer Amrei an der Hand und fragte: „Du Blitzmädle, wer hat dich denn das so schön gelehrt?"

„Niemand."

„Warum tanzest du denn mit Niemand?"

„Es ist besser man thut's allein, da braucht man auf Niemand zu warten und hat seinen Tänzer immer bei sich."

„Hast schon was von der Hochzeit bekommen?" fragte der Rodelbauer wohlgefällig schmunzelnd.

„Nein."

„Komm herein und iß," sagte der stolze Bauer und führte das arme Kind hinein und setzte es an den Hochzeitstisch, auf dem immerfort den ganzen Tag aufgetragen wurde. Amrei aß nicht viel und der Rodelbauer wollte sich den Spaß bereiten, das Kind trunken zu machen, es erwiderte aber keck:

„Wenn ich noch mehr trinke, kann ich nicht mehr allein gehen und die Marann' sagt: allein ist das beste Fuhrwerk, da ist immer eingespannt."

Alles staunte über die Weisheit des Kindes.

Der junge Rodelbauer kam mit seiner Frau und fragte das Kind neckisch: „Hast du uns auch ein Hochzeitgeschenk gebracht? Wenn man so ißt, muß man auch ein Hochzeitgeschenk bringen.“

Der Hochzeitsvater steckte in unbegreiflicher Großmuth dem Kinde bei dieser Frage heimlich einen Sechsbätzner zu. Amrei aber behielt den Sechsbätzner fest in der Hand, nickte gegen den Alten und sagte dann dem jungen Paare: „Ich hab' das Wort und ein Drangeld. Eure Mutter selig hat mir immer versprochen, daß ich bei ihr dienen und niemand Anders als ich Kindsmagd bei ihrem ersten Enkelchen sein soll.“

„Ja, das hat die Bäuerin selig immer gewollt,“ sagte der Alte und redete zu. Was er aus Furcht, daß er die Waise dann versorgen müsse, seiner Frau ihr Lebenlang versagt hatte, das that er jetzt, wo er ihr keine Freude mehr damit machen konnte, und gab sich vor den Leuten den Anschein, als ob er's zu ihrem Gedenken thue. Aber er that's auch jetzt noch nicht aus Güte, sondern in der richtigen Berechnung, daß die Waise ihm, dem entthronten Bauer, der ihr Pfleger wer, dienstgefällig sein werde, und die Last ihrer Versorgung, die die bloße Ablohnung überstieg, fiel Anderen zu, nicht ihm selber.

Die jungen Brautleute sahen einander an, und der junge Rodelbauer sagte: „Bring' morgen dein Bündel in unser Haus. Du kannst bei uns einstehen.“

„Gut,“ sagte Amrei, „morgen bring' ich mein Bündel; aber jetzt möcht' ich mein Bündel mitnehmen.

Gebet mir da ein Fläschchen Wein und das Fleisch will ich einwickeln und es der Marann' und meinem Dami bringen."

Man willfahrte Amrei, aber der alte Rodelbauer sagte ihr jetzt leise: „Gieb mir meinen Sechsbätzner wieder. Ich hab' gemeint, du willst ihn schenken."

„Ich will ihn als Drangeld von Euch behalten," erwiderte Amrei schlau, „und Ihr werdet sehen, ich will ihn Euch schon wett machen."

Der Rodelbauer lachte halb ärgerlich in sich hinein und Amrei ging mit Geld, Wein und Fleisch davon zu der schwarzen Marann'.

Das Haus war verschlossen, und es war ein großer Abstand, zwischen dem lauten musikschallenden Lärmen und Schmausen im Hochzeithause und der stillen Oede hier. Amrei wußte, wo sie die Marann' erwarten konnte auf ihrem Heimwege; sie ging fast immer nach dem Steinbruch und saß dort eine Zeitlang hinter der Hecke und hörte zu wie Spitzhammer und Meisel arbeiteten. Das war ihr wie eine Melodie, die aus den Zeiten klang, wo Johannes einst auch hier gearbeitet hatte und da saß sie oft lange und hörte es picken.

Amrei traf hier richtig die Marann' und noch eine halbe Stunde vor Feierabend rief sie auch den Dami aus dem Steinbruch und hier draußen bei den Felsen wurde ein Hochzeitmahl gehalten, fröhlicher als drin bei der rauschenden Musik. Besonders Dami jauchzte laut und die Marann' that auch heiter, nur trank sie keinen Tropfen Wein, sie wollte nicht eher einen Tropfen Wein über die Lippen bringen, als bis zur Hochzeit

des Johannes. Als Amrei nun unter Heiterkeit erzählte, daß sie einen Dienst bei dem jungen Rodelbauer bekommen habe und morgen antrete, da erhob sich die schwarze Marann' in wildem Zorn und einen Stein aufhebend und ihn an die Brust drückend sagte sie: „Es wäre tausendmal besser, ich hätte dich da drinnen, so einen Stein, als ein lebendig Herz. Warum kann ich nicht allein sein? Warum habe ich mich wieder verführen lassen, Jemand gern zu haben? Aber jetzt ist's vorbei, auf ewig! Wie ich den Stein da hinunterschleudere, so schleudere ich fort alle Anhänglichkeit an irgend einen Menschen. Du falsches treuloses Kind! Kaum kann es die Flügel heben, fort fliegt's. Aber es ist gut so, ich bin allein und mein Johannes soll auch allein bleiben, wenn er kommt, und es ist Nichts was ich gewollt hab'."

Und fort rannte sie dem Dorfe zu.

„Es ist doch eine Hexe," sagte Dami hinter ihr drein, „ich will den Wein nicht mehr trinken, wer weiß ob sie ihn nicht verhext hat."

„Trink' du ihn nur, sie ist eine strenge Eigenbrätlerin und hat ein schweres Kreuz auf sich; ich will sie schon wieder gut machen."

So tröstete Amrei.

7. Die barmherzige Schwester.

Das war nun ein volles Leben im Hause des Rodelbauern. Barfüßele, so hieß man nun fortan Amrei, war zu Allem anstellig und wußte sich gleich bei Allen beliebt zu machen; sie wußte der jungen Bäuerin, die fremd in's Dorf und in's Haus gekommen war, zu sagen, was hier der Brauch sei, lehrte sie die Eigenschaften ihrer nächsten Angehörigen kennen und sich danach richten, und dem alten Rodelbauer, der den ganzen Tag trotzte und sich nicht zufrieden geben konnte, weil er sich so frühe zur Ruhe gesetzt, wußte sie allerlei Gefälligkeiten zu erweisen und ihm zu erzählen, wie gar gut die Söhnerin sei, und es nur nicht so von sich zu geben wisse; und als nach kaum einem Jahre das erste Kind kam, zeigte sich Amrei darüber so glücklich und in allen Erfordernissen so geschickt, daß Jedes im Hause ihres Lobes voll war; aber nach Art dieser Leute so voll, daß man sie bei dem kleinsten Ungeschick eher dafür auszankte, als daß man sie je in der That lobte.

Aber Amrei wartete auch nicht darauf; und namentlich dem Großvater wußte sie das erste Enkelchen immer so gut zuzutragen und zur geschickten Zeit wieder zu entziehen, daß man seine Freude daran haben mußte. Beim ersten Zahne des Enkels, den sie dem Rodelbauer

zeigen konnte, sagte dieser: „Ich schenke dir einen Sechsbätzner, weil du mir die Freude machst. Aber weißt du? den, den du mir gestohlen hast an der Hochzeit; jetzt darfst du ihn ehrlich behalten."

Dabei war aber die schwarze Marann' nicht vergessen. Es war allerdings ein schwer Stück Arbeit, mit ihr wieder in's Geleise zu kommen. Die Marann' wollte vom Barfüßele nichts mehr wissen, und ihre neue Herrschaft wollte es nicht dulden, daß sie zu ihr hinginge, besonders nicht mit dem Kinde, da man noch immer fürchtete, daß ihm durch die Hexe ein Leid geschehe. Es bedurfte großer Kunst und Ausdauer, um diese Feindseligkeit zu besiegen; aber es gelang dennoch. Ja, Barfüßele wußte es dahin zu bringen, daß der Rodelbauer die schwarze Marann' mehrmals besuchte. Das wurde als ein wahres Wunder im ganzen Dorf berichtet. Aber die Besuche wurden bald wieder eingestellt, denn die schwarze Marann' sagte einmal: „Ich bin jetzt bald siebzig Jahre und ohne die Freundschaft eines Großbauern ausgekommen; es ist mir nicht der Mühe werth, das noch zu ändern."

Auch Dami war natürlich oft bei seiner Schwester, aber der junge Rodelbauer wollte das nicht dulden, denn er sagte nicht mit Unrecht, er müsse dadurch den großgewachsenen Burschen auch ernähren; man könne in einem solchen Hause nicht aufpassen, ob ein Dienstbote ihm nicht allerlei zustecke. Er verbot daher außer Sonntags Nachmittags Dami den Besuch des Hauses. Dami hatte indeß selbst zu sehr in das Behagen hineingeschaut, in einem so reich erfüllten Bauernwesen zu

stehen; ihm wässerte der Mund danach, auch so mitten drinn zu sein und sei es nur als Knecht. Das Steinmetzenleben war gar so hungrig. Barfüßele hatte viel zu widersprechen; er solle bedenken, daß er nun schon das zweite Handwerk habe und dabei bleiben müsse; das sei nichts, daß man immer wieder Anderes anfange und glaube, dabei sei man glücklich; man müsse auf dem Fleck, auf dem man steht, es sein, sonst werde man es nie. Dami ließ sich eine Zeitlang beschwichtigen, und so groß war bereits die unwillkürliche Geltung Barfüßele's, und so natürlich die Annahme, daß sie für ihren Bruder sorge, daß man ihn immer nur „des Barfüßele's Dami“ hieß, als wäre er nicht ihr Bruder, sondern ihr Sohn, und doch war er um einen Kopf größer als sie, und that nicht als ob er ihr unterthan sei. Ja, er sprach es oft aus, wie es ihn wurme, daß man ihn für geringer halte als sie, weil er nicht solch Maulwerk habe. Die Unzufriedenheit mit sich und seinem Beruf ließ er zuerst und immer an der Schwester aus. Sie trug es geduldig, und weil er nun vor der Welt zeigte, daß sie ihm gehorchen müsse, gewann sie dadurch nur immermehr an Ansehen und Uebermacht in der Oeffentlichkeit. Denn Jeder sagte: es sei brav von dem Barfüßele, was sie an ihrem Bruder thäte, und sie stieg dadurch noch, daß sie sich von ihm gewaltthätig behandeln ließ, während sie für ihn sorgte wie eine Mutter. Sie wusch und nähte ihm in den Nächten, daß er zu den Saubersten im Dorf gehörte, und bei zwei Paar Rahmenschuhen, die sie als Theil ihres Lohnes jedes halbe Jahr bekam, hatte sie beim

Schuhmacher noch draufbezahlt, damit er solche ihrem Dami mache, und sie selber ging allzeit barfuß und nur selten sah man sie einmal des Sonntags in Schuhen in die Kirche gehen. Barfüßele hatte viel Kummer davon, daß Dami, man wußte nicht wie, allgemeine Zielscheibe des Spottes und der Neckerei im Dorfe geworden war. Sie ließ ihn scharf darum an, daß er das nicht dulden solle, er aber verlangte: sie möge es den Leuten wehren und nicht ihm, er könne nicht dagegen aufkommen. Das war nun nicht thunlich, und innerlich war es dem Dami auch eigentlich gar nicht unlieb, daß er überall gehänselt wurde; es kränkte ihn zwar manchmal, wenn Alles über ihn lachte und viel Jüngere sich etwas gegen ihn herausnahmen, aber es wurmte ihn noch weit mehr, wenn man ihn gar nicht beachtete, und dann machte er sich gewaltsam zum Narren und gab sich der Neckerei preis.

Bei Barfüßele dagegen war allerdings die Gefahr, der Einsiedel zu werden, den die Marann' immer in ihr erkennen wollte. Sie hatte sich an eine einzige Gespielin angeschlossen, es war die Tochter des Kohlenmathes, die aber nun schon seit Jahren in einer Fabrik im Elsaß arbeitete und man hörte nichts mehr von ihr. Barfüßele lebte so für sich, daß man sie gar nicht zur Jugend im Dorfe zählte; sie war mit ihren Altersgenossen freundlich und gesprächsam, aber ihre eigentliche Gespielin war doch nur die schwarze Marann'. Und eben weil Barfüßele so abgeschieden lebte, hatte sie keinen Einfluß auf das Verhalten Dami's, der, wenn auch geneckt und gehänselt, doch immer des Anschlusses

bedürftig war und nie allein sein konnte wie seine Schwester.

Jetzt aber hatte sich Dami plötzlich ganz frei gemacht, und eines schönen Sonntags zeigte er seiner Schwester die Drangabe, die er bekommen hatte, denn er hatte sich als Knecht zum Scheckennarr von Hirlingen verdungen.

„Hättest du mir das gesagt," sagte Barfüßele, „ich hätte einen bessern Dienst für dich gewußt. Ich hätte dir einen Brief gegeben an die Landfriedbäuerin im Allgäu, und da hättest du's gehabt wie der Sohn vom Haus."

„O schweig' nur von der," sagte Dami hart, „die ist mir nun schon bald dreizehn Jahr ein paar lederne Hosen schuldig, die sie mir versprochen hat. Weißt du noch? Damals, wie wir klein gewesen sind und gemeint haben, wir könnten noch klopfen, daß Vater und Mutter aufmachen. Schweig' mir von der Landfriedbäuerin, wer weiß, ob die noch mit Einem Wort an uns denkt, wer weiß ob sie gar noch lebt."

„Ja sie lebt noch, sie ist ja eine Verwandte von meinem Haus und es wird oft von ihr gesprochen, und sie hat alle ihre Kinder verheirathet bis auf einen einzigen Sohn, der den Hof kriegt."

„Jetzt willst du mir nur meinen neuen Dienst verleiden," klagte Dami, „und sagst mir, ich hätte einen bessern kriegen können. Ist das recht?" Seine Stimme zitterte.

„O, sei nicht immer so weichmüthig," sagte Barfüßele. „Schwätz' ich dir denn was von deinem Glück

herunter? Du thust immer gleich, als ob dich die Gänse beißen. Ich will dir nur noch sagen: jetzt bleib' einmal bei dem was du hast, sei darauf bedacht, daß du auf deinem Platz bleibst. Das ist nichts, so wie ein Kukuk jede Nacht auf einem andern Baum schlafen. Ich könnt' auch andere Plätze kriegen, aber ich will nicht, und ich hab's dahin gebracht, daß mir's hier gut geht. Schau, wer jede Minut' auf einen andern Platz springt, den behandelt man auch wie einen Fremden; man weiß, daß er morgen nicht mehr zum Haus gehören kann und da ist er schon heut nicht daheim drin."

„Ich brauch' deine Predigt nicht," sagte Dami, und wollte zornig davon gehen. „Gegen mich thust du immer kratzig und gegen die ganze Welt bist du geschmeidig."

„Weil du eben mein Bruder bist," sagte Barfüßele lachend.

Es gelang ihr jetzt den Bruder zu beschwichtigen und sie sagte: „Schau, mir fällt was ein, aber du mußt vorher gut sein, denn auf einem bösen Herzen darf der Rock nicht liegen. Der Rodelbauer hat ja noch die Kleider von unserm Vater selig; du bist ja groß, die sind dir jetzt grad recht und du giebst dir auch ein Ansehen, wenn du mit solchem rechtschaffenen Gewand auf den Hof kommst, da sehen deine Nebendiensten auch, wo du her bist und was du für ordentliche Eltern gehabt hast."

Das leuchtete Dami ein, und trotz vielem Widerspruch, denn er wollte die Kleider jetzt noch nicht

hergeben, brachte Barfüßele den alten Rodelbauer dazu, daß er dieselben Dami einhändigte und dann führte Barfüßele den Dami hinauf in ihre Kammer und er mußte sogleich den Rock und die Weste des Vaters anziehen; er widerstrebte, aber was sie einmal wollte, das mußte doch geschehen. Nur den Hut ließ sich Dami nicht aufzwingen, und als er den Rock anhatte, legte sie die Hand auf die Schulter und sagte:

„So, jetzt bist du mein Bruder und mein Vater, und jetzt geht der Rock zum Erstenmal wieder über Feld und es ist ein neuer Mensch drinn. Schau Dami, du hast das schönste Ehrenkleid, was es geben kann auf der Welt; halt' es in Ehren, sei drin so rechtschaffen wie unser Vater selig gewesen ist."

Sie konnte nicht mehr weiter sprechen und legte ihr Haupt auf die Schulter des Bruders und Thränen fielen auf das Kleid des Vaters.

„Du sagst, ich sei weichmüthig," tröstete sie Dami, „und du bist es weit eher."

Allerdings war Barfüßele von Allem schnell tief ergriffen, aber sie war dabei auch stark und leichtlebig wie ein Kind; es war wie damals die Marann' bei ihrem ersten Einschlafen bemerkt hatte, Wachen und Schlafen, Weinen und Lachen hart neben einander; sie ging in jedem Ereigniß und jeder Empfindung voll auf, kam aber auch rasch wieder darüber hinweg und in's Gleichgewicht.

Sie weinte noch immer.

„Du machst Einem das Herz so schwer," jammerte Dami, „und es ist schon schwer genug, daß ich fort

muß aus der Heimath unter fremde Menschen. Du hättest mich eher aufheitern sollen, als jetzt so, so —"

„Rechtschaffenes Denken ist die beste Aufheiterung," sagte Barfüßele, „das macht gar nicht schwer. Aber du hast Recht, du hast geladen genug, und da kann ein einziges Pfund, das man darauf thut, Einen niederreißen. Aber komm, ich will jetzt sehen, was die Sonne dazu sagt, wenn der Vater jetzt zum Erstenmal wieder vor sie kommt. Nein, das hab' ich ja nicht sagen wollen. Komm, jetzt wirst schon wissen, wo wir noch hingehen wollen, wo du noch Abschied nehmen mußt; und wenn du nur eine Stunde weit fortgehst, du gehst doch aus dem Ort, und da muß man dort Abschied nehmen. Ist mir auch schwer genug, daß ich dich nicht mehr bei mir haben soll, nein, ich meine, daß ich nicht mehr bei dir sein soll; ich will dich nicht regieren, wie die Leute sagen. Ja, ja, die alte Marann' hat doch Recht: allein, das ist ein großes Wort, das lernt man nicht aus was da drin steckt. So lang du noch da drüben über der Gasse gewesen bist, und wenn ich dich oft acht Tage nicht gesehen habe, was thut's? Ich kann dich jede Minute haben, das ist so gut als wenn man bei einander ist; aber jetzt? Nun, es ist ja nicht aus der Welt. Aber ich bitt' dich, verhebe dich nicht, daß du keinen Schaden leidest, und wenn du was zerrissen hast, schick' mir's nur; ich flick' und strick' dir noch, und jetzt komm', jetzt wollen wir auf den Kirchhof."

Dami wehrte sich dagegen und wieder mit dem Vorhalte, daß es ihm schon schwer genug sei, und daß er

sich's nicht noch schwerer machen wolle. Barfüßele willfahrte auch hierin. Er zog die Kleider des Vaters wieder aus und Barfüßele packte sie in den Sack, den sie einst beim Gänsehüten als Mantel getragen hatte und auf dem noch der Name des Vaters stand. Sie beschwor aber Dami, daß er ihr den Sack mit nächster Gelegenheit wieder zurückschicke.

Die Geschwister gingen mit einander fort. Ein Hirlinger Fuhrwerk fuhr durch das Dorf. Dami rief es an und packte schnell seine Habseligkeiten auf. Dann ging er Hand in Hand mit der Schwester das Dorf hinaus und Barfüßele suchte ihn zu erheitern, indem sie sagte:

„Weißt du noch, was ich dir da beim Backofen für ein Räthsel aufgegeben habe?"

„Nein!"

„Besinn' dich: was ist das Beste am Backofen? Weißt's nicht mehr?"

„Nein!"

„Das Beste am Backofen ist, daß er das Brod nicht selber frißt."

„Ja, ja, du kannst lustig sein, du bleibst daheim."

„Du hast's ja gewollt, und du kannst auch lustig sein; wolle du nur recht."

Still geleitete sie ihren Bruder bis auf den Holderwasen, dort beim Holzbirnenbaum sagte sie:

„Hier wollen wir Abschied nehmen. Behüt' dich Gott und fürcht' dich vor keinem Teufel."

Sie schüttelten sich wacker die Hände und Dami ging Hirlingen zu, Barfüßele nach dem Dorf. Erst unten

am Berg, wo Dami sie nicht mehr sehen konnte, wagte sie es, die Schürze aufzuheben und sich die Thränen abzutrocknen, die ihr die Wangen herabrollten, und laut vor sich hin sagte sie:

„Verzeih' mir's Gott, daß ich das von dem Allein auch gesagt hab'; ich danke dir, daß du mir einen Bruder gegeben hast. Laß mir ihn nur, so lang ich lebe."

Sie kehrte in's Dorf zurück, es kam ihr leer vor, und in der Dämmerung, als sie die Kinder des Rodelbauern einwiegte, konnte sie nicht ein einziges Lied über die Lippen bringen, während sie sonst immer sang wie eine Lerche. Sie mußte immer denken, wo jetzt ihr Bruder sei, was man mit ihm rede, wie man ihn empfange, und doch konnte sie sich das nicht vorstellen. Sie wäre gern hingeeilt und hätte gern allen Menschen gesagt, wie gut er sei und daß sie gegen ihn auch gut sein mögen; aber sie tröstete sich wieder, daß Niemand ganz und überall für den Andern sorgen könne. Und sie hoffte, es würde ihm gut thun, daß er sich selber forthelfe.

Als es schon Nacht war, ging sie in ihre Kammer, wusch sich auf's Neue, zöpfte sich frisch und kleidete sich nochmals an, als ob es Morgen wäre; und mit dieser seltsamen Verdoppelung des neuen Tages begann ihr fast nochmals ein neues Erwachen.

Als Alles schlief, ging sie noch einmal hinüber zur schwarzen Marann' und ohne Licht saß sie Stundenlang bei ihr am Bett in der dunklen Stube; sie sprachen davon wie das sei, wenn man einen Menschen draußen in der Welt habe, der doch ein Stück von Einem sei,

und erst als die Marann' eingeschlafen war, schlich sich Barfüßele davon. Sie nahm aber noch den Kübel und trug Wasser für die Marann' und legte das Holz auf den Herd und so geschichtet, daß es am andern Morgen nur angezündet zu werden brauchte. Dann erst ging sie nach Hause.

Was ist Wohlthätigkeit, die in Geldspenden besteht? Eine in die Hand gelegte fremde Kraft, die wiederum von ihr entäußert wird. Wie anders ist es, die eingeborne Kraft selbst einzusetzen, ein Stück Leben hinzugeben und noch dazu das einzige das verblieben ist. Die Stunden der Ruhe, die Sonntagsfreiheit, die Barfüßele gegeben war, opferte sie alle der schwarzen Marann' und sie ließ sich dabei noch zanken und schelten, wenn sie Etwas gegen die Gewohnheit der Eigenbrätlerin gethan hatte; und es fiel ihr nicht ein, dabei zu denken oder zu sagen: wie könnt' Ihr mich noch zanken und schelten über etwas was ich Euch schenke? Ja sie wußte kaum mehr daß sie es that. Nur wenn sie an Sonntagsabenden bei der Vereinsamten still vor dem Hause saß und zum Tausendstenmale gehört hatte, welch ein schmucker Bursch der Johannes am Sonntag gewesen sei und wenn dann die jungen Burschen und Mädchen durch das Dorf zogen und allerlei Lieder sangen, da wurde sie etwas davon gewahr, daß sie hier saß und ihre Lustbarkeit opferte und sie sang leise vor sich hin die Lieder mit, die von den Wandelnden im Verein gesungen wurden; aber wenn sie die Marann' ansah, hielt sie inne und sie dachte darüber nach, wie es doch eigentlich gut wäre, daß der Dami nicht

mehr im Dorf sei. Er war nicht mehr die Zielscheibe allgemeiner Neckerei und wenn er zurückkam, war er gewiß ein Bursch vor dem Alle Respekt haben mußten.

An Winterabenden, wenn im Hause des Rodelbauern gesponnen und gesungen wurde, da allein durfte Barfüßele mitsingen, und obgleich sie einen hellen, lauten Ton hatte, ließ sie sich doch dazu herbei, fast immer die zweite Stimme zu singen. Die Rosel, des Rodelbauern noch ledige Schwester, die um ein Jahr älter als Barfüßele war, sang immer die erste Stimme, und es verstand sich von selbst, daß auch die Stimme Barfüßele's ihr dienen mußte, wie denn überhaupt die Rosel, eine stolze und schneidige Person, das Barfüßele durchaus als Lastthier im Hause betrachtete und behandelte; allerdings weniger vor den Leuten als im Geheimen. Und eben weil Barfüßele im ganzen Dorf dafür angesehen war, daß sie im Hauswesen des Rodelbauern wacker angriff und Alles in Stand hielt, war es eine Hauptangelegenheit der Rosel, sich bei den Leuten zu berühmen, wie viel Geduld man mit dem Barfüßele haben müsse; wie ihm die Gänsehirtin in allen Stücken nachginge, und wie sie es als ein Werk der Barmherzigkeit betrachte, das Barfüßele nicht so vor den Augen der Welt erscheinen zu lassen wie es eigentlich sei.

Ein besonderer Gegenstand des Aufziehens und des nicht immer wähligen Spottes waren die Schuhe des Barfüßele. Trotzdem es fast immer barfuß ging, und höchstens im Winter in abgeschnittenen Stiefeln des Bauern, ließ es sich dennoch bei jedem halbjährigen

Lohne die gebräuchlichen Rahmenschuhe geben; sie standen aber oben in der Kammer unberührt und Barfüßele ging doch so stolz, als hätte es alle die Schuhe auf Einmal an.

Sechs Paar Schuhe standen neben einander seitdem Dami beim Scheckennarren diente. Die Schuhe waren mit Heu ausgestopft und von Zeit zu Zeit tränkte sie Barfüßele mit Fett, damit sie geschmeidig blieben. Barfüßele war vollauf herangewachsen, nicht sehr hoch, aber stämmig untersetzt. Sie kleidete sich immer ärmlich, aber sauber und anmuthig, und Anmuth ist die Pracht der Armuth, die nichts kostet und nicht zu kaufen ist. Nur weil der Rodelbauer es der Ehre des Hauses angemessen hielt, zog Barfüßele des Sonntags ein besseres Kleid an, um sich vor den Leuten zu zeigen; dann aber kleidete sie sich rasch wieder um, und saß bei der schwarzen Marann' in ihrem Werktagskleide oder sie stand auch bei ihren Blumen, die sie vor ihrem Dachfenster in alten Töpfen pflegte. Nelken, Gelbveigelein und Rosmarin gediehen hier vortrefflich, und wenn sie auch manchen Ableger davon auf das Grab der Eltern gepflanzt hatte, es wucherte Alles doppelt nach, und die Nelken hingen in windenartigen Büscheln fast hinab bis auf den Laubengang, der sich um das ganze Haus zog. Das weit vorgeneigte Strohdach des Hauses bildete aber auch einen vortrefflichen Schutz für die Blumen und wenn Barfüßele daheim war, fiel im Sommer kein warmer Regen, bei dem sie nicht die Blumenscherben in den Garten trug, um sie dort ganz nahe dem mütterlichen Boden vollregnen zu lassen.

Besonders ein kleiner Rosmarinstock, der in dem Topfe war, den einst Barfüßele auf dem Holderwasen zum allgemeinen Gebrauch bei sich gehabt hatte, besonders dieser Rosmarinstock war äußerst zierlich gebaut wie ein kleiner Baum, und Barfüßele ballte oft die rechte Faust und schlug die andere Hand darüber, indem sie vor sich hin sagte:

„Wenn's eine Hochzeit giebt von meinen Nächsten, ja von meinem Dami, dann steck' ich den an.“ Ein anderer Gedanke stieg in ihr auf, vor dem sie erröthete bis in die Schläfe hinein und sie beugte sich und roch an dem Rosmarin: wie einen Duft aus der Zukunft sog sie Etwas aus ihm ein und mit wilder Hast versteckte sie das Rosmarinstämmchen zwischen die andern großen Pflanzen, daß sie es nicht mehr sah und eben schloß sie das Fenster, da läutete es Sturm.

„Es brennt beim Scheckennarren in Hirlingen!“ hieß es bald. Die Spritze wurde herausgethan und Barfüßele fuhr auf derselben mit der Löschmannschaft davon.

„Mein Dami! mein Dami!“ jammerte sie immer in sich hinein, aber es war ja Tag und bei Tag konnten Menschen nicht in einem Brande verunglücken. Und richtig! als man bei Hirlingen ankam, war das Haus schon niedergebrannt, aber am Wege in einem Baumgarten stand Dami und band eben die beiden Schecken, schöne, stattliche Pferde an einen Baum, und rings herum lief Alles scheckig, Ochsen, Kühe und Rinder.

Man hielt an, Barfüßele durfte absteigen, und mit einem: „Gottlob, daß dir nichts geschehen ist,“ eilte

sie auf den Bruder zu. Dieser aber antwortete ihr nicht und hielt beide Hände auf den Hals des einen Gaules gelegt.

„Was ist? Warum redest du nicht? hast du dir Schaden gethan?"

„Ich nicht? aber das Feuer."

„Was ist denn?"

„All mein Sach' ist verbrannt, meine Kleider und mein bischen Geld. Ich habe nichts als was ich auf dem Leib trage."

„Und des Vaters Kleider sind auch verbrannt?"

„Sind sie denn feuerfest?" sagte Dami zornig. „Frage nicht so dumm."

Barfüßele wollte weinen über dieses harte Anlassen des Bruders, aber sie fühlte rasch, wie durch einen Naturtrieb, daß Unglück sehr oft im ersten Anprall unwirsch, hart und händelsüchtig macht; sie sagte daher nur:

„Dank' Gott, daß du dein Leben noch hast, des Vaters Kleider, freilich, da ist was mit verbrannt, was man sich nicht mehr erwerben kann, aber sie wären doch auch einmal zu Grunde gegangen, so oder so."

„All dein Geschwätz ist für die Katz'," sagte Dami und streichelte immer das Pferd. „Da steh' ich nun wie der Gott verlaß mich nicht. Da, wenn die Gäule reden könnten, die würden anders reden, aber ich bin eben zum Unglück geboren. Was ich gut thue, ist nichts, und doch" —

Er konnte nicht mehr reden, es erstickte ihm die Stimme.

„Was ist denn geschehen?“

„Da die Gäule und die Kühe und Ochsen, ja es ist uns kein Stückle Vieh verbrannt außer den Schweinen, die haben wir nicht retten können. Schau, der Gaul da drüben, der hat mir da mein Hemd aufgerissen, wie ich ihn aus dem Stall ziehe, mein zuderhändiger Gaul der hat mir nichts gethan, der kennt mich. Gelt, du kennst mich, Humpele? Gelt wir kennen einander?“ Der Gaul legte seinen Kopf über den Hals des andern und schaute Dami groß an, der jetzt fortfuhr:

„Und wie ich dem Bauer mit Freude berichte, daß ich das Vieh alles gerettet habe, da sagt er: das war nicht nöthig, ist Alles versichert und gut, hätt' mir besser bezahlt werden müssen! Ja, denk' ich bei mir, aber daß das unschuldige Vieh sterben soll, ist denn das nichts? Ist's denn, wenn's bezahlt ist, Alles? Ist denn das Leben nichts? Der Bauer muß mir was angesehen haben von dem was ich denk', und da fragt er mich: du hast doch dein Gewand und dein Sach' gerettet? und da sag' ich: nein, nein, kein Fädele, ich bin gleich in den Stall gesprungen, und da sagt er: du bist ein Tralle! Wie? sag' ich, Ihr seid ja versichert, wenn das Vieh bezahlt worden wäre, da werden doch auch meine Kleider bezahlt und es sind auch noch Kleider von meinem Vater selig dabei und vierzehn Gulden, meine Taschenuhr und meine Pfeife. Und da sagt er: rauch draus! Mein Sach' ist versichert und nicht das von den Dienstboten! Ich sag': das wird sich zeigen, und ich lass' es auf einen Proceß ankommen,

und da sagt er: so jetzt kannst du gleich gehen. Wer einen Proceß anfangen will, hat aufgekündigt. Ich hätte dir ein paar Gulden geschenkt, aber so kriegst du keinen Heller. Jetzt mach', daß du fortkommst! ... Da bin ich nun, und ich mein', ich sollt' meinen zuderhändigen Gaul mitnehmen, ich hab' ihm das Leben gerettet, und er ging' gern mit mir. Gelt du? Aber ich habe das Stehlen nicht gelernt, und ich wüßt' mir auch nicht zu helfen, und es wäre am besten, ich spränge jetzt in's Wasser. Ich komme mein Lebtag zu nichts und ich hab' nichts."

„Aber ich hab' noch und will dir helfen."

„Nein, das thu' ich nicht mehr, daß ich dich aussauge; du mußt dir's auch sauer verdienen."

Es gelang Barfüßele ihren Bruder zu trösten und ihn so weit zu bringen, daß er mit ihr heimging; aber kaum waren sie hundert Schritte gegangen, als etwas hinter ihnen drein trabte. Der Gaul hatte sich losgerissen und war Dami gefolgt und dieser mußte das Thier, das er so sehr liebte, mit Steinwürfen zurückjagen.

Dami schämte sich seines Unglücks und ließ sich fast vor keinem Menschen sehen. Weil er sein Unglück nicht verbergen konnte und Spott darüber fürchtete, versteckte er sich selber.

Nur an den ersten Häusern des Dorfes hielt er sich auf. Die schwarze Marann' schenkte ihm einen Rock ihres erschossenen Mannes. Dami hatte einen unüberwindlichen Abscheu davor, ihn anzuziehen, aber Barfüßele, die ehedem den Rock des Vaters als ein

Heiligthum betrachtet und gepriesen hatte, fand jetzt eben so viel Gründe zu beweisen, daß ein Rock doch eigentlich nichts sei, daß gar nichts darauf ankäme, wer ihn einst auf dem Leibe gehabt.

Der Kohlenmathes, der nicht weit von der schwarzen Marann' wohnte, nahm Dami mit als Gehülfen beim Holzschlagen und Kohlenbrennen. Dami war das abgeschiedene Leben am willkommensten; er wollte nur noch ausharren, bis er Soldat werden mußte und dann wollte er als Einsteher eintreten und auf Lebenszeit Soldat bleiben; beim Soldatenleben ist doch Gerechtigkeit und Ordnung und da hat Niemand Geschwister und Niemand ein eigen Haus und man ist in Kleidung und Speise und Trank versorgt und wenn's Krieg giebt, ist ein frischer Soldatentod noch das Beste.

Das war es was Dami am Sonntag im Moosbrunnenwalde aussprach, wenn Barfüßele hinabkam zum Meiler, ihm Schmalz und Mehl und Rauchtabak brachte und ihn oft belehren wollte, wie er außer der gewöhnlichen Speise der Waldköhler, die in schmalzgebähtem Brod besteht, auch die Knödel, die er sich selbst bereitete, schmackhafter machen könne; aber Dami wollte das nicht, gerade so wie sie auskamen, war es ihm recht: er würgte gern Schlechtes hinab, obgleich er hätte Besseres essen können und überhaupt gefiel er sich in einer Selbstverwahrlosung, bis er einst zum Soldaten herausgeputzt würde. Barfüßele kämpfte gegen dieses ewige Hinausschauen nach einer kommenden Zeit und das Verlorengehenlassen der Gegenwart, sie wollte den Dami, der sich in innerer Schlaffheit wohlgefiel und

sich dabei selbst bemitleidete, immer aufrichten; aber diesem schien in dem inneren Zerfallen fast wohl zu sein. Er konnte sich eben dabei recht bemitleiden, und bedurfte keiner Kraftanstrengung. Nur mit Mühe brachte es Barfüßele dahin, daß sich Dami von seinem Verdienste wenigstens eine eigene Axt erwarb und zwar die des Vaters, die der Kohlenmathes bei der Versteigerung gekauft hatte.

In tiefer Verzweiflung kehrte oft Barfüßele aus dem Walde zurück, aber sie hielt nicht lange an; die innere Zuversicht und der frohe Muth der in ihr lebte, drängte sich unwillkürlich als heller Gesang auf ihre Lippen, und wer es nicht wußte, hätte nie gemerkt, daß Barfüßele je einen Kummer gehabt oder je einen habe. Die Freudigkeit, die aus der unbewußten Empfindung floß, daß sie straff und unverdrossen ihre Pflicht that und Wohlthätigkeit übte an der schwarzen Marann' und an Dami, prägte ihrem Antlitz eine unvertilgbare Heiterkeit auf. Im ganzen Hause konnte Niemand so gut lachen als das Barfüßele, und der alte Rodelbauer sagte: ihr Lachen töne just wie Wachtelschlag, und weil sie ihm allzeit dienstfertig und ehrerbietig war, gab er ihr zu verstehen, daß er sie einstmals in sein Testament setze. Barfüßele kümmerte sich nicht darum und baute nicht viel darauf, sie erwartete nur den Lohn, den sie mit Recht und Sicherheit ansprechen konnte, und was sie Gutes that, that sie aus einem innern Wohlwollen ohne auf Entgelt zu warten.

---

8. Sack und Axt.

Das Haus des Scheckennarren war wieder aufgebaut, stattlicher als je; der Winter kam herbei und die Loosung der Rekruten. Noch nie war mehr Betrübniß über ein glückliches Loos entstanden als da Dami sich freispielte. Er war wie verzweifelt und Barfüßele fast mit ihm, denn auch ihr war der Soldatenstand als treffliches Mittel erschienen, um das lässige Wesen Dami's aufzurichten; dennoch sagte sie ihm jetzt:

„Nimm das als Fingerzeig, du sollst jetzt für dich selber als Mann einstehen. Aber du thust noch immer wie ein kleines Kind, das nicht allein essen kann und dem man zu essen geben muß.“

„Du wirfst mir vor, daß ich dich ausfresse?“

„Nein, das mein' ich nicht. Sei nicht immer so leidmüthig, steh' nicht immer da: wer will mir was thun? Gutes oder Böses? Schlag' selber um dich!“

„Und das will ich auch und ich hole weit aus!“ schloß Dami. Er gab lange nicht kund, was er eigentlich vorhatte, aber er ging seltsam aufrecht durch das Dorf und sprach frei mit Jedem, er arbeitete fleißig im Walde bei den Holzschlägern, er hatte die Axt des Vaters und mit ihr fast die Kraft dessen, der sie ehedem so rüstig gehandhabt.

Als ihm Barfüßele einmal im Frühlingsanfang bei

der Heimkehr vom Moosbrunnenwald begegnete, sagte er, die Axt von der Schulter nehmend: „Was meinst, wo die hingeht?"

„In's Holz!" antwortete Barfüßele. „Aber sie geht nicht allein, man muß sie hacken."

„Hast Recht, aber sie geht zu ihrem Bruder, und der Eine hackt hüben und der Andere drüben und da krachen die Bäume wie geladene Kanonen und du hörst nichts davon, oder wenn du willst, ja aber sonst Keiner im Ort."

„Ich verstehe dich vom Simri kein Mäßle," antwortete Barfüßele. „Ich bin zu alt zum Räthselaufgeben. Red' deutlich."

„Ja, ich gehe zum Ohm nach Amerika."

„So? Gleich heut?" scherzte Barfüßele. „Weißt wie des Maurers Martin einmal seiner Mutter zum Fenster hinaufgerufen hat: Mutter, wirf mir ein frisches Sacktuch 'raus, ich will nach Amerika spaziren? Die so leicht fliegen wollen, sind Alle noch da."

„Wirst schon sehen, wie lang' ich noch da bin," sagte Dami und ging ohne Weiteres fort in das Haus des Kohlenmathes. Barfüßele wollte sich über den lächerlichen Plan Dami's lustig machen, aber es gelang ihr nicht; sie fühlte, daß etwas Ernst dabei sei, und noch in der Nacht, als Alles schon im Bett lag, eilte sie zu ihrem Bruder und erklärte ihm ein für allemal, daß sie nicht mitgehe. Sie glaubte ihn dadurch plötzlich besiegt zu haben, aber Dami sagte kurzweg: „Ich bin dir nicht angewachsen." Sein Plan wurde immer fester.

In Barfüßele war auf einmal wieder all das Wogen von Ueberlegungen, das sie schon einmal in der Kindheit befallen hatte; aber jetzt sprach sie nicht mehr mit dem Vogelbeerbaum, als ob er ihr Antwort geben könne, und aus allen Erwägungen heraus lautete der Schluß: „Er hat Recht, daß er geht; ich hab' aber auch Recht, daß ich da bleibe!" Sie freute sich eigentlich innerlich, daß Dami einen so kühnen Entschluß fassen könne, das zeigte doch von männlicher Kraft; und that es ihr auch tief wehe, fortan vielleicht allein zu sein in der weiten Welt, so fand sie es doch Recht, daß der Bruder mit gesundem Muth hinausgriff. Dennoch glaubte sie ihm noch nicht ganz. Am andern Abend paßte sie ihm ab und sagte ihm:

„Sprich nur mit keinem Menschen von deinem Auswanderungsplan, sonst wirst du ausgelacht, wenn du's nicht ausführst."

„Hast Recht!" sagte Dami, „aber nicht deswegen; ich fürchte mich nicht davor, mich vor anderen Menschen zu binden; so gewiß als ich die fünf Finger da an der Hand habe, so gewiß gehe ich, ehe hier die Kirschen zeitig sind; und wenn ich mich durchbetteln und wenn ich mich durchstehlen muß, daß ich fortkomme. Nur das Eine thut mir weh, daß ich fort muß und nicht dem Scheckennarren einen Tuck anthun kann, den er sein Leben lang spürt."

„Das ist die rechte Großmännigkeit," eiferte Barfüßele, „das ist die echte Herzensliederlichkeit, einen Rachegedanken hinter sich zu lassen. Dort, dort drüben liegen unsere Eltern, komm' mit, komm' mit auf ihr

Grab und sage das dort noch einmal, wenn du kannst. Weißt, wer der Nichtsnutzigste ist? Wer sich verderben läßt. Gieb die Axt her, du bist nicht werth da die Hand zu haben, wo der Vater seine Hand gehabt hat, wenn du das nicht gleich mit Stumpf und Stiel aus der Seele reißest! Die Axt gieb her! Die soll kein Mensch haben, der von Stehlen und Morden spricht, Die Axt gieb her! Oder ich weiß nicht was ich thue."

Kleinlaut sagte Dami: „Es ist nur so ein Gedanke gewesen. Glaub' mir, ich hab's nicht gewollt, ich kann ja das auch nicht; aber weil sie mich immer so den Kegelbuben heißen, da hab' ich gemeint, ich müsse auch einmal wettern und dreinfluchen und dreinhauen. Aber du hast Recht. Sieh, wenn du willst, gehe ich noch heut Nacht hin zum Scheckennarren und sage ihm, daß ich keinen bösen Gedanken im Herzen gegen ihn hab'."

„Das brauchst du nicht, das ist wieder zu viel; aber weil du so Einsicht annimmst, so will ich dir helfen was ich kann."

„Das Beste wäre, du gingest mit."

„Nein, das kann ich nicht, ich weiß nicht warum, aber ich kann nicht. Aber das habe ich nicht verschworen: wenn du mir schreibst, daß dir's beim Ohm gut geht, da komme ich nach. So in den Nebel hinein, wo man nichts weiß . . . ich ändere nicht gern, und ich hab's ja eigentlich gut hier. Aber jetzt laß uns überlegen, wie du fort kommst."

Es ist eine Eigenheit vieler Auswandernden, und giebt Zeugniß von einer finstern Seite der Menschennatur überhaupt und unserer vaterländischen Zustände

insbesondere, daß die lebendig Scheidenden gern noch vor ihrem Abgang ungestraft Rache nehmen, und bei Vielen ist es das Erste was sie in der neuen Welt thun, daß sie nach der alten Welt an die Gerichte schreiben, und allerlei Angebereien über geheimgebliebene Verbrechen machen.

Es waren schreckliche Beispiele dieser Art in der Gegend vorgekommen, und Barfüßele flammte darum doppelt im Zorn auf, weil auch ihr Bruder sich zu den aus dem Verstecke Schießenden hatte gesellen wollen. Darum war sie jetzt doppelt zufrieden, als sie den bösen Willen Dami's besiegt hatte; denn tiefer als alle Wohlthat erquickt das innere Gefühl, einen Andern von Laster und Irrweg zurückgeführt zu haben.

Mit der ganzen sichern Klarheit ihres Wesens erwog sie nun alle Umstände. Die Frau des Ohms hatte an ihre Schwester geschrieben, daß es ihnen wohlgehe, und so wußte man den Aufenthaltsort des Ohms.

Die Ersparnisse Dami's waren sehr gering, und auch die Barfüßele's reichten nicht voll aus. Dami sprach davon, daß die Gemeinde ihm eine namhafte Beisteuer geben müsse; die Schwester wollte nichts davon wissen, und sie sagte: „Das soll das Letzte seyn, wenn alles Andere fehlgeschlagen hat.“ Sie erklärte nicht, was sie noch sonst versuchen könne. Ihr erster Gedanke war allerdings, sich an die Landfriedbäuerin in Zusmarshofen zu wenden; aber sie wußte, wie solch ein Bettelbrief einer reichen Bäuerin erscheinen müsse, die vielleicht auch nicht einmal baar Geld habe; dann dachte sie an den Rodelbauer, der ihr versprochen hatte, sie

in sein Testament zu setzen, er sollte ihr das Zugedachte jetzt geben, und wenn es auch weniger sei. Dann fiel ihr wieder ein, daß man vielleicht den Scheckennarren, dem es wieder überaus wohl erging, zu einer Beisteuer bewegen könne. Sie sagte von alledem dem Dami nichts, aber wie sie sein Gewand musterte, wie sie mit vieler Mühe der schwarzen Marann' von ihrer aufgespeicherten Leinwand ein Stück auf Borg abkaufte, alsbald zuschnitt und in der Nacht vernähte, alle diese entschiedenen Vorbereitungen machten Dami fast zittern. Er hatte freilich gethan, als ob der Auswanderungsplan bei ihm unerschütterlich fest sei, und doch kam er sich jetzt wie gebunden, wie gezwungen vor, als ob er durch den festen Willen der Schwester zur Ausführung genöthigt würde. Ja, die Schwester erschien ihm fast hartherzig, als ob sie ihn fortdränge, ihn los sein wolle. Er wagte jedoch nicht, dieß deutlich zu sagen, er wußte nur allerlei Quengeleien vorzubringen und Barfüßele deutete diese als das verdeckte Wehe des Abschieds, das kleine Hindernisse gern als Nöthigung annimmt, um sich von einem Vorhaben abbringen zu lassen und doch dabei eine Entschuldigung vor sich zu haben. Sie machte sich nun vor Allem an den alten Rodelbauer und verlangte geradezu, daß er ihr das Erbstück, welches er schon lange versprochen, jetzt gebe.

Der alte Rodelbauer sagte: „Was pressirst du so? Kannst nicht warten? Was hast?“

„Nichts hab' ich und kann nicht warten.“ Sie erzählte, daß sie ihren Bruder aussteuern wolle, der nach Amerika auswandere. Das war ein glücklicher Griff

für den alten Rodelbauer; er konnte seine Zähigkeit noch als Gutmüthigkeit, als weise Fürsorge hinstellen, und bedeutete Barfüßele, daß er ihr jetzt keinen rothen Heller gebe, er wolle nicht schuld sein, daß sie sich ganz ausziehe für ihren Bruder. Nun bat Barfüßele, daß er der Fürsprech sei beim Scheckennarren; dazu ließ er sich endlich herbei, und that groß damit, daß er sich zum Betteln hergebe bei einem fremden Mann für einen fremden Menschen; aber die Ausführung verschob er von Tag zu Tag, bis er sich endlich, da Barfüßele nicht abließ, auf den Weg machte. Wie vorauszusehen war, kam er mit leerer Hand zurück, denn des Scheckennarren erste Frage war natürlich: was denn der Rodelbauer gebe? Und als dieser geradezu sagte, daß er sich vor der Hand zu nichts verstehe, so war das der gewiesene Weg und der Scheckennarr blieb auch auf demselben. Als Barfüßele ihren Kummer über diese Hartherzigkeit der schwarzen Marann' klagte, rief diese aus: „Ja, so sind die Menschen! Wenn morgen Einer in's Wasser springt, und man zieht ihn todt heraus, da sagt ein Jedes: hätt' er mir's nur gesagt, was ihm fehlt, ich hätt's ihm ja gern gegeben und ihm in Allem geholfen. Was gäb' ich nicht drum, wenn ich ihn wieder in's Leben bringen könnte! — Aber ihn beim Leben erhalten, dazu wollte sich keine Hand aufthun."

Und eben dadurch, daß sich Barfüßele die ganze Schwere der Dinge immer voll auf that, lernte sie sie leicht ertragen. „Drum muß man sich nur auf sich selbst verlassen," war ihr innerer Wahlspruch, und

statt sich niederdrücken zu lassen von Hindernissen, wurde sie dadurch nur immer schnellkräftiger. Sie raffte zusammen und machte zu Gelde, was sie nur hatte, und der reiche Anhenker, den sie einst von der Landfriedbäuerin erhalten, wanderte zur Wittwe des alten Heiligenpflegers, die sich in ihrem Wittwenstande an einem ergiebigen Wucher auf Faustpfänder erfreute. Auch der Dukaten, den sie dem Oberbaurath auf dem Kirchhofe einst nachgeworfen hatte, wurde jetzt wieder gefordert und seltsamer Weise erbot sich nun der Rodelbauer, beim Gemeinderath in dem er saß, eine namhafte Unterstützung für den auswandernden Dami zu erwirken. Mit öffentlichen Geldern war er gern großmüthig und tugendhaft. Dennoch erschrak Barfüßele, als er ihr nach wenigen Tagen verkündete, es sei beim Gemeinderath Alles bewilligt, aber nur auf die Bedingung hin, daß Dami das Heimathsrecht im Dorf aufgebe. Das hatte sich von selbst verstanden, man hatte gar nicht anders gedacht; aber jetzt, da es eine Bedingung war, erschien es als ein Schreckbild: nirgends mehr daheim zu sein. Dem Dami sagte Barfüßele nichts von diesen ihren Gedanken und Dami schien wieder froh und wohlgemuth. Besonders die schwarze Marann' redete ihm viel zu, denn sie hätte gern das ganze Dorf in die Fremde geschickt, um endlich Kunde von ihrem Johannes zu bekommen; und jetzt glaubte sie steif und fest, daß ihr Johannes über dem Meer sei. Der Krappenzacher hatte ihr gesagt: das Meer, die salzige Fluth, verhindere die Thränen, die man um Einen weinen wolle, der am andern Ufer sei.

Barfüßele erhielt von ihrer Dienstherrschaft die Erlaubniß, den Bruder zu begleiten, als er seinen Ueberfahrtsvertrag mit dem Agenten in der Stadt abschließen wollte. Wie erstaunten sie aber, als sie hier hörten, daß dies bereits geschehen sei. Der Gemeinderath hatte es schon bewerkstelligt, und Dami genoß des Armenrechtes und der entsprechenden Verpflichtungen. Er mußte vom Schiff aus, bevor dasselbe in's weite Meer segelte, eine Bescheinigung seiner Abfahrt unterzeichnen und erst dann wurde das Geld ausgezahlt.

Traurig kehrten die Geschwister heim in's Dorf, schweigend gingen sie dahin. Dami war von Verdrossenheit überfallen, daß nun Etwas geschehen müsse, weil er's einmal gesagt, und Barfüßele empfand ein tiefes Wehe, daß doch ihr Bruder eigentlich wie auf dem Schub fortgeschafft würde. An der Gemarkung sagte Dami laut zu dem Stock, auf dem der Ortsname und Amtsbezirk stand:

„Du da! Behüt dich Gott! Ich bin nicht mehr bei dir daheim, und alle Menschen da drin die sind mir jetzt grad so viel wie du.“

Barfüßele weinte, aber sie nahm sich vor, daß dies das Letztemal sein solle bis zur Abreise Dami's und auch bei dieser selbst. Sie hielt Wort. Die Leute im Dorfe sagten: das Barfüßele müsse kein Herz im Leibe haben, denn es waren ihr die Augen nicht naß geworden als ihr Bruder schied und die Leute wollen gern selbst die Thränen sehen. Was kümmern sie die heimlich geweinten? Barfüßele aber hielt sich wach und straff. Nur in den letzten Tagen vor der Abreise

Dami's versäumte sie zum Erstenmal ihre Pflicht, denn sie vernachlässigte ihre Arbeit und war immer beim Dami; sie ließ sich von der Rosel darüber ausschelten und sagte nur: „Du hast Recht.“ Sie lief aber doch ihrem Bruder überall nach, sie wollte keine Minute verlieren, da er noch da war, sie meinte, sie könne ihm in jedem Augenblick noch etwas Besonderes erweisen, noch etwas Besonderes sagen für Lebenlang, und quälte sich wieder, daß sie ganz gewöhnliche Sachen sprach, ja, daß sie sogar manchmal mit ihm stritt.

O diese Abschiedsstunden, wie bedrücken sie das Herz, wie preßt sich da alle Vergangenheit und Zukunft in einen Augenblick zusammen und man weiß nirgends anzufassen und nur ein Blick, eine Berührung muß Alles sagen!

Amrei gewann indeß doch noch Worte. Als sie ihrem Bruder das Leinenzeug vorzählte, sagte sie: „Das sind gute saubere Hemden, halt' dich gut und sauber drin.“ Und als sie Alles in den großen Sack packte, auf dem noch der Name des Vaters stand, sagte sie: „Bring' den wieder mit, voll lauter Gimgold. Wirst sehen, wie gern du dann hier wieder die Bürgerannahme bekommst, und des Rodelbauern Rosel, wenn sie bis dahin noch ledig ist, springt dir über sieben Häuser nach.“ Und als sie die Axt des Vaters in die große Kiste legte, sagte sie: „O wie glatt ist der Stiel! Wie oft ist er durch des Vaters Hand gegangen und ich mein', ich spür' noch seine Hand da drauf. So, jetzt hab' ich das Wahrzeichen: Sack und Axt. Arbeiten und Einsammeln das ist das Beste und da bleibt man

lustig und gesund und glücklich. Behüt' dich Gott! und sag' auch recht oft vor dich hin: Sack und Axt. Ich will's auch oft thun und das soll unser Gedenken sein, unser Zuruf, wenn wir weit, weit von einander sind, bis du mir schreibst oder mich holst oder wie du's kannst, wie's eben Gott will. Sack und Axt! da drin steckt Alles. Da kann man Alles hineinthun, alle Gedanken und Alles was man erworben hat."

Und noch als Dami auf dem Wagen saß und sie ihm zum Letztenmal die Hand reichte, die sie lange nicht lassen wollte, bis er endlich davon fuhr, da rief sie ihm noch mit heller Stimme nach: „Sack und Axt! Vergiß das nicht." Er schaute zurück und winkte, und — war verschwunden.

---

9. Ein ungebetener Gast.

Gelobt sei Amerika! rief der Nachtwächter zum Ergötzen Aller mehrere Nächte beim Stundenanrufen aus, statt des üblichen Dankspruches gegen Gott. Und der Krappenzacher, der, weil er selber nichts galt, gern bei den „rechten" Leuten auf die Armen schimpfte, sagte am Sonntag beim Ausgang aus der Kirche und Nachmittags auf der langen Bank vor dem Auerhahn: „Der Columbus ist ein wahrer Heiland gewesen. Von was kann der Einen nicht Alles erlösen! Ja, das Amerika ist der Saukübel von der alten Welt, da schüttet man hinein, was man in der Küche nicht mehr brauchen kann: Kraut und Rüben und Alles durcheinander und für die, wo im Schloß hinterm Haus wohnen und Französisch verstehen oui! oui! ist es noch ein gutes Fressen."

Bei der Armuth an Gesprächstoffen war natürlich der ausgewanderte Dami geraume Zeit Gegenstand der Unterhaltung; und wer zum Gemeinderath gehörte, pries seine Weisheit, daß er sich von einem Menschen befreit habe, der gewiß einmal der Gemeinde zur Last gefallen wäre. Denn wer in allerlei Gewerben herumkutschirt, fährt in's Elend.

Natürlich gab es viele gutmüthige Menschen, die Barfüßele Alles berichteten, was man über ihren Bruder

sagte und wie man über ihn spottete. Aber Barfüßele lachte darüber, und als von Bremen aus ein schöner Brief vom Dami kam — man hätte es gar nicht geglaubt, daß er Alles so ordentlich setzen kann — da triumphirte sie vor den Augen der Menschen und las den Brief mehrmals vor. Innerlich aber war sie traurig, einen solchen Bruder wohl auf ewig verloren zu haben. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihn nicht genug habe aufkommen lassen, daß sie ihn nicht genug vorn hin gestellt habe; denn das zeigte sich jetzt, welch ein geweckter Bursch der Dami war und dabei so gut. Er, der von Allem im Dorf hatte Abschied nehmen wollen wie von dem Stock an der Gemarkung, füllte jetzt fast eine ganze Seite mit lauter Grüßen an Einzelne und Jeder hieß der „Liebe“ und der „Gute“ und der „Brave“ und Barfüßele erntete viel Lob, überall wo sie die Grüße ausrichtete und dabei immer genau zeigte: „Seht, da steht's!“

Barfüßele war eine Zeitlang still und in sich gekehrt, es schien sie zu gereuen, daß sie den Bruder fortgelassen oder nicht mit ihm gegangen war. Sonst hörte man sie in Stall und Scheune und Küche und Kammer und beim Ausgang, mit der Sense über der Schulter und dem Grastuch unter'm Arm, immer singen; jetzt war sie still. Sie schien das gewaltsam zurückzuhalten. Aber es gab ein gutes Mittel, die Lieder wieder hinaustönen zu lassen. Am Abend schläferte sie die Kinder des Rodelbauern ein und dabei sang sie unaufhörlich, wenn die Kinder auch schon lange schliefen. Dann eilte sie noch zur schwarzen Marann' und

versorgte sie mit Holz und Wasser und Allem was sie bedurfte.

An Sonntag-Nachmittagen, wenn Alles sich vergnügte, stand Barfüßele oft still und unbewegt an der Thürpfoste ihres Hauses und schaute hinein in die Welt und den Himmel und sah wie die Vögel flogen und träumte so vor sich hin, bald hinaus in's Weite, wo der Dami jetzt sei und wie es ihm ergehe, und dann konnte sie wieder unverwandten Blickes lange Zeit einen umgelegten Pflug betrachten und einem Huhn, das sich in den Sand eingrub, zuschauen. Wenn ein Fuhrwerk durch's Dorf fuhr, schaute sie auf und sagte fast laut: „Die fahren zu Jemand! Auf allen Straßen der Welt geht kein Mensch zu mir, denkt kein Mensch zu mir; und gehör' ich denn nicht auch her?" Und dann war's ihr immer als erwarte sie Etwas, ihr Herz pochte schneller wie einem Ankommenden entgegen. Und unwillkürlich sang sie:

Alle Wässerlein auf Erden
Die haben ihren Lauf;
Kein Mensch ist ja auf Erden,
Der mir mein Herz macht auf.

„Ich wollte, ich wäre so alt wie Ihr," sagte sie einmal aus solchen Träumen heraus, als sie bei der schwarzen Marann' ankam.

„Sei froh, daß der Wunsch kein Wahr ist," erwiderte die schwarze Marann'. „Wie ich so alt war wie du, da war ich lustig und hab' drunten in der Gipsmühle 132 Pfund gewogen."

„Ihr seid doch Einmal wie das Andermal und ich bin gar nicht gleich.“

„Wenn man gleich sein will, muß man sich die Nase abschneiden, da ist man im ganzen Gesicht gleich. Du Närrle, gräm' dir deine jungen Jahre nicht ab, es giebt sie dir Keiner wieder heraus. Die alten kommen schon von selber.“

Es gelang der schwarzen Marann' leicht, Barfüßele zu trösten. Nur wenn sie allein war, lag noch ein seltsames Bangen auf ihr. Was soll das werden?

Ein wunderliches Hin- und Herreden ging durch das Dorf. Man sprach seit vielen Tagen davon, daß es in Endringen eine Nachhochzeit gebe, wie seit Menschengedenken keine in der Gegend gewesen sei. Die älteste Tochter des Dominik und des Ameile heirathete einen reichen Holzhändler im Murgthal und man sagte, das gäbe eine Lustbarkeit wie man sie noch nie erfahren.

Der Tag rückte immer näher heran. Wo sich zwei Mädchen begegnen, ziehen sie sich hinter eine Hecke, eine Heuflur und können gar kein Ende finden und behaupten doch stets, daß sie gewaltig Eile hätten. Man sagt, es käme Alles aus dem Oberlande und aus dem ganzen Murgthal und von dreißig Stunden Wegs her, denn das sei eine große Familie. Am Rathhausbrunnen, da war erst das rechte Leben, da wollte kein Mädchen ein neues Kleidungsstück haben, um sich andern Tages umsomehr an der Ueberraschung und dem Staunen zu erfreuen. Vor lauter Fragen und Hin- und Herreden vergaß man das Wasserschöpfen, und

Barfüßele, die am spätesten gekommen war, ging am frühesten mit vollem Kübel wieder heim. Was ging sie der Tanz an! Und doch war's ihr immer, als hörte sie überall Musik.

Am andern Tage hatte Barfüßele viel im Hause hin und her zu rennen, denn sie sollte die Rosel aufputzen. Sie erhielt manchen heimlichen Knuff beim Zöpfen, aber sie ertrug es still.

Die Rosel hatte ein gewaltiges Haar und das sollte auch gewaltig prangen. Sie wollte heute etwas Neues damit probiren. Sie wollte einen Maria-Theresienzopf haben, wie man hier zu Lande ein kunstreiches Geflecht aus vierzehn Strängen nennt, das sollte als neu Aufsehen erregen. Es gelang Barfüßele das schwere Kunstwerk zu Stande zu bringen; aber kaum war es fertig, als die Rosel es im Unmuth wieder aufriß und sie sah wild aus wie ihr die Stränge über den ganzen Kopf und über das Gesicht hingen, dabei war sie aber doch schön und stattlich und gewaltig im Umfang, und ihr ganzes Gebahren sprach es aus: minder als vier Rosse können nicht in dem Hause sein, in das ich einmal heirathe! Und in der That warben viele Hofsöhne um sie, aber sie schien noch keine Lust zu haben, sich für irgend Einen zu bestimmen. Sie blieb nun bei den landesüblichen zwei Zöpfen, die den Rücken hinabhingen, mit eingeflochtenen rothen Bändern, die fast bis an den Boden hinabreichten. Sie stand fertig geschmückt da und nun verlangte sie einen Blumenstrauß. Sie selbst hatte die ihr zugehörigen Blumen verwildern lassen, und trotz aller Einsprache mußte Barfüßele doch

endlich nachgeben und ihre schöngehegten Blumen vor dem Fenster fast aller Blüthen berauben. Auch das kleine Rosmarinstöckchen verlangte Rosel zu haben, aber Barfüßele wollte sich eher zerreißen lassen, ehe sie das hergab; und die Rosel spottete und lachte, schimpfte und schalt über die einfältige Ganshirtin, die so eigenwillig thue und die man doch um Gotteswillen im Hause habe. Barfüßele antwortete nicht und sie sah Rosel nur an mit einem Blick, vor dem Rosel die Augen niederschlug. Jetzt hatte sich eine rothe Wollrose auf dem linken Schuh verschoben und Barfüßele war eben niedergekniet, um sie behutsam festzunähen; da sagte die Rosel halb in Reue über ihr Benehmen, halb doch noch im Spott:

„Barfüßele, heut' thu' ich's nicht anders, heut' mußt du mit zum Tanz."

„Spotte nicht so, was willst du denn von mir?"

„Ich spotte nicht," betheuerte die Rosel noch halb neckisch, „Du solltest auch einmal tanzen, bist ja auch ein junges Mädle, und es wird auch Deinesgleichen auf dem Tanz sein; unser Roßbub geht ja auch und es kann auch ein Bauernsohn mit dir tanzen, ich will schon einen Ueberzähligen schicken."

„Laß mich in Frieden oder ich steche dich," mahnte Barfüßele am Boden, zitternd vor Freude und Trauer.

„Die Schwägerin hat Recht," nahm die junge Bäuerin nun das Wort, die bis jetzt zu Allem geschwiegen hatte, „und ich gebe dir kein gutes Wort mehr, wenn du heute nicht mit zum Tanz gehst. Komm, da setz' dich hin, ich will dich auch einmal bedienen."

Und einmal über das andere übergoß Barfüßele eine Flammenröthe, wie sie so da saß und ihre Meisterin sie bediente; und als sie ihr die Haare aus dem Gesicht that und sie alle nach hinten wendete, wollte Barfüßele fast vom Stuhl sinken, da die Bäuerin sagte: „Ich zöpf' dich, wie die Allgäuerinnen gehen. Das wird dich ganz gut herausputzen, und du siehst auch so aus wie eine Allgäuerin; so untersetzt und so braun und so kugelig; du siehst aus wie die Tochter von der Landfriedbäuerin in Zusmarshofen."

„Was die? warum wie die?" fragte Barfüßele und zitterte am ganzen Leib. Was war's, warum sie jetzt gerade an die Bäuerin erinnert wurde, die ihr von Kind auf im Sinne lag und die ihr damals erschienen war wie eine wohlthätige Fee aus dem Märchen? Aber sie hatte keinen Ring den sie drehen konnte, damit sie erscheinen müsse; sie konnte sie nur innerlich herbannen, und das geschah oft fast unwillkürlich.

„Halt' dich ruhig, sonst rupf' ich dich," befahl die Bäuerin, und Barfüßele hielt still und athmete kaum. Und wie ihr die Haare so mitten durch getheilt wurden, und wie sie so da saß, die Hände zusammengepreßt und Alles mit sich machen lassen mußte, und die hochschwangere Frau sie bald warm anhauchte, bald an ihr herumbosselte, da kam sie sich vor als würde sie plötzlich verzaubert, und sie redete kein Wort, als dürfe sie den Zauber nicht verscheuchen, und senkte demüthig den Blick.

„Ich wollt', ich könnte dich zu deiner Hochzeit so einkleiden!" sagte die Bäuerin, die heute von lauter

Güte überfloß. „Ich möchte dir einen rechtschaffenen Hof gönnen und es wäre Keiner mit dir angeführt; aber heutigen Tages geschieht das nicht mehr. Da springt das Geld nach dem Geld. Nun sei du nur zufrieden. So lang mir ein Auge offen steht, soll dir bei mir nichts fehlen, und wenn ich sterbe — ich weiß nicht, es ist mir dießmal so bang um die schwere Stunde — gelt, du verläß'st meine Kinder nicht und vertrittst an ihnen Mutterstelle?"

„O Gott im Himmel, wie könnt Ihr nur so was denken!" rief Barfüßele und Thränen rannen ihr aus den Augen. „Das ist eine Sünde, und man kann auch sündigen, daß man Gedanken über sich kommen läßt, die nicht recht sind."

„Ja, ja, du hast recht," sagte die Bäuerin, „aber wart' noch, sitz' noch still, ich will dir meinen Anhenker holen und den will ich dir um den Hals thun."

„Nein, um Gotteswillen nicht; ich trage nichts was nicht mein ist. Ich thät' mich in den Boden hinein schämen vor mir selber."

„Ja, aber so kannst du nicht gehen. Oder hast du vielleicht noch selber Etwas?"

Barfüßele erzählte, daß sie allerdings einen Anhenker habe, den sie als Kind von der Landfriedbäuerin erhalten, der aber wegen Dami's Auswanderung verpfändet sei bei der Wittwe des Heiligenpflegers.

Barfüßele mußte nun stillsitzen und versprechen, sich nicht im Spiegel zu sehen, bis die Bäuerin wieder käme, die nun forteilte, um das Kleinod zu holen und selber für das Darlehen zu bürgen.

Welche Schauer flossen nun durch die Seele Barfüßele's, wie sie so da saß, sie, die allzeit Dienende nun bedient, und in der That fast wie verzaubert. Sie fürchtete sich fast vor dem Tanz, sie war jetzt so gut und so freundlich behandelt — wer weiß wie sie herumgestoßen wird und Keiner sieht nach ihr um, und all ihr äußerer Schmuck und ihre innere Lust ist vergebens! „Nein," sagte sie vor sich hin, „und wenn ich weiter nichts habe als daß ich mich gefreut habe, das ist auch genug; und wenn ich mich gleich wieder ausziehen und daheim bleiben müßte, ich wäre schon glückselig."

Die Bäuerin kam mit dem Schmuck und das Lob des Schmuckes und Schimpfen auf die Heiligenpflegerin, die einem armen Mädchen solche Blutzinsen abnehme, ging seltsam durcheinander. Sie versprach, noch heute das Darlehen zu bezahlen und es Barfüßele allmälig am Lohn abzuziehen.

Jetzt endlich durfte Barfüßele sich betrachten. Die Frau hielt ihr selber den Spiegel vor und aus den Minen Beider glänzte es und sprach es wie ein jauchzender Wechselgesang der Freude.

„Ich kenn' mich gar nicht! ich kenn' mich gar nicht!" sagte Barfüßele immer und betastete sich auf und nieder mit beiden Händen im Gesicht. „Ach Gott, wenn nur mein' Mutter mich so sehen könnte! Aber sie wird Euch gewiß vom Himmel herab segnen, daß Ihr so gut zu mir seid, und sie wird Euch beistehen in der schweren Stunde; brauchet nichts zu fürchten."

„Jetzt mach' aber ein ander Gesicht," sagte die

Bäuerin, „nicht so ein Gotteserbarm; aber es wird schon kommen, wenn du die Musik hörst."

„Ich mein', ich höre sie schon," sagte Barfüßele. „Ja, horchet, da ist sie." In der That fuhr eben ein großer Leiterwagen mit grünen Reisern besteckt durch das Dorf und darauf saß die ganze Musik, und der Krappenzacher stand mitten zwischen den Musikanten und blies die Trompete, daß es schmetterte.

Nun war kein Halt mehr im Dorf, Alles machte sich eilig davon. Die Bernerwägelein, einspännig und zweispännig, aus dem Dorf selber und aus den benachbarten, die hier durch mußten, jagten einander fast wie im Wettrennen. Rosel stieg zu ihrem Bruder auf den Vordersitz und Barfüßele saß hinten im Korbe. Sie schaute immer vor sich nieder, so lange man durch das Dorf fuhr, so schämte sie sich. Nur beim Elternhause wagte sie aufzublicken: die schwarze Marann' grüßte heraus, der rothe Gockelhahn krähte auf der Holzbeuge und der Vogelbeerbaum nickte: „Glück auf den Weg!"

Jetzt fuhr man durch das Thal, wo der Manz die Steine klopfte, jetzt über den Holderwasen, wo eine alte Frau die Gänse hütete. Barfüßele nickte ihr freundlich. Ach Gott, wie komm' denn ich dazu, daß ich hier so stolz und geschmückt vorbeifahre, und ist's denn nicht eine gute Stunde bis Endringen und man meint doch, man wäre kaum eingesessen und jetzt heißt's schon absteigen! und die Rosel ist schon begrüßt und umstanden von allerlei Gefreundeten und: „Ist das eine Schwester deiner Schwägerin, die du da bei dir hast?" heißt es vielfach.

„Nein, es ist nur unsere Magd," antwortete Rosel. Mehrere Bettler aus Haldenbrunn die hier waren, betrachteten Barfüßele staunend; sie kannten sie offenbar nicht und erst als sie sie lange angesehen hatten riefen sie: „Ei, das ist ja das Barfüßele."

„Das ist nur unsere Magd." Dieses Wörtchen „nur" war Barfüßele tief in's Herz gedrungen, aber sie faßte sich schnell und lächelte, denn in ihr sprach es: „Laß dir nicht von einem Wörtchen deine Freude verderben. Wenn du das anfängst, da trittst du überall auf Dornen." Die Rosel nahm Barfüßele bei Seite und sagte:

„Geh' du nur einstweilen auf den Tanzboden, oder anderswohin wenn du sonst Bekannte im Ort hast. Bei der Musik sehe ich dich hernach schon wieder."

Ja, da stand Barfüßele wie verlassen und sie kam sich vor, als hätte sie ihre Kleider gestohlen und gehöre gar nicht daher, sie war ein Eindringling. „Wie kommst du dazu, daß du zu so einer Hochzeit gehst?" fragte sie sich und sie wäre am liebsten wieder heimgekehrt. Sie ging durch das Dorf aus und ein, dort an dem schönen Hause vorbei, das für den Brosi erbaut worden war und worin auch heute viel Leben sich zeigte; denn die Oberbaurätthin hielt mit ihren Söhnen und Töchtern hier ihre Sommerfrische. Barfüßele ging wieder das Dorf hinein und schaute sich nicht um und doch wünschte sie, daß Jemand sie anrufe, damit sie sich zu ihm geselle.

Am Ende des Dorfes begegnete ihr ein schmucker Reiter auf einem Schimmel, der das Dorf hereinritt.

Er trug eine fremde Bauerntracht und sah stolz drein; jetzt hielt er an, stemmte die Rechte mit der Reitgerte in die Seite, mit der linken klatschte er den Hals seines Pferdes und sagte: „Guten Morgen, schönes Jungferle! Schon müde vom Tanz?"

„Das ist leicht gefragt vom Gaul herunter," lautete die Antwort.

Der Reiter ritt davon und Barfüßele saß lange Zeit hinter einer Haselhecke und mußte Allerlei in sich hineindenken und ihre Wangen glühten von einer Röthe, die der Aerger über sich selbst, über die spitze Antwort auf eine harmlose Frage, die Betroffenheit und ein unbegreifliches inneres Wogen anfachte: Was kann der gute Mensch dafür, daß du so verdrießlich bist? Und gut ist er. Er hat so eine herzliche Stimme gehabt. Und schmuck ist er auch. Aber was geht das Alles mich an? Ich will von der ganzen Welt nichts mehr, von gar nichts ...

So zu Jubel gespannt hatte sie den Tag begonnen und jetzt wünschte sie sich den Tod. „Hier hinter der Hecke einschlafen und nicht mehr sein, oder wie herrlich wäre das! Du sollst keine Freude haben, warum noch so lange herumlaufen? Wie zirpen die Heimchen im Grase und ein warmer Dampf steigt auf von der Erde und eine Grasmücke zwitschert immer fort und es ist als ob sie mit ihrer Stimme immer in sich hinein lange und frische noch innigere Töne heraushole und sich gar nicht genug thun könne, das so recht von ganzem Herzen zu sagen was sie zu sagen hat, und droben singen die Lerchen und jeder Vogel singt für

sich und Keiner hört auf den Andern und Keiner stimmt dem Andern bei und doch ist Alles . . .

Noch nie in ihrem Leben war Amrei am hellen Tag und nun gar des Morgens eingeschlafen und jetzt, sie hatte ihr Kopftuch über die Augen gezogen, und jetzt küßte der Sonnenstrahl ihre geschlossenen Lippen, die im Schlafe noch immer wie trotzig gepreßt waren und die Röthe auf ihrem Kinn färbte sich röther. Sie schlief wohl eine Stunde, da wachte sie zuckend plötzlich auf. Der Reiter auf dem Schimmel war auf sie zugeritten und jetzt eben hob das Pferd seine beiden Vorderfüße, um sie auf ihre Brust zu stellen. Es war nur ein Traum gewesen und Amrei schaute sich um, als wäre sie plötzlich vom Himmel gefallen; sie sah staunend wo sie war, betrachtete verwundert sich selbst; aber Musikklang aus dem Dorfe weckte schnell Alles und sie ging neu gekräftigt in's Dorf zurück, wo bereits Alles noch lebendiger geworden war. Sie spürte es, sie hatte sich ausgeruht von dem Allerlei was heute schon mit ihr vorgegangen war. Jetzt sollten sie nur kommen die Tänzer! Sie wollte tanzen bis zum andern Morgen und nicht ausruhen und nicht müde werden.

Die frische Röthe eines Kinderschlafes lag auf ihrem Angesicht und Alles sah sie staunend an. Sie ging nach dem Tanzboden; da tönte die Musik, aber in den leeren Raum, es waren keine Tänzer da. Nur die Mädchen, die heute zur Bedienung der Gäste gedungen waren, tanzten miteinander herum. Der Krappenzacher betrachtete Barfüßele lange und schüttelte den Kopf. Er schien sie offenbar nicht zu kennen. Amrei drückte

sich an den Wänden hin und wieder hinaus. Sie begegnete Dominik dem Furchenbauer, der heut' in voller Freude strahlte.

„Mit Verlaub," sagte er, „gehört die Jungfer zu den Hochzeitgästen?"

„Nein, ich bin nur eine Magd, und bin mit meiner Haustochter, des Rodelbauern Rosel gekommen."

„Gut, so geh' hinauf auf den Hof zur Bäuerin, und sag' ihr, ich schick' dich, du wolltest ihr helfen; man kann heute nicht Hände genug in unserm Hause haben."

„Weil Ihr es seid, recht gern," sagte Amrei und machte sich auf den Weg. Unterwegs mußte sie viel daran denken, daß der Dominik auch Knecht gewesen sei und . . . „Ja, so Etwas kommt nur alle hundert Jahr' Einmal vor. Und es hat viel Blut gekostet ehe er zu dem Hof gekommen ist, das ist doch arg."

Die Furchenbäuerin Ameile hieß die Ankommende, die im Anerbieten ihrer Dienste zugleich die Jacke abzog und sich eine große Schürze mit Brustlatz ausbat, freundlich willkommen; aber die Bäuerin that es nicht anders, Amrei mußte vorher selber sattsam Hunger und Durst stillen; bevor sie Andere bediente. Amrei willfahrte ohne viel Umstände und schon mit den ersten Worten gewann sie die Furchenbäuerin, denn sie sagte: „Ich will nur gleich zugreifen, ich muß gestehen, ich bin hungrig und ich will Euch nicht viel Mühe machen mit Zureden."

Amrei blieb nun in der Küche und gab den Auftragenden Alles so geschickt in die Hand und wußte

bald Alles so zu stellen und zu greifen, daß die Bäuerin sagte: „Ihr beiden Amrei's, du da und meine Bruderstochter, Ihr könnt jetzt schon Alles machen und ich will bei den Gästen bleiben."

Die Amrei von Siebenhöfen, die sogenannte Schmalzgräfin, die weit und breit als stolz und trotzig bekannt war, benahm sich ausnehmend freundlich gegen Barfüßele und die Furchenbäuerin sagte einmal zu Barfüßele: „Es ist schad, daß du kein Bursch bist; ich glaub', die Amrei thät' dich auf dem Fleck heirathen und dich nicht heimschicken wie alle anderen Freier."

„Ich hab' einen Bruder, der ist noch zu haben, aber er ist in Amerika," scherzte Barfüßele.

„Laß ihn drüben," sagte die Schmalzgräfin, „am besten wär's, man könnte alle Mannsleute hinüberschicken und wir blieben allein da."

Amrei verließ den Hof nicht, bis wieder Alles an Platz gestellt war und als sie ihre Schürze auszog, war sie noch so weiß und unzerknittert wie beim Anziehen.

„Du wirst müd sein und nimmer tanzen können," sagte die Bäuerin, als Amrei endlich mit einem Geschenk Abschied nahm, und diese sagte:

„Was müd sein? Das ist ja nur gespielt. Und glaubet mir, es ist mir jetzt wohler, daß ich heut schon Etwas geschafft habe. So einen ganzen Tag blos zur Lustbarkeit, ich wüßt' ihn nicht herumzubringen, und das ist's gewiß auch gewesen, warum ich heute Morgen so traurig war, es hat mir was gefehlt; aber jetzt bin ich vollauf zum Feiertag aufgelegt, ganz aus dem

Geschirr, jetzt wäre ich erst recht aufgelegt zum Tanzen — wenn ich nur Tänzer kriege."

Ameile wußte Barfüßele keine bessere Ehre anzuthun, als indem sie sie wie eine vornehme Bäuerin im Hause herumführte und in der Brautstube zeigte sie ihr die große Kiste mit den Kunkelschenken (Hochzeitsgeschenken) und öffnete die hohen, blaugemalten Schränke, drauf Name und Jahrzahl geschrieben war und darin vollgestopft die Aussteuer und zahlreiches Linnenzeug, Alles mit bunten Bändern gebunden und mit künstlichen Nelken besteckt. Im Kleiderschranke mindestens dreißig Kleider, daneben die hohen Betten, die Wiege, die Kunkel mit den schönen Spindeln um und um mit Kinderzeug behangen, das die Gespielen geschenkt hatten.

„O lieber Gott!" sagte Barfüßele, „wie glücklich ist doch so ein Kind aus so einem Haus."

„Bist du neidisch?" fragte die Bäuerin und im Andenken, daß sie das Alles einer Armen zeige, setzte sie hinzu: „Glaub' mir, das viele Sach' macht es nicht aus; es sind Viele glücklicher, die keinen Strumpf von den Eltern bekommen."

„Ja wohl, das weiß ich, und bin auch nicht neidisch um das viele Gut, weit eher darum, daß Euer Kind Euch und so vielen Menschen danken kann für das Gute, was es von ihnen hat. Solche Gewänder von der Mutter müssen doppelt warm halten."

Die Bäuerin zeigte ihr Wohlgefallen an Barfüßele dadurch, daß sie ihr das Geleite gab bis vor den Hof, ebensogut als Einer, die acht Roßköpfe im Stall hatte.

Es tummelte sich schon Alles wild durcheinander als Amrei auf den Tanzboden kam. Sie blieb zuerst schüchtern auf der Flur stehen. Wo ist denn die Kinderschaar, die sonst sich hier erlustigte und die Vorfreude des künftigen Lebens im Vorhof genoß? Ach freilich, das ist ja jetzt von der hohen Staatsregierung verboten, das Kirchen- und Schulamt hat die Kinder verbannt, daß sie nicht zusehen dürfen oder gar sich selbst nach den Tanzweisen drehen wie einst noch in der Kinderzeit Amrei's.

Es ist das auch einer jener stillen Mordschläge vom grünen Tisch.

Auf der leeren Flur, über die nur manchmal Einer hin und her eilt, wandelt der Landjäger einsam auf und ab.

Als der Landjäger Amrei so daher kommen sah, wie lauter Licht im Angesichte, ging er auf sie zu und sagte:

„Guten Abend, Amrei! So? kommst auch?“

Amrei schauderte zusammen und stand leichenblaß: hatte sie etwas Straffälliges gethan? Sie durchforschte ihr ganzes Leben und wußte nichts und er that doch so vertraut, als ob er sie schon einmal transportirt hätte. In diesen Gedanken stand sie schaudernd da als müßte sie eine Verbrecherin sein und erwiderte endlich: „Dank' schön, ich weiß nichts davon, daß wir uns dutzen. Wollt Ihr was?“

„Oho wie stolz, ich fress' dich nicht, darfst mir ordentlich Antwort geben. Warum bist denn so bös? Was?“

„Ich bin nicht bös, ich will Niemand was zu leid thun, ich bin halt ein dummes Mädle.“

„Stell' dich nicht so duckmäuserig.“

„Woher wisset Ihr denn was ich bin?“

„Weil du so mit dem Licht flankirst.“

„Was? Wo? Wo hab' ich mit dem Licht flankirt? Ich nehm' immer eine Laterne wenn ich in den Stall gehe.“

Der Landjäger lachte und sagte: „Da, da, mit deinen braunen Guckerle, da flankirst du mit dem Licht, deine Augen, die sind ja wie zwei Feuerkugeln.“

„Gehet aus dem Weg, daß Ihr nicht anbrennet, Ihr könntet in die Luft fahren mit Eurem Pulver da in der Patrontasche.“

„Es ist nichts drin,“ sagte der Landjäger in Verlegenheit, um doch Etwas zu sagen. „Aber mich hast du schon versengt.“

„Ich sehe nichts davon, es ist Alles noch ganz. Es ist genug, lasset mich gehen.“

„Ich halt' dich nicht, du Krippenbeißerle; du könntest Einem das Leben sauer machen, der dich gern hat.“

„Braucht mich Niemand gern zu haben,“ sagte Amrei und riß sich los, als wäre sie plötzlich von Ketten befreit. Sie stellte sich unter die Thüre wo noch viele Zuschauer sich zusammendrängten. Eben begann wieder ein neuer Tanz, sie wiegte sich auf dem Platze nach dem Takt hin und her; das Gefühl, Einen abgetrumpft zu haben, machte sie neu lustig, sie hätte es mit der ganzen Welt aufgenommen und nicht nur mit einem einzigen Landjäger. Dieser war aber auch bald

wieder da, und stellte sich hinter Amrei und redete Allerlei zu ihr; sie gab keine Antwort und that als ob sie gar nichts höre, sie nickte den Vorübertanzenden zu als ob sie von ihnen begrüßt worden wäre. Nur als der Landjäger sagte: „Wenn ich heirathen dürfte, dich thät ich nehmen," da sagte sie:

„Was nehmen? Ich geb' mich aber nicht her."

Der Landjäger war froh, wenigstens wieder eine Antwort zu haben, und er fuhr fort:

„Wenn ich nur einmal tanzen dürfte, ich thät' gleich Einen mit dir machen."

„Ich kann nicht tanzen," sagte Amrei.

Eben schwieg die Musik und Amrei stieß die Vordern mächtig an, drängte sich hinein, um ein verborgnes Plätzchen zu suchen; sie hörte nur noch hinter sich sagen: „Die kann tanzen, besser als eine landauf und landab."

---

10. Nur ein einziger Tanz.

Der Krappenzacher reichte Barfüßele, die er jetzt erkannte, von der Musikbühne herab das Glas. Sie nippte und gab es zurück und der Krappenzacher sagte: „Wenn Du tanzest, Amrei, da spiele ich alle meine Instrumente durch, daß die Engel vom Himmel herunter kämen und mitthäten.“

„Ja, wenn kein Engel vom Himmel herunter kommt und mich auffordert, werde ich keinen Tänzer kriegen,“ sagte Amrei halb spöttisch, halb schwermüthig, und jetzt dachte sie darüber nach, warum denn ein Landjäger beim Tanze sein müsse. Sie hielt sich aber bei diesem Gedanken nicht auf und dachte gleich weiter: er ist doch auch ein Mensch wie andere, wenn er auch einen Säbel um hat, und bevor er Landjäger worden ist, war er doch auch ein Bursch wie Andere, und es ist doch eine Plag' für ihn, daß er nicht mittanzen darf. Aber was geht das mich an? Ich muß auch zugucken und ich krieg' kein Geld dafür.

Eine kurze Weile ging Alles viel stiller und gemäßigter auf dem Tanzboden her, denn „die englische Frau,“ so hieß Agy, die Frau des Oberbauraths Severin, noch immer im Dorf und in der ganzen Umgegend, war mit ihren Kindern auf den Tanz gekommen. Die vornehmen Holzhändler ließen Champagner knallen und brachten der Engländerin ein Glas, sie

trank auf das Wohl des jungen Paares und wußte dann Jeden durch ein huldvolles Wort zu beglücken. In den Mienen aller Anwesenden stand ein stetiges wohlgefälliges Lächeln. Agy that manchem Burschen, der ihr im blumenbekränzten Glase zutrank, mit Nippen Bescheid, und die alten Weiber in der Nähe Barfüßele's wußten viel Lob von der englischen Frau zu sagen und waren schon lange aufgestanden, ehe sie sich ihnen nahte und ein paar Worte mit ihnen sprach. Und als Agy weggegangen war, brach der Jubel, Singen, Tanzen und Stampfen und Jauchzen mit neuer Macht los.

Der Oberknecht des Rodelbauern kam auf Amrei zu und sie schauerte schon in sich zusammen, voller Erwartung, aber der Oberknecht sagte:

„Da Barfüßele, heb' mir meine Pfeif' auf bis ich getanzt habe.“ Und viele junge Mädchen aus dem Orte kamen und von der Einen erhielt sie eine Jacke, von der Andern eine Haube, ein Halstuch, einen Hausschlüssel, Alles ließ sie sich aufhalsen und sie stand immer mehr bepackt da, je mehr ein Tanz nach dem andern vorüberging. Sie lächelte immer vor sich hin, aber es kam Niemand. Jetzt wurde ein Walzer aufgespielt, so weich, das geht ja wie wenn man drauf schwimmen könnte. Und jetzt ein Hopser, wer kann noch ruhig stehen? Hei! wie da Alles hüpft und stampft und springt, wie sie Alle in Lust hoch aufathmen, wie die Augen glänzen und die alten Weiber die in der Ecke sitzen, wo Amrei steht, klagen über Staub und Hitze, gehen aber doch nicht heim. Da . . . Amrei zuckt

zusammen, ihr Blick ist auf einen schönen Burschen geheftet, der jetzt stolz in dem Getümmel hin- und hergeht. Das ist ja der Reiter, der ihr heute Morgen begegnete, und den sie so schnippisch abgefertigt. Alle Blicke sind auf ihn gerichtet, wie er die linke Hand auf dem Rücken, mit der rechten die silberbeschlagene Pfeife hält, sein silbernes Uhrgehänge tanzt hin und her, und wie schön ist die schwarzsammtne Jacke und die schwarzsammtnen weiten Beinkleider und die rothe Weste. Aber schöner ist noch sein runder Kopf, mit gerolltem braunem Haar, die Stirn ist schneeweiß, von den Augen an aber das Antlitz tief gebräunt und ein leichter voller Bart bedeckt Kinn und Wange.

„Das ist ein Staatsmensch," sagte eine der alten Frauen.

„Und was hat der für himmelblaue Augen!" ergänzte eine Andere, „die sind so schelmisch und so gutherzig zugleich."

„Woher der nur sein mag? Aus der hiesigen Gegend ist er nicht," sprach eine Dritte, und eine Vierte fügte hinzu:

„Das ist gewiß wieder ein Freier für die Amrei."

Barfüßele zuckte zusammen. Was soll das sein? Was soll das heißen? Sie wird bald belehrt was damit gemeint ist, denn die Erste sagte wieder:

„Da dauert er mich, die Schmalzgräfin führt alle Mannsleut' am Narrenseil herum."

Ja, auch die Schmalzgräfin heißt Amrei.

Der Bursche war mehrmals durch den Saal gegangen und ließ die Augen um und um schweifen, da

plötzlich bleibt er stehen, nicht weit von Barfüßele, er winkt ihr, es überläuft sie siedend heiß, aber sie ist wie festgebannt, sie regt sich nicht. Und nein, er hat gewiß Jemand hinter dir gewinkt, dich meint er gewiß nicht. Er drängt vor, Amrei macht Platz. Er sucht gewiß eine Andere.

„Nein, dich will ich,“ sagte der Bursche ihre Hand fassend. „Willst du?“

Amrei kann nicht reden, aber was braucht's dessen auch? Sie wirft schnell Alles was sie in Händen hat in einen Winkel: Jacken, Halstücher, Hauben, Tabakspfeifen und Hausschlüssel. Sie steht flügge da und der Bursche wirft einen Thaler zu den Musikanten hinauf und kaum sieht der Krappenzacher Amrei an der Hand des fremden Tänzers, als er in die Trompete stößt, daß die Wände zittern, und fröhlicher kann es den Seligen nicht erklingen beim jüngsten Gericht als jetzt Amrei; sie drehte sich, sie wußte nicht wie, sie war wie getragen von der Berührung des Fremden und schwebte von selbst, und es war ja gar Niemand sonst da. Freilich, die Beiden tanzten so schön, daß Alle unwillkürlich anhielten und ihnen zuschauten.

„Wir sind allein,“ sagte Amrei während des Tanzes und gleich darauf spürte sie den heißen Athem des Tänzers, der ihr erwiderte:

„O wären wir allein, allein auf der Welt! Warum kann man nicht so fort tanzen bis in den Tod hinein?“

„Es ist mir jetzt grad,“ sagte Amrei, „wie wenn wir zwei Tauben wären, die in der Luft fliegen. Juhu! fort, in den Himmel hinein“ und „Juhu!“

jauchzte der Bursche laut, daß es aufschoß, wie eine feurige Rakete, die zum Himmel aufspringt und Juhu! jauchzte Amrei mit und immer seliger schwangen sie sich und Amrei sagte: „Sag', ist denn auch noch Musik? Spielen denn die Musikanten noch? Ich höre sie gar nicht mehr."

„Freilich spielen sie noch, hörst du denn nichts?"

„Ja, jetzt, ja," sagte Amrei und sie hielten inne, ihr Tänzer mochte fühlen, daß es ihr vor Glückseligkeit fast schwindelig zu Muthe werden wollte.

Der Fremde führte Amrei an den Tisch und gab ihr zu trinken, er ließ dabei ihre Hand nicht los. Er faßte den Schweden-Dukaten an ihrem Halsgeschmeide und sagte: „Der hat einen guten Platz."

„Es ist auch von guter Hand," erwiderte Barfüßele, „ich hab' den Anhenker geschenkt gekriegt als kleines Kind."

„Von einem Verwandten?"

„Nein, die Bäuerin ist nicht mit mir verwandt."

„Das Tanzen thut dir wohl, wie es scheint?"

„O wie wohl! Denk' nur, man muß das ganze Jahr so viel springen und es spielt Einem Niemand auf dazu. Jetzt thut das doppelt wohl."

„Du siehst kugelig rund aus," sagte der Fremde scherzend, „du mußt gut im Futter stehen."

Rasch erwiderte Amrei: „Das Futter macht's nicht aus, aber wie's Einem schmeckt."

Der Fremde nickte und nach einer Weile sagte er wieder halb fragend: „Du bist des Bauern Tochter von ...?"

„Nein, ich dien'," sagte Amrei und schaute ihm fest in's Auge, er aber wollte das seine niederschlagen, die Wimper zuckte, und er hielt das Auge gewaltsam auf, und dieser Kampf und Sieg des leiblichen Auges schien das Abbild dessen was in ihm vorging; er wollte fast das Mädchen stehen lassen, doch wie im Selbsttrotze sich zwingend sagte er:

„Komm', wir wollen noch einen tanzen."

Er hielt ihre Hand fest und nun begann von Neuem Jubel und Lust, aber diesesmal ruhiger und stetiger. Die Beiden fühlten, daß die Gehobenheit in den Himmel nun wohl zu Ende sei, und wie aus diesem Gedanken heraus sagte Amrei:

„Wir sind doch glückselig mit einander gewesen, wenn wir uns auch unser Lebtag nimmer wieder sehen und Keines weiß wie das Andere heißt."

Der Bursche nickte und sagte: „Ja wohl."

Amrei nahm in Verlegenheit ihren linken Zopf in den Mund und sagte wieder nach einer Weile:

„Was man einmal gehabt hat, das kann man Einem nicht mehr nehmen, und sei du auch wer du bist, laß dich's nicht gereuen, du hast einem armen Mädchen für sein Lebenlang ein Gutes geschenkt."

„Es reut mich nicht," sagte der Bursche, „aber dich hat's gereut, wie du mich heute Morgen so abgetrumpft hast."

„O ja, da hast du Gottes Recht!" sagte Amrei, und der Bursche fragte:

„Getraust du dir mit mir in's Feld zu gehen?"

„Ja."

„Und traust du mir?“

„Ja.“

„Was werden aber die Deinigen dazu sagen?“

„Ich hab' mich vor Niemand zu verantworten als vor mir selber, ich bin ein Waisenkind.“

Hand in Hand verließen die Beiden den Tanzsaal. Barfüßele hörte verschiedentlich hinter sich flüstern und pispern und sie hielt die Augen auf den Boden geheftet. Sie hatte sich doch wohl zu viel zugetraut.

Draußen zwischen den Kornfeldern, wo eben kaum die ersten Aehren aufschossen und noch halb verhüllt in den Deckblättern lagen, da schauten die Beiden einander stumm an. Sie redeten lange kein Wort und der Bursche fragte zuerst wieder halb für sich:

„Ich möcht' nur wissen: woher es kommt, daß man einem Menschen beim ersten Anblick gleich, ich weiß nicht wie, gleich so ... gleich so ... vertraulich sein kann. Woher weiß man denn, was in dem Gesicht geschrieben steht?“

„Da haben wir eine arme Seele erlöst,“ rief Amrei, „denn du weißt ja, wenn Zwei in derselben Minute das Gleiche denken, erlösen sie eine arme Seele, und just auf das Wort hin hab' ich dasselbe was du sagst, bei mir gedacht.“

„So? und weißt du nun warum?

„Ja.“

„Willst du mir's sagen?“

„Warum nicht? Schau, ich bin Ganshirtin gewesen ...“

Bei diesen Worten zuckte der Bursche wieder

zusammen, aber er that als ob ihm was in's Auge geflogen wäre und rieb sich die Augen und Barfüßele fuhr unverzagt fort:

„Schau, wenn man so allein draußen sitzt und liegt im Feld, da sinnt man über Hunderterlei und da kommen Einem wunderliche Gedanken und da hab' ich ganz deutlich gesehen: — gieb nur acht darauf, und du wirst es auch finden — jeder Fruchtbaum sieht, wenn man ihn so überhaupt und im Ganzen betrachtet, just aus wie die Frucht die er trägt. Schau den Apfelbaum, sieht er nicht aus, so in's Breite gelegt, so mit Schrundenschritten, wie ein Apfel selber? Und so der Birnenbaum und so der Kirschenbaum. Sieh sie nur einmal drauf an; schau, was der Kirschenbaum einen langen Stiel hat, wie die Kirsche selber. Und so mein' ich auch" ...

„Ja, was meinst du?"

„Lach' mich nicht aus. Wie die Fruchtbäume aussehen wie die Früchte die sie tragen, so wäre es auch bei den Menschen, und man sieht es ihnen gleich an. Aber freilich, die Bäume haben ihr ehrlich Gesicht und die Menschen können sich verstellen. Aber gelt, ich schwätz' dummes Zeug?"

„Nein, du hast nicht umsonst die Gänse gehütet," sagte der Bursche in seltsam gemischter Empfindung, „mit dir läßt sich gut reden. Ich möchte dir gern einen Kuß geben, wenn ich mich nicht einer Sünde fürchten thät'."

Barfüßele zitterte am ganzen Leib; sie bückte sich um eine Blume zu brechen, ließ aber wieder ab. Es

entstand eine lange Pause und der Bursche fuhr fort:

„Wir sehen uns wohl niemals wieder, drum ist's besser so.“

Hand in Hand gingen die Beiden wieder zurück in den Tanzsaal. Und nun tanzten sie noch einmal ohne ein Wort zu reden und als der Tanz zu Ende war, führte sie der Bursche wieder an den Tisch und sprach: „Jetzt sag' ich dir Lebewohl! Aber verschnaufe nur und dann trink noch einmal.“

Er reichte ihr das Glas und als sie es absetzte sagte er:

„Du mußt austrinken, mir zu lieb, ganz bis auf den Grund.“

Amrei trank fort und fort und als sie endlich das leere Glas in der Hand hatte und sich umschaute, war der fremde Bursche verschwunden. Sie ging hinab vor das Haus und da sah sie ihn noch nicht weit entfernt auf seinem Schimmel davon reiten; aber er wendete sich nicht mehr um.

Die Nebel zogen wie Schleierwolken auf dem Wiesenthal dahin, die Sonne war schon hinab, Barfüßele sagte fast laut vor sich hin:

„Ich wollt' es sollte gar nicht wieder morgen werden, immer heut, immer heut!“ und sie stand in Träumen verloren. Die Nacht kam rasch herbei. Der Mond wie eine dünne Sichel stand schon auf den dunkeln Bergen und nicht weit von ihm, Haldenbrunn zu, der Abendstern. — Ein Bernerwägelchen nach dem andern fuhr wieder davon. Barfüßele hielt sich zum Gefährte

ihres Meisters, das eben auch angespannt wurde. Da kam Rosel und sagte ihrem Bruder, daß sie den Burschen und Mädchen aus dem Dorfe versprochen habe: heute gemeinsam mit ihnen heimzugehen, und es verstand sich nun von selbst, daß der Bauer nicht allein mit der Magd fuhr. Das Bernerwägelchen rasselte heim. Die Rosel mußte Barfüßele gesehen haben, aber sie that, als ob sie nicht da wäre und Barfüßele ging noch einmal hinaus, den Weg, den der fremde Reiter dahin geritten war. Wohin ist er nur geritten? Wie viel hundert Dörfer und Weiler liegen hier nach diesem Weg hinaus, wer kann sagen, wo er sich hingewendet? Barfüßele fand die Stelle, wo er sie heute früh zum Erstenmal begrüßt; sie wiederholte laut seine Anrede vor sich hin. Sie saß noch einmal dort hinter der Haselhecke, wo sie heute Morgen geschlafen und geträumt. Eine Goldammer saß auf einer schlanken Spitze und ihre sechs Töne lauteten gerade: was thust denn du noch da? Was thust denn du noch da? Barfüßele hatte heute eine ganze Lebensgeschichte erlebt. War denn das nur ein einziger Tag? Sie kehrte wieder zurück zum Tanze, aber sie ging nicht mehr hinauf, sie ging allein heimwärts nach Haldenbrunn, wohl den halben Weg, aber plötzlich kehrte sie wieder um, sie schien nicht fortzukönnen von dem Ort, wo sie so glückselig gewesen war, und sie sagte sich nur, es schicke sich nicht, daß sie allein heimkehre. Sie wollte gemeinsam mit den Burschen und Mädchen ihres Dorfes gehen. Als sie wieder vor dem Wirthshaus in Endringen ankam, waren bereits Mehrere aus ihrem Orte

versammelt. Und: So? Bist auch da, Barfüßele? das war der einzige Gruß, der ihr ward. Nun gab es ein Hin- und Herlaufen, denn Manche, die gedrängt hatten, daß man heimkehre, tanzten noch oben, und jetzt kamen noch fremde Bursche und baten und bettelten und drängten, daß man nur noch diesen Tanz dableibe. Und in der That willfahrte man und Barfüßele ging mit hinauf, aber sie sah nur zu. Endlich hieß es: wer jetzt noch tanzt, den lassen wir da! Und mit vieler Mühe, mit Hin- und Herrennen war endlich der ganze Haldenbrunner Trupp beisammen vor dem Hause. Ein Theil der Musik gab ihnen das Geleite bis vor das Dorf und mancher verschlafene Hausvater sah noch heraus, und da und dort kam eine hier verheirathete Gespielin, die nicht mehr zum Tanze ging, an das Fenster und rief: Glück auf den Weg!

Die Nacht war dunkel. Man hatte lange Kieferspäne als Fackeln mitgenommen, und die Burschen, die sie trugen, tanzten damit auf uud nieder und jauchzten. Kaum aber war die Musik zurückgekehrt, kaum war man eine Strecke vor Endringen hinausgekommen, als es hieß: „Die Fackeln blenden nur!" und besonders zwei beurlaubte Soldaten, die in ganzer Uniform unter dem Trupp waren, spotteten im Bewußtsein ihrer angehängten Säbel über die Fackeln. Man verlöschte sie in einem Graben. Nun fehlte noch Dieser und Jener und Diese und Jene. Man rief ihnen zu und sie antworteten aus der Ferne. Die Rosel wurde von des Kappelbauern Sohn von Lauterbach begleitet, aber kaum war er fort und kaum war

sie bei ihren Ortsangehörigen, als sie laut sagte: „Ich will Nichts von Dem.“ Einige Bursche stimmten ein Lied an und Einzelne sangen mit, aber es war kein rechter Zusammenhalt mehr, denn die Soldaten wollten neue Lieder zum Besten geben. Es wurde nur manchmal laut gelacht, denn einer der Soldaten war ein Enkel des lustigen Brosi, der Sohn der Gipsmüllerin Monika, und der brachte allerlei Witze vor, denen besonders der Schneiderjörg, der mit ging, zum Stichblatt dienen mußte. Und wieder wurde gesungen und jetzt schien man sich geeinigt zu haben, denn es tönte voll und hell.

Barfüßele ging immer hinter drein, eine gute Strecke von ihren Ortsangehörigen entfernt. Man ließ sie gewähren und das war das Beste, was man ihr anthun konnte. Sie war bei ihren Ortsangehörigen und doch allein und sie schaute sich oft um nach den Feldern und Wäldern: wie war das wunderlich jetzt in der Nacht, so fremd, und doch wieder so vertraut. Die ganze Welt war ihr so wunderlich wie sie sich selbst geworden war. Und wie sie ging, einen Schritt nach dem andern, wie fortgeschoben und gezogen, und nicht wußte, daß sie sich bewegte; so bewegten sich die Gedanken in ihr von selbst, hin und her; das schwirrte von selbst so fort, sie konnte es nicht fassen, nicht leiten; sie wußte nicht was es war. Ihre Wangen erglühten, als ob jeder Stern am Himmelszelt eine heißstrahlende Sonne wäre und in ihr entflammte das Herz. Und jetzt, ja als hätte sie's selbst angegeben, als hätte sie's selbst angestimmt, sangen ihre voraus=

gehenden Ortsgenossen das Lied, das ihr am Morgen auf die Lippen gekommen war.

Es waren zwei Liebchen im Allgäu,
Und die hatten einander so lieb.

Und der junge Knab zog in Kriege:
„Und wann kommst du wiederum heim?

„Das kann ich dir ja nicht sagen
Welches Jahr, welchen Tag, welche Stund“ ...

Und jetzt wurde das Nachtlied gesungen und Amrei sang mit aus der Ferne:

Zur schönen guten Nacht, Schatz lebe wohl!
Wenn alle Leute schlafen
So muß ich wachen,
Muß traurig sein.

Zur schönen guten Nacht, Schatz lebe wohl!
Leb immer in Freuden
Und ich muß dich meiden
Bis ich wiederum komm.

Wenn ich wiederum komm, komm ich recht zu dir,
Und dann thu ich dich küssen
Und das schmeckt so süße,
Schatz, du bist mein.

Schatz du bist mein und ich bin dein!
Und das thut mich erfreuen
Und du wirst's nicht bereuen,
Schatz, lebe wohl!

Man kam endlich am Dorfe an und eine Gruppe nach der andern fiel ab. Barfüßele blieb an ihrem Elternhause bei dem Vogelbeerbaum noch lange sinnend und träumend stehen. Sie wollte hinein und der Marann' Alles sagen, gab es jedoch auf. Warum heute noch die Nachtruhe stören und wozu soll's? Sie ging still heimwärts, Alles lag in festem Schlaf.

Als sie endlich in das Haus eintrat, kam ihr Alles noch viel seltsamer vor als draußen: so fremd, so gar nicht dazu gehörig. „Warum kommst du denn wieder heim? Was willst du denn eigentlich da?" Es war ein wundersames Fragen, das in jedem Tone für sie lag, wie der Hund bellte und wie die Treppe knackte, wie die Kühe im Stalle brummten, das Alles war ein Fragen: „Wer kommt denn da heim? Wer ist denn das?" Und als sie endlich in ihrer Kammer war, da saß sie still nieder und starrte in's Licht und plötzlich stand sie auf, faßte die Ampel und leuchtete damit in den Spiegel und sah darin ihr Antlitz und sie selber fragte fast immer: „Wer ist denn das? . . . Und so hat er mich gesehen, so siehst du aus," setzte ein zweiter Gedanke hinzu. „Es muß ihm doch was an dir gefallen haben, warum hätt' er dich sonst so angesehen?" Ein stilles Gefühl der Befriedigung stieg in ihr auf, das noch gesteigert wurde durch den Gedanken: „Du bist doch jetzt auch einmal als eine Person angesehen worden, du bist bis daher immer nur zum Dienen und Helfen für Andere dagewesen. Gut Nacht, Amrei, das war einmal ein Tag!" Aber es mußte doch endlich dieser Tag ein Ende haben. Mitternacht war vorüber

und Barfüßele legte ein Stück nach dem andern von ihrer Kleidung gar sorglich wieder zusammen. „Ei, das ist ja noch die Musik, horch, wie der wiegende Walzer tönt!“ Sie öffnete das Fenster. Es tönt keine Musik, sie liegt ihr nur in den Ohren. Drunten bei der schwarzen Marann' kräht schon der Hahn, die Frösche quaken, es nahen Schritte von Männern die des Weges kommen, das sind wohl späte Heimgänger von der Hochzeit, die Schritte tönen so laut in der Nacht. Die jungen Gänse im Hause schnattern in der Steige. Ja, die Gänse schlafen nur stundenweise, so bei Tag, so bei Nacht. Die Bäume stehen still, unbewegt. Wie ist doch so ein Baum ganz anders in der Nacht als am Tage! Solch eine geschlossene dunkle Masse, wie ein Riese in seinem Mantel. Wie muß das sich regen in dem unbewegt stehenden Baume. Was ist das für eine Welt, in der solches ist! — Kein Windhauch regt sich, und doch ist es wieder wie ein Tropfen von den Bäumen; das sind wohl Raupen und Käfer, die niederfallen. Eine Wachtel schlägt, das kann keine andere sein, als die beim Auerhahnwirth eingesperrte. Sie weiß nicht, daß es Nacht ist. Und schau, der Abendstern der bei Sonnenuntergang entfernt und tief unter dem Monde stand, steht jetzt nahe und über ihm, und je mehr man ihn ansieht, je mehr glänzt er. Spürt er wohl den Blick eines Menschen? Jetzt still, horch, wie die Nachtigall schlägt, das ist ein Gesang, so tief, so weit; ist es denn nur ein einziger Vogel? Und jetzt — Amrei schaudert zusammen — mit dem Glockenschlag Ein Uhr rutscht ein Ziegel

vom Dach und fällt klatschend auf den Boden. Amrei zittert, wie von Gespensterfurcht gepackt, sie zwingt sich, noch eine Weile der Nachtigall zuzuhorchen, dann aber schließt sie das Fenster. Ein Nachtfalter, der wie eine große fliegende Raupe mit vielen Flügeln aussieht, hat sich mit in das Dachstübchen gewagt und fliegt um das Licht, angezogen und abgestoßen, so grau und grauenhaft. Amrei faßt ihn endlich und wirft ihn hinaus in die Nacht.

Indem sie nun Haube, Goller und Jacke in eine Truhe legte, ergriff sie unwillkürlich ihr altes Schreibebuch von der Schule her, das sie noch aufbewahrt hatte, und sie las darin, sie wußte selbst nicht warum, allerlei Sittensprüche. Wie steif und sorglich waren die dahin gezeichnet. Ja, es mochte sie aus diesen Blättern etwas anmuthen, daß sie doch einmal eine Vergangenheit gehabt, denn es schien, daß das Alles verschwunden war.

„Jetzt hurtig in's Bett!“ rief sie sich zu; aber mit der ganzen Bedachtsamkeit ihres Wesens knüpfte sie die Bänder alle leise und ruhig auf, und verknotete sich einmal eine Schlinge, sie ließ nicht ab bis sie mit Fingern, Zähnen und Nadeln auseinander gebracht war. Noch nie in ihrem Leben hatte sie einen Knoten entzwei geschnitten, und noch jetzt in ihrer hohen Erregung verließ sie ihr bedachtsamer Ordnungssinn nicht, und es gelang ihr das anscheinend Unentwirrbarste zu lösen. Endlich löschte sie ruhig und behutsam die Ampel und lag im Bett; aber sie fand keine Ruhe, rasch sprang sie wieder heraus und legte sich unter das offene

Fenster, hineinstarrend in die dunkle Nacht und in das Sternengeflimmer, und in keuscher Schamhaftigkeit vor sich selber bedeckte sie Busen und Hals mit beiden Händen.

Das war ein Schauen und Sinnen, so schrankenlos, so wortlos, so nichtswollend und doch Alles fassend, Eine Minute Gestorbensein und Leben im All, in der Ewigkeit.

In der Seele dieser armen Magd in der Dachkammer hatte sich aufgethan alles unendliche Leben, alle Hoheit und alle Seligkeit, die der Mensch in sich schließt, und diese Hoheit fragt nicht, wer ist es, aus dem ich erstehe, und die ewigen Sterne erglänzen über der niedersten Hütte. . . .

Ein Windzug der das Fenster klappend zuschlug, weckte Amrei auf, sie wußte nicht, wie sie in's Bett gekommen war, und jetzt war Tag.

---

11. Wie's im Liede steht.

„Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß,
Als heimlich stille Liebe,
Von der Niemand nichts weiß."

So sang Amrei Morgens am Herdfeuer stehend, während Alles im Hause noch schlief.

Der Roßbub, der den Pferden zum Erstenmal Futter aufsteckte, kam in die Küche und holte sich eine Kohle für seine Pfeife.

„Was thust denn du schon so früh auf, wenn die Spatzen murren?" fragte er Barfüßele.

„Ich mache eine Tränke für die Kälberkuh," antwortete Barfüßele, Mehl und Kleie einrührend, ohne sich umzuschauen.

„Ich und der Oberknecht wir haben dich gestern Abend beim Tanz noch gesucht, aber du bist nirgends zu finden gewesen," sagte der Roßbub. „Freilich, du hast nimmer tanzen wollen; du bist zufrieden, daß dich der fremde Prinz zum Narren gehalten hat."

„Es ist kein Prinz und er hat mich nicht zum Narren gehabt. Und wäre das auch, ich möcht' lieber von so Einem zum Narren, als von dir und dem Oberknecht zum Gescheiten gehabt sein."

„Warum hat er dir aber nicht gesagt, wer er ist?"

„Weil ich ihn nicht gefragt habe," erwiderte Barfüßele.

Der Roßbub machte einen derben Witz und lachte selber darüber; denn es giebt Gebiete, in denen der Einfältigste noch witzig ist. Das Antlitz Barfüßele's flammte auf in doppelter Röthe, angeglüht vom Herdfeuer und von innerer Flamme, sie knirschte die Zähne über einander und jetzt sagte sie:

„Ich will dir was sagen: du mußt selber wissen was du werth bist und ich kann dir's nicht verbieten, daß du vor dir selber keinen Respect hast; aber das kann ich dir verbieten, daß du vor mir keinen Respect hast. Das sag' ich dir. Und jetzt gehst du hinaus aus der Küche, du hast hier nichts zu thun, und wenn du nicht gleich gehst, will ich dir zeigen, wie man hinauskommt."

„Willst du die Meistersleute wecken?"

„Ich brauch' sie nicht," rief Barfüßele und hob ein brennendes Scheit vom Herde, das knatternd Funken sprühte. „Fort, oder ich zeichne dich."

Der Roßbub schlich mit gezwungenem Lachen davon. Barfüßele aber schürzte sich hoch auf und ging schwer aufathmend mit der dampfenden Tränke hinab in den Stall.

Die Kälberkuh schien es mit Dank zu empfinden, daß sie schon in so früher Stunde bedacht wurde, sie brummte, setzte mehrmals ab im Saufen und schaute Barfüßele mit großen Augen an.

„Ja, jetzt werd' ich viel gefragt und gehänselt werden," sagte Barfüßele vor sich hin, „aber was thut's?"

Mit dem Melkkübel auf eine andere Kuh losgehend sang sie:

„Dreh dich um und dreh dich um
Rothg'scheckete Kuh,
Wer wird dich denn melken
Wenn ich heirathen thu?“

„Was da! Einfältiges Zeug!“ setzte sie dann, wie sich selbst ausscheltend hinzu. Sie vollführte ihre Arbeit nun still, und allmälig erwachte das Leben im Hause, und kaum war Rosel erwacht, als sie Barfüßele nachlief und sie ausschalt, denn Rosel hatte ein schönes Halstuch verloren. Sie behauptete, sie habe es Barfüßele zum Aufbewahren gegeben, diese aber habe in ihrer Mannstollheit Alles weggeworfen als der Fremde sie aufforderte, und wer weiß ob's nicht ein Dieb war, der den Gaul und die Kleider gestohlen hat und den man morgen in Ketten einbringt, und es sei eine Schande gewesen, wie Barfüßele laut beim Tanze gejauchzt habe, und sie solle sich in Acht nehmen, denn der Enzian-Valentin habe gesagt: wenn eine Henne kräht wie ein Hahn, schlägt das Wetter ein und giebt's Unglück. Sie habe sie zum Ersten- und Letztenmale mit zum Tanz genommen; sie habe sich fast die Augen aus dem Kopf geschämt, daß sie sich überall habe müssen sagen lassen: so Eine dient bei Euch! Wenn ihr die Schwägerin nicht die Stange hielte und es ihr nachginge, müßte die Gänshirtin sogleich fort aus dem Haus.

Barfüßele ließ alles ruhig über sich ergehen, sie

hatte heute schon die beiden Endpunkte dessen wahrgenommen, was sie nun erfahren müsse, und sie hatte darauf von selbst gethan, wie sie es nun immer halten wollte: wer sie ausschimpfte, den schüttelte sie mit Schweigen von sich; wer sie ausspottete, den trumpfte sie ab. Hatte sie auch nicht immer ein brennendes Scheit bei der Hand wie beim Roßbuben; sie hatte Blicke und Worte, die den gleichen Dienst thaten.

Barfüßele konnte der schwarzen Marann' nicht genug erzählen, was ihr die Rosel anthat, und da sie es zu Hause nicht thun konnte, ließ Barfüßele hier ihre Zunge los und schalt auf die Rosel mit den heftigsten Worten. Schnell aber besann sie sich wieder und sagte:

„Ach Gott, das ist nicht recht, die macht mich jetzt auch so schlecht, daß ich solche Worte in den Mund nehme.“

Die Marann' aber tröstete: „Daß du so schimpfest, das ist brav. Schau, wenn man etwas Ekelhaftes sieht, muß man ausspeien, sonst wird man krank, und wenn man etwas Schlechtes sieht und hört und erfährt, da muß man schimpfen, da muß die Seele auch ausspeien, sonst wird sie schlecht.“

Barfüßele mußte lachen über die wunderlichen Tröstungen der schwarzen Marann'.

Tag um Tag verging in alter Weise und man vergaß bald Hochzeit und Tanz und Alles was dabei geschehen war. Barfüßele aber spürte ein ewiges Hinausdenken, das sie gar nicht bewältigen konnte.

Es war gut, daß sie der schwarzen Marann' Alles

anvertrauen konnte. „Ich meine, ich habe mich versündigt, daß ich damals so über Alles hinaus lustig war,“ klagte sie einmal.

„An wem hast dich versündigt?“

„Ich meine, Gott straft mich dafür.“

„O Kind, was machst du da? Gott liebt die Menschen wie seine Kinder. Giebt es für Eltern eine größere Freude als ihre Kinder lustig zu sehen? Ein Vater, eine Mutter, die ihre Kinder fröhlich tanzen sehen, sind doppelt glücklich, und so denk' auch: Gott hat dir zugesehen wie du getanzt hast und hat sich recht gefreut und deine Eltern haben dich auch tanzen sehen und haben sich auch gefreut. Laß du die ungestorbenen Menschen reden was sie wollen. Wenn mein Johannes kommt, hei, der kann tanzen! Aber ich sage nichts. Du hast an mir einen Menschen, der dir recht giebt; was brauchst du denn mehr?“

Freilich, Wort und Beistand der schwarzen Marann' waren tröstlich, aber Barfüßele hatte ihr doch nicht Alles gesagt; es war ihr nicht bloß um das Gerede der Menschen zu thun, und es war nicht mehr wahr, daß sie sich daran genügen ließ: nur Einmal vollauf glücklich gewesen zu sein. Sie sehnte sich doch wieder nach dem Manne, der ihr wie eine erlösende Erscheinung gekommen war, der sie so ganz verändert hatte, und nun nichts mehr von ihr wußte.

Ja, Barfüßele war sehr verändert. Sie ließ es an keiner Arbeit fehlen, man konnte ihr nichts nachreden; aber eine tiefe Schwermuth setzte sich in ihr fest. Jetzt kam noch ein anderer Grund dazu, der sich

vor der Welt offen geltend machen durfte. Dami hatte von Amerika aus noch kein Wort geschrieben und sie vergaß sich so weit, daß sie einmal zur schwarzen Marann' sagte:

„Es heißt nicht umsonst im Sprüchwort, wenn man Feuer unter einem leeren Topf hat, verbrennt eine arme Seel'. Unter meinem Herzen brennt ein Feuer und meine arme Seele verbrennt."

„Was ist denn?"

„Daß der Dami auch nicht schreibt! Das Warten, das ist die schrecklichst gemordete Zeit, es giebt keine, die man ärger umbringen kann als mit dem Warten; da ist man ja in keiner Stunde, in keiner Minute mehr daheim, auf keinem Boden mehr fest, und immer mit einem Fuß in der Luft."

„O Kind! Sag' das nicht," jammerte die Marann'. „Was willst denn du vom Warten reden? Denk' an mich und ich warte geduldig und ich warte bis zu meiner letzten Stunde und geb's nicht auf."

In der Erkenntniß fremden Kummers löste sich der Schmerz Barfüßele's in Thränen auf und sie klagte: „Mir ist so schwer, ich denk' jetzt immer an's Sterben. Wie viel tausend Kübel Wasser muß ich noch holen und wie viel Sonntage giebt's noch? Man sollte sich eigentlich gar nicht so viel grämen, das Leben hat ja so bald ein Ende, und wenn die Rosel zankt, denk' ich: ja zank' du nur, wir sterben Beide bald, dann hat's ein End'. Und dann überfällt mich wieder eine Angst, daß ich mich so arg vor dem Sterben fürchte. Wenn ich so liege und will mir denken, wie es ist,

wenn ich todt bin: ich höre nichts, ich sehe nichts, dieses Auge, dieses Ohr ist todt, Alles da um mich her ist nicht mehr da, es wird Tag und ich weiß nichts mehr davon; man mäht, man erntet, ich bin nicht mehr dabei. O warum ist denn das Sterben! .. Was willst du machen? Haben andere auch sterben müssen und die waren noch mehr als du. Man muß es ruhig ertragen. — Horch, der Schütz schellt aus," so unterbrach sich Barfüßele in der seltsamen Klage, und sie, die eben sterben wollte und wieder nicht sterben wollte, hätte doch gern erfahren, was der Dorfschütz noch ausschellt.

„Laß ihn schellen, er bringt dir doch nichts," sagte die Alte wehmüthig lächelnd. „O was ist der Mensch! Wie muß Jeder wieder die harte Nuß aufzuknacken suchen und sie doch endlich ungeöffnet bei Seite legen! Ich will dir sagen, Amrei, was mit dir ist: du bist jetzt sterbensverliebt. Sei froh, so gut wird es wenigen Menschen, es wird wenigen Menschen so wohl, daß sie eine rechte Liebe in sich spüren; aber nimm dir ein Beispiel an mir, laß die Hoffnung nicht fahren. Weißt, wer schon bei lebendigem Leib gestorben ist? Wer nicht von jedem Tag, absonderlich wer nicht von jedem Frühling meint: jetzt fängt das Leben erst recht an, jetzt kommt etwas, was noch gar nie dagewesen ist. Dir muß es noch gut gehen, du thust ja lauter Gottesthaten. Was hast du an deinem Bruder gethan, was an mir, was am alten Rodelbauer, was an allen Menschen! Aber es ist gut, daß du nicht weißt, was du thust. Wer Gutes thut und betet und immer daran

denkt und sich was drauf einbildet, der betet sich durch den Himmel durch und muß auf der andern Seite die Gänse hüten."

„Das hab' ich schon hier gethan, davon bin ich erlöst," lachte Barfüßele und die Alte fuhr fort:

„Mir sagt eine Stimme, daß der, der mit dir getanzt hat, mein Johannes gewesen ist, kein anderer Mensch. Und ich will dir's nur sagen: wenn er nicht verheirathet ist, dich muß er nehmen. Sammetkleider hat mein Johannes immer gern gehabt und ich denk' jetzt so: er läuft jetzt um die Grenze herum, bis unser König stirbt, dann kommt er herein in's Land: aber Unrecht ist's, daß er mir nichts sagen läßt und es thut mir so and (bang) nach ihm."

Barfüßele schauderte vor der unverwüstlichen Hoffnungskraft der schwarzen Marann' und wie sie sich immer und immer an ihr festhielt.

Sie erwähnte fortan selten den Fremden, nur wenn sie von der Hoffnung auf Wiederkehr sprach und dabei Dami nannte, konnte sie sich nicht enthalten, dabei auch zugleich an den Fremden zu denken. Er war ja nicht über dem Meer und konnte doch auch wiederkommen und schreiben; aber freilich, er hat dich ja nicht gefragt: wo du her bist. Wieviel tausend Städte und Dörfer und Einsiedelhöfe giebt's in der Welt, vielleicht sucht er dich und findet dich nimmer wieder. Aber nein, er kann ja in Endringen fragen. Er kann nur den Dominik fragen und das Ameile und die werden ihm gut Bescheid geben. Aber ich weiß nicht, wo er ist, ich kann nichts thun."

Es war wieder Frühling geworden und Amrei stand bei ihren Blumen am Fenster, da kam eine Biene daher geflogen und saugte sich fest an dem offenen Kelch. Ja so ist's, dachte Barfüßele, so ein Mädchen ist wie eine Pflanze festgewachsen an den Ort, das kann nicht herumgehen und suchen, das muß warten bis das da zufliegt.

„Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flügelein hätt',
Flög ich zu dir;
Weil's aber nicht kann sein,
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Traum bei dir
Und red' mit dir;
Wenn ich erwachen thu',
Bin ich allein.

Es vergeht kein' Stund in der Nacht,
Daß nicht mein Herz erwacht
Und an dich denkt —

So sang Barfüßele.

Es war wunderbar, wie jetzt alle Lieder auf Barfüßele gesetzt waren, und wie viel Tausend haben sich diese schon aus der Seele gesungen und wie viel Tausende werden sie sich noch aus der Seele singen. Ihr, die ihr euch sehnt und endlich ein Herz umschlungen haltet, ihr haltet damit umschlungen das Lieben aller derer, die je waren und sein werden.

12. Er ist gekommen.

Barfüßele stand eines Sonntags Nachmittags nach ihrer Gewohnheit an die Thürpfoste des Hauses gelehnt und schaute träumend vor sich hin; da kam der Enkel des Kohlenmathes das Dorf heraufgesprungen und winkte schon von fern und rief:

„Er ist gekommen! Barfüßele, er ist gekommen!“

Barfüßele zitterten die Kniee und mit bebender Stimme rief sie: „Wo ist er? wo?“

„Bei meinem Großvater im Moosbrunnenwald.“

„Wo? Wer? Wer schickt dich?“

„Dein Dami. Er ist drunten im Wald.“

Barfüßele mußte sich auf die Steinbank vor dem Hause setzen, aber nur eine Minute, dann bezwang sie sich selbst, richtete sich straff auf mit den Worten: „Mein Dami? Mein Bruder?“

„Ja, des Barfüßele's Dami,“ sagte der Knabe treuherzig, „und er hat mir versprochen, du gäbest mir einen Kreuzer, wenn ich zu dir Boten gehe und es dir sage; jetzt gieb mir einen Kreuzer.“

„Mein Dami wird dir schon drei dafür geben.“

„O nein,“ sagte der Knabe, „er hat ja zu meinem Großvater geheult, weil er keinen Kreuzer mehr habe.“

„Ich habe jetzt auch keinen,“ sagte Barfüßele, „aber ich bleib' dir gut dafür.“

Sie ging schnell zurück in's Haus, bat die Nebenmagd an ihrer Statt die Kühe zu melken, wenn sie zum Abend nicht wieder da sei; sie müsse schnell einen Gang machen. Mit Herzklopfen, bald im Zorn auf Dami, bald in Wehmuth über ihn und sein Ungeschick, bald in Aerger, daß er wieder da sei und dann wieder in Vorwürfen, daß sie ihrem einzigen Bruder so begegne, ging Barfüßele das Feld hinaus, das Thal hinab nach dem Moosbrunnenwald. Der Weg zum Kohlenmathes war nicht zu verfehlen, ob man gleich von dem Fußweg abseits gehen mußte. Der Geruch des Meilers führte unfehlbar zu ihm.

Wie singen die Vögel in den Bäumen und ein jammerndes Menschenkind wandelt drunter hin, und wie traurig muß es Dami sein, der das Alles wiedersieht, und es muß ihm hart gegangen sein, wenn er keinen andern Ausweg mehr weiß, als heim und sich an dich hängen und dich aussaugen. Andre Schwestern haben an den Brüdern eine Hülfe und ich . . . Aber ich will dir jetzt schon zeigen, Dami, du mußt bleiben wo ich dich hinstelle und darfst nicht zucken.

In solcherlei Gedanken ging Barfüßele dahin und war endlich beim Kohlenmathes angekommen. Aber sie sah hier keinen Menschen außer dem Kohlenmathes, der vor seiner Blockhütte beim Meiler saß und seine Holzpfeife mit beiden Händen hielt und rauchte, denn ein Köhler thut es seinem Meiler nach und raucht immer.

„Hat mich Jemand zum Narren gehabt?“ fragte sich Barfüßele. „O das wäre schändlich! Was thue ich

denn den Menschen, daß sie mich zum Narren haben? Aber ich krieg's schon heraus, wer das angestellt hat; der soll mir's büßen."

Mit geballter Faust und flammenrothem Gesicht stand sie jetzt vor dem Kohlenmathes. Dieser hob kaum das Antlitz nach ihr, viel weniger daß er ein Wort redete; er war, so lang die Sonne schien, fast immer wortlos und nur des Nachts, wenn ihm Niemand in's Auge sehen konnte, sprach er viel und gern.

Barfüßele starrte eine Minute in das schwarze Antlitz des Köhlers und dann fragte sie zornig: „Wo ist mein Dami?"

Der Alte schüttelte mit dem Kopfe verneinend. Da fragte Barfüßele nochmals mit dem Fuße aufstampfend: „Ist mein Dami bei Euch?"

Der Alte legte die Hände aus einander und zeigte rechts und links, daß er nicht da sei.

„Wer hat denn zu mir geschickt?" fragte Barfüßele immer heftiger: „So redet doch!"

Der Köhler wies mit dem rechten Daumen nach der Seite, wo ein Fußweg sich um den Berg hinzog.

„Um Gotteswillen, saget doch ein Wort," drängte Barfüßele vor Zorn weinend, „nur ein einziges Wort. Ist mein Dami da oder wo ist er?"

Endlich sagte der Alte: „Er ist da, dir entgegengegangen, den Fußweg," und gleich als hätte er viel zu viel gesprochen, preßte er rasch die Lippen zusammen und ging um den Meiler.

Da stand nun Barfüßele und lachte höhnisch und wehmüthig über den einfältigen Bruder. „Er schickt

nach mir und bleibt doch nicht an einer Stelle, wo man ihn finden kann; und wenn ich jetzt den Weg hinauf gehe — wie konnte er nur glauben, daß ich den Fußweg gehe? das ist ihm jetzt gewiß auch eingefallen und er geht einen andern und ist nicht mehr zu finden und wir laufen um einander herum wie im Nebel."

Barfüßele setzte sich still auf einen Baumstumpf und in ihr brannte es wie in dem Meiler, die Flamme konnte nicht ausschlagen, sie mußte still in sich verkohlen. Die Vögel sangen, der Wald rauschte, ach, was ist das Alles, wenn kein heller Ton im Herzen klingt . . . wie aus einem Traum erinnerte sich jetzt Barfüßele, wie sie einst Liebesgedanken nachgehangen. Wie kommst du dazu, so etwas in dir aufkommen zu lassen? Hast du nicht Elend genug an dir und an deinem Bruder? Und der Gedanke dieser Liebe war ihr jetzt wie mitten im Winter die Erinnerung an einen hellen Sommertag. Man kann's nur glauben, daß es einst so sonnig warm gewesen, aber man weiß nichts mehr davon. Jetzt mußte sie lernen was „Warten" heißt: hoch oben auf einer Spitze, wo kaum eine Hand breit Boden; und wenn du erst weißt wie es ist, bist du im alten Elend und in noch größerem . . .

Sie ging hinein in die Blockhütte des Köhlers, da lag ein Sack locker und kaum halb voll, und auf dem Sacke stand der Name des Vaters.

„O wie bist du herumgeschleppt!" sagte sie fast laut. Sie kam aber schnell über die Erregung des Gemüthes hinweg und wollte sehen, was denn Dami

wieder mit zurückgebracht. „Er hat doch mindestens die guten Hemden noch, die du ihm von der Leinwand der schwarzen Marann' hast machen lassen? Und vielleicht ist auch ein Geschenk von dem Ohm aus Amerika darin. Aber wenn er noch etwas Ordentliches hätte, wäre er dann zuerst zum Kohlenmathes im Wald? Hätte er sich nicht gleich im Dorf gezeigt?"

Barfüßele hatte Zeit diesen Gedanken nachzuhängen, denn das Sackbändel war wahrhaft kunstmäßig verknotet, und nur ihrer gewohnten Geschicklichkeit und Unablässigkeit gelang es, ihn endlich zu entwirren. Sie that Alles heraus was in dem Sacke war und mit zornigem Blicke sagte sie vor sich hin: „O du Garnichts! da ist ja kein heiles Hemd mehr. Du hast jetzt die Wahl, ob du Bettellump oder Lumpenbettler heißen willst."

Das war keine gute Stimmung, in der sie den Bruder wieder begrüßen konnte, und dieser mochte es fühlen, denn er stand lauernd am Eingang der Blockhütte, bis Barfüßele wieder Alles in den Sack gethan hatte. Dann trat er auf sie zu und sagte: „Grüß Gott Amrei! Ich bringe dir nichts als schwarze Wäsche, aber du bist sauber und wirst mich auch wieder . . ."

„O lieber Dami, wie siehst du aus!" schrie Barfüßele und lag an seinem Halse, aber schnell riß sie sich wieder los und sagte:

„Um Gotteswillen, du riechst ja nach Branntwein. Bist du schon so weit?"

„Nein, der Kohlenmathes hat mir nur ein bischen Wachholdergeist gegeben, ich hab' auf keinem Bein mehr

stehen können; es ist mir schlecht gegangen, aber schlecht bin ich drum nicht geworden, das glaub' mir, ich kann dir's freilich nicht beweisen."

„Ich glaub' dir. Du wirst doch das Einzige was du auf der Welt hast, nicht betrügen? O wie verwildert und elend siehst du aus! Du hast ja einen großen Bart wie ein Scheerenschleifer. Das leid' ich nicht, den mußt du heruntermachen. Du bist doch sonst gesund? Es fehlt dir doch nichts?"

„Gesund bin ich und will Soldat werden."

„Was du bist und was du wirst, das wollen wir schon noch überlegen; jetzt sag', wie es dir ergangen ist."

Dami stieß ein Scheit halbverbranntes Holz, von den sogenannten unbrauchbaren Bränden, mit dem Fuße weg und sagte: „Siehst du? Grad so bin ich; nicht ganz Kohle geworden und doch auch kein frisch Holz mehr."

Barfüßele ermahnte ihn, er solle ohne Klage erzählen, und nun berichtete Dami eine lange, lange Geschichte, wie er es beim Ohm nicht ausgehalten, wie hartherzig und eigennützig der sei, besonders aber, wie ihm die Frau jeden Bissen mißgönnt habe, den er im Hause genoß, wie er dann da und dort gearbeitet, aber immer mehr die Hartherzigkeit der Menschen erfahren habe; in Amerika da könnte ein Mensch den Andern im Elend verkommen sehen und er schaut nicht nach ihm um. Barfüßele mußte fast lachen als in der Erzählung immer und immer wieder der Endreim vorkam: „Und da haben sie mich auf die Straße geworfen." Sie konnte nicht umhin einzuschalten: „Ja, so bist du, du läßt dich immer werfen. Bist schon als

Kind so gewesen: wenn du einmal gestolpert bist, da hast du dich fallen lassen wie ein Stück Holz. Man muß aus dem Stolper auch einen Hopser machen, drum sagt man ja im Sprüchwort: von Stolpe nach Danzig (tanz ich). Sei lustig. Weißt, was man thun muß, wenn Einem die Menschen weh thun wollen?"

„Man muß ihnen aus dem Weg gehen."

„Nein, man muß ihnen weh thun, wenn man kann, und am wehesten thut man ihnen, wenn man sich aufrecht erhält und was vor sich bringt. Aber du stellst dich immer hin und sagst zur Welt: thu' mir gut, thu' mir bös, küss' mich, schlag' mich, wie du willst. — Das ist leicht. Du lässest dir Alles geschehen und dann hast du Erbarmen mit dir selbst. Wär' mir auch recht, wenn mich ein Anderes da und dort hinstellte, wenn ich's nicht selbst zu thun hätte; aber du mußt jetzt selbst Einsteher für dich sein, hast dich genug in der Welt herumstoßen lassen, jetzt zeig' einmal den Meister."

Vorwürfe und Lehren werden einem Unglücklichen gegenüber oft zu ungerechten Härten und auch Dami nahm die Worte der Schwester als solche. Es war fürchterlich, daß sie es nicht einsah, wie er der unglücklichste Mensch auf der Welt sei. Sie mochte ihm noch so streng vorhalten, daß er das nicht glauben möge und wenn er es nicht glaube, so sei es auch nicht der Fall. Aber das Schwierigste von Allem ist: einem Menschen den Glauben an sich beizubringen; die Meisten gewinnen ihn erst, nachdem ihnen Etwas gelungen ist.

Dami wollte der herzlosen Schwester kein Wort weiter erzählen und erst später gelang es ihr, daß er ausführlich von seinen Fahrten und Schicksalen berichtete und wie er zuletzt als Heizer auf einem Dampfschiff nach der alten Welt zurückgekehrt sei. Indem sie ihm jetzt seine selbstquälerische Weichmüthigkeit vorhielt, ward sie inne, daß auch sie nicht frei davon war.

Durch den fast ausschließlichen Verkehr mit der schwarzen Marann' hatte sie sich gewöhnt, immer so viel von sich zu reden und an sich zu denken, und sie war in ein schweres Wesen gerathen. Jetzt, indem sie den Bruder aufrichtete, that sie es auch unwillkürlich mit sich selbst; denn das ist die geheimnißvolle Macht des Menschenzusammenhanges, daß wir immer, indem wir Anderen helfen, uns selbst mit helfen.

„Wir haben vier gesunde Hände," schloß sie, „und da wollen wir sehen, ob wir uns nicht durch die Welt durchschlagen, und durchschlagen ist tausendmal besser als sich durchbetteln. Jetzt komm', Dami; jetzt komm' mit heim."

Dami wollte sich im Orte gar nicht zeigen, er fürchtete sich vor dem Gespötte, das von allen Seiten auf ihn losbreche, er wollte vor der Hand noch versteckt bleiben; aber Barfüßele sagte ihm: „Jetzt gehst mit, am hellen Sonntag, und mitten durch das Dorf, und läßst dich ausspotten. Laß sie nur reden und deuten und lachen, dann bist du fertig und bist's los, hast den bittern Kolben auf einmal verschluckt und nicht tropfenweis."

Erst nach vielem und heftigem Widerstreben und

erst nachdem der schweigsame Kohlenmathes auch sein Wort und Barfüßele Recht gegeben hatte, ließ Dami sich führen. Und in der That hagelte und regnete es von allen Seiten bald grob, bald spitz auf des Barfüßele's Dami los, der auf Gemeindekosten eine Vergnügungsreise nach Amerika gemacht habe. Nur die schwarze Marann' nahm ihn freundlich auf und ihr zweites Wort war: „Hast Du nichts von meinem Johannes gehört?"

Dami konnte keine Kunde geben. Und in doppelter Weise mußte Dami heute Haar lassen, denn noch am Abend brachte Barfüßele den Bader, der ihm den wilden Vollbart abnehmen und ihm das landesübliche glatte Gesicht geben mußte.

Schon am andern Morgen wurde Dami auf's Rathhaus beschieden, und da er davor zitterte, er wußte nicht warum, versprach Barfüßele ihn zu begleiten und das war gut, wenn es gleich nicht viel half.

Der Gemeinderath verkündete Dami, daß er aus dem Ort ausgewiesen sei; er habe kein Recht hier zu bleiben, um vielleicht der Gemeinde wieder zur Last zu fallen.

Alle Gemeinderäthe staunten, da Barfüßele hierauf erwiderte:

„Ja wohl, Ihr könnet ihn ausweisen; aber wisset Ihr wann? Wenn Ihr hinausgehen könnt auf den Kirchhof, dort wo unser Vater und unsere Mutter liegt und wenn Ihr zu den Begrabenen sagen könnt: Auf! geht fort mit Eurem Kind! — Dann könnt Ihr ihn ausweisen. Man kann Niemand ausweisen aus dem

Ort, wo seine Eltern begraben sind, da ist er mehr als daheim; und wenn's tausend und tausendmal da in den Büchern steht (sie deutete auf die gebundenen Regierungsblätter) und anders stehen mag, es geht doch nicht und Ihr könnet nicht."

Ein Gemeinderath sagte dem Schullehrer in's Ohr: „Diese Reden hat das Barfüßele von niemand Anders gelernt als von der schwarzen Marann'!" Und der Heiligenpfleger neigte sich zum Schultheiß und sagte: „Warum duldest du, daß das Aschenbuttel so schreit? Klingle dem Schütz, er soll sie in's Narrenhäusle stecken."

Der Schultheiß aber lächelte und erklärte Barfüßele, daß sich die Gemeinde von allen Ueberlasten, die ihr durch den Dami werden könnten, losgekauft habe, indem sie den größten Theil des Ueberfahrtsgeldes für ihn auslegte.

„Ja, wo ist er denn jetzt daheim?" fragte Barfüßele.

„Wo man ihn annimmt, aber hier nicht und vor der Hand nirgends."

„Ja, ich bin nirgends daheim," sagte Dami, dem es fast wohl that, immer noch mehr unglücklich zu sein. Jetzt konnte es doch Niemand läugnen, daß es keinem Menschen auf der Welt schlechter ginge als ihm.

Barfüßele kämpfte noch dagegen, aber sie sah bald, hier half nichts, das Gesetz schien wider sie und nun betheuerte sie, daß ihr eher das Blut unter den Nägeln hervorfließen solle, ehe sie je wider etwas für sich und ihren Bruder von der Gemeinde annehme und sie versprach alles Erhaltene zurückzuerstatten.

„Soll ich das auch in's Protokoll nehmen?“ fragte der Gemeindeschreiber die Umsitzenden und Barfüßele antwortete: „Ja, schreibet's nur, bei euch gilt ja doch nur das Geschriebene.“ Barfüßele unterzeichnete das Protokoll, aber als dies geschehen war, wurde Dami dennoch verkündet, daß er als Fremder die Erlaubniß habe: drei Tage im Dorfe zu bleiben, wenn er bis dahin kein Unterkommen gefunden, werde er ausgewiesen und nöthigenfalls mit Zwangsmitteln über die Grenze gebracht.

Ohne weiter ein Wort zu sagen verließ Barfüßele mit Dami das Rathhaus, und Dami weinte darüber, daß sie ihn unnöthig gezwungen habe, in's Dorf zurückzukehren; er wäre besser im Wald geblieben und hätte sich damit den Spott und jetzt den Kummer erspart, zu wissen, daß er aus seinem Heimathsort als Fremder ausgewiesen sei. Barfüßele wollte ihm erwidern, daß es besser sei, wenn man Alles klar wisse und sei es auch das Herbste; aber sie verschluckte das, sie selber fühlte, daß sie alle Kraft brauche, um sich aufrecht zu erhalten; sie fühlte sich auch ausgewiesen mit ihrem Bruder und sie empfand es, daß sie einer Welt gegenüber stand, die sich auf Macht und Gesetze stützte und sie selber hatte nur die leere Hand; aber sie hielt sich jetzt aufrechter als je.

Das Ungeschick und Mißgeschick Dami's drückte sie nicht nieder, denn so ist der Mensch: hat er ein Schmerzen das ihn ganz erfüllt, dann trägt er ein anderes, und sei es noch so schwer, oft leichter, als wenn es allein gekommen wäre. Und weil Barfüßele

ein unnennbares Wehe empfand, gegen das sie nichts thun konnte, trug sie das nennbare, gegen das sie wirken konnte, um so williger und freier. Sie gönnte sich keine Minute der Träumerei mehr und ging immer mit straffen Armen und mit geballter Faust hin und her, als wollte sie sagen: wo ist denn die Arbeit und sei es auch die schwerste, ich nehme sie über mich, wenn ich nur mich und meinen Bruder aus der Abhängigkeit und Verlassenheit herausbringe. Sie dachte jetzt selber daran mit Dami in's Elsaß zu wandern und dort in einer Fabrik zu arbeiten. Es kam ihr schrecklich vor, daß sie das sollte; aber sie wollte sich dazu zwingen. Wenn nur der Sommer vorüber war, dann sollte es fortgehen, und Lebewohl Heimath! Wir sind ja auch daheim in der Fremde.

Der nächste Annehmer, den die beiden Waisen in der Ortsregierung gehabt hatten, war jetzt machtlos. Der alte Rodelbauer lag schwer krank danieder und in der Nacht nach der stürmischen Gemeinderathssitzung verschied er.

Barfüßele und die schwarze Marann' waren diejenigen, die am meisten bei seiner Beerdigung auf dem Kirchhofe weinten. Die schwarze Marann' sagte auf dem Heimwege noch als besonderen Grund: „Der Rodelbauer ist der letzte noch Lebende gewesen, mit dem ich einstmals in meinen jungen Jahren getanzt habe. Mein letzter Tänzer ist nun gestorben.“

Bald aber hielt sie ihm eine andere Nachrede, denn es zeigte sich, daß der Rodelbauer, der Barfüßele so jahrelang darauf vertröstet, sie in seinem Testamente

gar nicht erwähnt, viel weniger ihr etwas vererbt hatte. Als die schwarze Marann' gar nicht aufhören wollte mit Klagen und Schelten, sagte Barfüßele: „Das geht jetzt in Einem hin, es ist nun einmal so, es hagelt jetzt von allen Seiten auf mich los; aber die Sonne wird schon wieder scheinen."

Die Erben des Rodelbauern schenkten indeß Barfüßele einige Kleider des Alten; sie hätte sie gern zurückgewiesen, aber durfte sie es wagen, jetzt noch mehr Trotz kund zu geben? Auch Dami wollte die Kleider nicht annehmen, aber er mußte nachgeben. Es schien einmal sein Loos, in den Kleidern allerlei Abgeschiedener sein Leben zu verbringen.

Der Kohlenmathes nahm Dami zu sich in den Wald zum Meiler, und Zuträger sagten dem Dami, er solle nur einen Proceß anfangen, man könne ihn nicht ausweisen, weil er noch an keinem andern Orte angenommen sei, das sei stillschweigende Voraussetzung beim Aufgeben des Heimathsrechtes.

Die Leute schienen sich fast daran zu erlustigen, daß die armen Waisen weder Zeit noch Geld hatten, einen Rechtsstreit anzufangen.

Dami schien sich wohlzugefallen in der Einsamkeit des Waldes. Es war so nach seiner Art, daß man sich nicht an- und auszuziehen brauchte, und jedesmal am Sonntag Nachmittag kostete es Barfüßele einen Kampf, bis sich Dami nur ein bischen reinigte; dann saß sie bei ihm und dem Mathes, und man sprach wenig, und Barfüßele konnte ihre Gedanken nicht abhalten, daß sie in der Irre umhergingen in der Welt und

Den suchten, der sie einst einen ganzen Tag so glücklich gemacht und in den Himmel gehoben hatte. Wußte er nichts mehr von ihr und dachte er nicht mehr an sie? Kann denn der Mensch den andern vergessen, mit dem er einmal so glücklich war?

Es war am Sonntag Morgen gegen Ende Mai, Alles war in der Kirche. Es hatte am Tage vorher geregnet. Ein frischer erquickender Athem hauchte von Berg und Thal, denn die Sonne schien hell hernieder. Auch Barfüßele hatte in die Kirche gehen wollen, aber sie lag wie festgebannt unter dem Fenster, während es läutete, und sie versäumte die Kirche. Das war seltsam und noch nie geschehen. Nun da es zu spät war, entschloß sie sich, allein zu bleiben und daheim in ihrem Gesangbuch zu lesen. Sie kramte in ihrer Truhe und war überrascht von allerlei Sachen, die sie besaß. Sie saß auf dem Boden und las eben einen Gesang und summte ihn halb laut vor sich hin, da regte sich etwas am Fenster. Sie schaute sich um: eine weiße Taube steht auf dem Simse und schaut nach ihr, und wie sich die Blicke des Mädchens und der Taube begegnen, fliegt die Taube davon und Barfüßele schaut ihr nach, wie sie hinausfliegt über das Feld und sich dort niederläßt. Dieses Begegniß, das doch so natürlich war, macht sie plötzlich ganz froh, und sie nickt immer hinaus in's Weite nach den Bergen, nach Feld und Wald. Sie ist den ganzen Tag ungewöhnlich heiter. Sie kann nicht sagen warum, es ist ihr, als ob ihr eine Freude in der Seele jauchzte, sie weiß nicht woher sie kam. Und so oft sie auch am Mittag an die Thürpfoste gelehnt, den Kopf schüttelt

über die seltsame Erregung die sie spürt: sie weicht nicht von ihr. „Es muß sein, es muß doch sein, daß so Jemand an dich gedacht hat; und warum kann das nicht sein, daß so eine Taube der stille Bote ist, der mir das sagt? Die Thiere leben doch auch auf der Welt, wo die Gedanken der Menschen hin und her fliegen, und wer weiß, ob sie nicht Alles still davon tragen."

Die Menschen, die an Barfüßele vorübergingen, konnten nicht ahnen, was für ein seltsames Sinnen sich in ihr bewegte.

---

13. Aus einem Mutterherzen.

Während Barfüßele im Dorf und in Feld und Wald träumte uud sorgte und kümmerte, bald von seltsamen Freudenschauern sich durchrieselt fühlte, bald sich wie ausgestoßen vorkam in der weiten Welt, schickten Eltern ihr Kind fort, freilich, damit es um so reicher wiederkomme.

Droben im Allgäu, auf dem großen Bauernhofe, genannt zur „wilden Reuthe,“ saß der Landfriedbauer mit seiner Frau bei ihrem jüngsten Sohne, und der Bauer sagte: „Hör' einmal Johannes, jetzt ist mehr als ein Jahr um, seitdem du zurückgekehrt bist, und ich weiß nicht, was mit dir ist; du bist damals wie ein geschlagener Hund heimgekommen und hast gesagt, du wollest dir lieber hier in der Gegend eine Frau suchen, aber ich sehe nichts davon. Willst du mir noch einmal folgen, dann will ich dir kein Wort mehr zureden.“

„Ja, ich will,“ sagte der junge Mann, ohne sich aufzurichten.

„Nun gut, versuch's noch einmal; Einmal ist Keinmal, und ich sage dir, du machst mich und die Mutter glücklich, wenn du dir eine Frau nimmst aus unserer Gegend, und am liebsten, wo die Mutter her ist. Ich kann dir's schon in's Gesicht sagen, Bäuerin, es giebt in der ganzen Welt nur Einen guten Schlag Weibs-

leut', und der ist bei uns daheim, und du bist gescheit, Johannes, du wirst schon eine Rechtschaffene finden, und dann wirst du es uns noch auf dem Todtenbett danken, daß wir dich in unsere Heimath geschickt haben, dir eine Frau zu holen. Wenn ich nur fort könnte, ich ginge mit dir, und wir Beide fänden schon die Rechte. Aber ich hab' mit unserm Jörg geredet, er will mit dir gehen, wenn du ihn darum ansprichst. Reit' hinüber und sag's ihm."

„Wenn ich meine Meinung sagen darf," erwiderte der Sohn, „wenn ich noch einmal gehen soll, möcht' ich wieder allein. Ich bin einmal so. Das verträgt bei mir kein anderes Aug', ich möcht' mit Niemand darüber reden. Wenn's möglich wär', möcht' ich am liebsten ungesehen und stumm Alles erkundschaften; und kommt man nun gar zu Zweit', da ist's so gut, wie wenn man's ausschellen ließ', und Alles putzt sich auf."

„Wie du willst," sagte der Vater, „du bist einmal so aus der Art. Weißt was? Mach' dich jetzt gleich auf den Weg; es fehlt uns ein Gespann zu unserm Schimmel, such' dir einen dazu, aber nicht auf dem Markt; und wenn du so in den Häusern herumkommst, kannst du schon viel sehen und kannst auch auf dem Heimweg ein Bernerwägelein kaufen. — Der Dominik in Endringen soll ja noch drei Töchter haben wie die Orgelpfeifen, such' dir Eine aus, aus Dem Haus wäre uns eine Tochter recht."

„Ja," ergänzte die Mutter; „das Ameile hat gewiß brave Töchter."

„Und besser wär's," fuhr der Vater fort, „du siehst

dir einmal in Siebenhöfen die Amrei an, des Schmalzgrafen Tochter, die hat einen ganzen Hof, den könnte man gut verkaufen, die Siebenhöfener Bauern, die schlecken die Finger darnach, wenn sie nur noch Aecker kriegen könnten, und da ist baar Geld, da giebt's keine Zieler; aber ich red' dir weiter nichts zu, du hast ja deine Augen selber bei dir. Komm', mach' dich gleich auf den Weg. Ich füll' dir die Geldgurt' voll. Zweihundert Kronenthaler werden genug sein, und der Dominik leiht dir, wenn du mehr brauchst. Gieb dich nur zu erkennen. Ich kann's noch nicht verstehen, daß du dich damals auf der Hochzeit nicht zu erkennen gegeben hast; es muß dir was geschehen sein, aber ich will nichts wissen."

„Ja, weil er's nicht sagt," ergänzte die Mutter lächelnd.

Der Bauer machte sich nun gleich daran, die Geldgurte zu füllen. Er brach zwei gestößelte Rollen auf und man sah es ihm an, es that ihm wohl, wie er so die grobe Münze von der einen Hand in die andere laufen ließ. Er machte Häufchen von je zehn Thalern und zählte sie zwei- dreimal ab, um sich ja nicht zu irren.

„Nun meinetwegen," sagte der junge Mann und richtete sich auf — Es ist der fremde Tänzer von der Hochzeit in Endringen. Bald bringt er den gesattelten Schimmel aus dem Stall, schnallt noch den Mantelsack darauf und ein schöner Wolfshund springt dabei an ihm empor und leckt ihm die Hände.

„Ja, ja, ich nehm' dich mit," sagte der Bursche

zu dem Hund und erschien zum Erstenmal im ganzen Gesicht freundlich und er rief zum Vater hinein in die Stube: „Vater, darf ich den Lux mitnehmen?“

„Ja, wie du willst,“ lautete von drinnen die Antwort aus dem Klingen der Thaler heraus. Der Hund schien Hin- und Widerrede verstanden zu haben. Er sprang bellend und sich im Kreise drehend im Hof umher.

Der Bursche ging hinein in die Stube und indem er sich die Geldgurte umschnallte, sagte er: „Ihr habt Recht, Vater, es wird mir jetzt schon wohler, weil ich jetzt aus dem So-hinleben mich herausmache, und ich weiß nicht, man soll freilich keinen Aberglauben haben, aber es hat mir doch wohlgethan, daß der Schimmel sich nach mir wendet wie ich in den Stall komme und wiehert, und daß der Hund so auch mit will; es ist doch ein gutes Zeichen, und wenn man die Thiere befragen könnte, wer weiß, ob die Einem nicht den besten Rath geben könnten.“

Die Mutter lächelte, aber der Vater sagte: „Vergiß nicht, daß du dich an den Krappenzacher hältst und geh' nicht voran und bind' dich nicht, ehe du ihn befragt hast; der kennt das Inwendige aller Menschen auf zehn Stunden Wegs im Umkreis und ist ein lebendiges Hypothekenbuch. Jetzt behüt' dich Gott und laß dir Zeit, du kannst auf zehn Tag ausbleiben.“

Vater und Sohn schüttelten sich die Hände und die Mutter sagte: „Ich geb' dir noch ein Stück das Geleite.“

Der Bursche führte nun das Pferd am Zügel und ging neben der Mutter her, still bis hinaus vor den Hof

und erst bei einer Biegung des Weges sagte die Mutter zagend: „Ich möchte dir gern Anweisungen geben.“

„Ja, ja, nur zu, ich höre gern drauf.“

Nun begann die Mutter, indem sie die Hand des Sohnes faßte: „Bleib' stehen, ich kann im Gehen nicht gut reden. — Schau, daß sie dir gefällt, das ist natürlich das Erste: ohne Lieb' ist keine Freud', und ich bin nun eine alte Frau, gelt ich darf Alles sagen?“

„Ja, ja!“

„Wenn du dich nicht drauf freust und es nicht wie ein Gnadengeschenk vom Himmel ansiehst, daß du ihr einen Kuß geben darfst, da ist's die rechte Liebe nicht, aber . . . bleib' doch stehen . . . und auch diese Liebe reicht noch nicht aus, da kann sich noch etwas Anderes dahinter verstecken. Glaub' mir . . .“ Die alte Frau hielt stotternd inne und wurde flammroth im Gesichte. „Schau, wo der rechte Respekt nicht ist, und wo man nicht Freud daran hat, daß eine Frau grad so eine Sache in die Hand nimmt und grad so wegstellt und nicht anders, da geht's schwer; und vor Allem achte darauf, wie sie sich zu den Dienstboten stellt.“

„Ich will Euch immer abnehmen und in klein Geld wechseln, was Ihr meinet, Mutter; das Sprechen wird Euch schwer. Jetzt das verstehe ich schon. Sie darf nicht zu stolz und nicht zu vertraut sein.“

„Das freilich, aber ich seh's Einer am Mund an, ob der Mund schon geflucht und geschimpft und gescholten hat, und ob er's gern thut. Ja, wenn du sie im Aerger weinen sehen, wenn du sie im Zorn ertappen könntest, da wäre sie am besten kennen zu

lernen; da springt der versteckte inwendige Mensch heraus und das ist oft einer mit Geierkrallen wie ein Teufel. O Kind! Ich hab' viel erfahren und in's Aug' gefaßt. Ich seh' daran, wie Eine das Licht auslöscht, wie's in ihr aussieht und was sie für ein Gemüth hat. Die so im Vorbeigehen mit einem Hui das Licht ausbläst, mag's fünkeln und blaken, das ist Eine, die sich auf ihr schnelles Schaffen was einbildet und sie thut doch Alles nur halb und hat keine Ruhe im Gemüth."

„Ja, Mutter, das machet Ihr mir zu schwer; eine Lotterie ist und bleibt es immer."

„Ja, ja, du brauchst auch nicht Alles zu behalten, was ich mein', nur so obenhin; wenn dir's nachher vorkommt, wirst schon finden, wie ich's gemeint habe. Und dann paß auf: ob sie gut beim Arbeiten redet, ob sie etwas in die Hand nimmt, wenn sie mit dir spricht, und nicht allemal still hält, wenn sie ein Wort sagt, und nicht eine Scheinarbeit thut. Ich sage dir, Arbeitsamkeit ist bei einer Frau Alles. Meiner Mutter Red' ist immer gewesen: ein Mädchen darf nie mit leeren Händen gehen und muß über drei Zäune springen, um ein Federchen aufzulesen. Und dabei muß sie doch beim Schaffen ruhig und stetig sein, nicht so um sich rasen und aufbegehren, als wolle sie jetzt grad' ein Stück von der Welt herunter reißen. Und wenn sie dir Red' und Antwort giebt, merk' auf, ob sie nicht zu blöd und nicht zu keck ist. Du glaubst gar nicht, die Mädchen sind ganz anders, wenn sie einen Mannshut sehen, als wenn sie unter sich sind; und die wo immer gar so thun, als ob sie bei Jedem sagen wollten: friß

mich nicht! das sind die Schlimmsten; aber die so ein gewetztes Mundstück haben und die meinen, wenn Jemand in der Stube sei, dürfte das Maul gar nicht still stehen, die sind noch ärger."

Der Bursche lachte und sagte: „Mutter, Ihr solltet einmal predigen gehen in der Welt herum und Kirche halten für die Mädchen allein."

„Ja, das könnte ich auch," sagte die Mutter ebenfalls lachend, „aber ich bringe das Letzte zuerst vor. Natürlich, daß du zuerst drauf siehst, wie sie zu Eltern und Geschwistern steht; du bist ja selber ein gutes Kind, da brauch' ich dir nichts zu sagen. Das vierte Gebot kennst du."

„Ja, Mutter, da seid ruhig und da habe ich mein besonderes Merkzeichen: die viel Wesens von der Elternliebe machen, da ist's nichts; das zeigt sich am besten wie man thut; und wer viel davon schwätzt, ist müd und matt, wenn's an's Thun geht."

„Du bist ja gescheit," sagte die Mutter in spöttischer Glückseligkeit, legte die Hand auf die Brust und schaute zu ihrem Sohn auf: „Soll ich dir noch mehr sagen?"

„Ja, ich hör' Euch immer gern."

„Mir ist, wie wenn ich heut' zum Erstenmal so recht mit dir reden könnte, und wenn ich sterbe, so habe ich nichts mehr hinter mir was ich vergessen habe. Das vierte Gebot! ja, da fällt mir ein, was mein Vater einmal gesagt hat. O, der hat Alles verstanden und viel in Schriften gelesen und ich habe einmal zugehört wie er zum Pfarrer, der oft bei ihm war,

gesagt hat: „Ich weiß den Grund, warum beim vierten Gebot allein eine Belohnung ausgesetzt ist, und man meint doch da wäre es grad am unnöthigsten, denn das ist ja das natürlichste. Aber es heißt: Ehre Vater und Mutter damit du lange lebest!.. damit ist nicht gemeint, daß ein braves Kind siebzig oder achtzig Jahr alt wird; nein, wer Vater und Mutter ehrt, lebt lange, aber rückwärts. Er hat das Leben von seinen Eltern in sich, in der Erinnerung, in Gedanken, und das kann ihm nicht genommen werden und er lebt lange auf Erden, wie alt er auch sei. Und wer Vater und Mutter nicht ehrt, der ist erst heut auf die Welt gekommen und morgen nicht mehr da.“

„Mutter, das ist ein gutes Wort, das verstehe ich und werde es auch nicht vergessen und meine Kinder sollen's auch lernen; aber je mehr Ihr so redet, je schwerer wird mir's, daß ich Eine finde; ich meine sie müßte so sein wie Ihr.“

„O Kind, sei nicht so einfältig! Mit neunzehn, zwanzig Jahren bin ich auch noch ganz anders gewesen, wild und eigenwillig, und auch jetzt bin ich noch nicht wie ich sein möchte! Aber was ich dir noch sagen wollte? ja, von wegen der Frau. Es ist wunderlich, warum es gerade dir so schwer wird. Aber dir ist von Klein auf Alles schwerer geworden, du hast erst mit zwei Jahren laufen gelernt und kannst doch jetzt springen wie ein Füllen. Nur noch ein paar Kleinigkeiten, aber da kennt man oft Großes draus. Merk' auf, wie sie lacht; nicht so pflatschig zum Ausschütten, und nicht so spitzig zum Schnäbelchen machen, nein, so von innen

heraus. Ich wollt', du wüßtest wie du lachst, dann könntest du's schon abmerken."

Der Sohn mußte hierbei laut auflachen und die Mutter sagte immer: „Ja, ja, so ist's, so hat grad mein Vater auch gelacht, so hat's ihm den Buckel geschüttelt und die Achseln gehoben." Und je mehr die Mutter das sagte, um so mehr mußte der Sohn lachen und sie stimmte endlich selbst mit ein und so oft das Eine aufhörte, steckte das fortgesetzte Lachen des Andern es wieder an. Sie setzten sich an einen Wegrain, ließen das Pferd grasen und indem die Mutter ein Maasliebchen abpflückte und damit in der Hand spielte, sagte sie: „Ja, das ist auch was, das hat viel zu bedeuten. Gieb Acht, ob ihr Blumen gedeihen, da steckt viel drin, mehr als man glaubt."

Man hörte in der Ferne Mädchen singen und die Mutter sagte: „Merk' auch auf, ob sie beim Singen gern gleich die zweite Stimme singt; die wo gern immer den Ton angeben, das hat etwas zu bedeuten; und schau! da kommen Schulkinder, die sagen mir auch was. Wenn du's erkundschaften kannst, ob sie ihr Schreibbuch aus der Schule noch hat, das ist auch wichtig."

„Ja, Mutter, Ihr nehmt noch die ganze Welt zum Wahrzeichen. Was soll denn das jetzt zu bedeuten haben, ob sie ihr Schreibbuch noch hat?"

„Daß du noch fragst, das zeigt, daß du noch nicht ganz gescheit bist. Ein Mädchen, das nicht gern Alles aufbewahrt, was einmal gegolten hat, das hat kein rechtes Herz."

Der Sohn hatte während des Redens versucht, die Treibschnur an der Peitsche, die sich verknotet hatte, aufzuknüpfen; jetzt holte er das Messer aus der Tasche und schnitt den Knoten entzwei. Mit dem Finger darauf hindeutend, sagte die Mutter:

„Siehst du? das darfst du thun, aber das Mädchen nicht. Gieb Acht, ob sie einen Knoten schnell zerschneidet; da liegt ein Geheimniß drin.“

„Das kann ich errathen,“ sagte der Sohn. „Aber Euer Schuhbändel ist Euch aufgegangen und wir müssen jetzt fort.“

„Ja, und du bringst mich damit noch auf was,“ sagte die Mutter. „Schau, das ist noch eins der besten Zeichen: gieb Acht, wie sie die Schuhe vertritt, nach innen oder nach außen, und ob sie schlurkt und viel Schuhwerk zerreißt.“

„Da müßte ich zum Schuhmacher laufen,“ sagte der Sohn lächelnd, „o Mutter, alles Das, was Ihr sagt, das findet man nicht bei einander.“

„Ja, ja, ich red' zu viel und du brauchst ja nicht Alles behalten, es soll dich nur daran erinnern, wenn's dir vorkommt. Ich meine nur: nicht was Eine hat oder erbt ist die Hauptsache, sondern was Eine braucht. Jetzt aber, du weißt, ich habe dich ruhig gehen lassen, jetzt mach' mir dein Herz auf und sag': was ist dir denn geschehen, daß du voriges Jahr von der Hochzeit in Endringen heimgekommen bist wie behext und seitdem nicht mehr der alte Bursch bist von ehedem? Sag's, vielleicht kann ich dir helfen.“

„O Mutter, das könnet Ihr nicht, aber ich will's

Euch sagen. Ich hab' Eine gesehen, die die Rechte gewesen wäre, aber es ist die Unrechte gewesen."

„Um Gotteswillen! Du hast dich doch nicht in eine Ehefrau verliebt?"

„Nein, es ist aber doch die Unrechte gewesen. Was soll ich da viel drum herum reden? Es war eine Magd."

Der Sohn athmete tief auf und Mutter und Sohn schwiegen eine geraume Weile; endlich legte die Mutter die Hand auf seine Schulter und sagte: „O du bist brav, ich danke Gott, daß er dich so hat werden lassen. Das hast du brav gemacht, daß du dir das aus dem Sinn geschlagen. Dein Vater hätt' das nie zugegeben und du weißt ja, was Vatersegen zu bedeuten hat."

„Nein, Mutter, ich will mich nicht braver machen als ich bin; es hat mir selber ganz allein nicht gefallen, daß sie eine Magd ist; das geht nicht und drum bin ich fort. Aber es ist mir doch härter geworden, mir das aus dem Sinn zu bringen als ich geglaubt habe, aber jetzt ist's vorbei, und es muß vorbei sein, ich habe mir das Wort gegeben, daß ich mich nicht nach ihr erkundige, Niemand frage wo sie ist und wer sie ist, ich bringe Euch, will's Gott, eine rechte Bauerntochter."

„Du hast doch den Rechtschaffenen an dem Mädchen gemacht und hast ihm nicht den Kopf verwirrt?"

„Mutter, da, meine Hand, ich habe mir nichts vorzuwerfen."

„Ich glaube dir," sagte die Mutter, und drückte

mehrmals seine Hand, „und Glück und Segen auf den Weg."

Der Sohn stieg auf und die Mutter sah ihm nach, und jetzt rief sie: „Halt', ich muß dir noch was sagen, ich habe das Beste vergessen."

Der Sohn wendete das Pferd, und bei der Mutter angekommen, sagte er lächelnd: „Aber nicht wahr, Mutter, das ist das Letzte?"

„Ja, und die beste Probe. Frage das Mädchen auch nach den Armen im Ort und dann lauf' herum und horch die Armen aus was sie über sie reden. Das muß eine schlechte Bauerntochter sein, die nicht ein Armes an der Hand hat, dem sie Gutes thut. Merk' dir das, und jetzt behüt' dich Gott und reit' scharf zu."

Und wie er nun davon ritt, sprach die Mutter noch ein Gebet auf seinen Weg, dann kehrte sie zurück nach dem Hof.

„Ich hätt' ihm doch noch sagen sollen, daß er sich auch nach des Josenhansen Kindern erkundigen soll, was aus Denen geworden ist," sagte die Mutter in seltsamer Erregung vor sich hin, und wer weiß die verborgenen Wege, die die Seele geht, die Strömungen die hinziehen über unserer erkennbaren Schicht oder tief unter ihr? Es erwacht eine längst verklungene Lied- und Tanzweise in deiner Erinnerung, du kannst sie nicht laut singen, du bringst die Töne nicht zusammen, aber innerlich erklingt es dir ganz deutlich und es ist dir als ob du es hörtest. Was ist's, das plötzlich diese verklungenen Töne in dir erweckte?

Warum dachte gerade jetzt die Mutter an diese Kinder,

die schon längst aus ihrem Gedächtniß entschwunden waren? War die andächtige Stimmung von jetzt wie eine Erinnerung an eine andere längst verklungene und erweckte sie damit die begleitenden Umstände derselben? Wer kann die unwägbaren und unsichtbaren Elemente fassen, die hin und her, von Mensch zu Mensch, von Erinnerung zu Erinnerung schweben und schwingen.

Als die Mutter in den Hof zurückkam zu dem Bauer, sagte dieser spöttisch:

„Du hast ihm gewiß noch viel Unterweisung gegeben, wie man die Beste fischt; ich habe auch dafür vorgesorgt, ich habe voraus an den Krappenzacher geschrieben, der wird ihn schon in die rechten Häuser bringen. Er muß Eine bringen, die brav Batzen hat.“

„Das Batzenhaben macht die Bravheit nicht aus,“ entgegnete die Mutter.

„So gescheit bin ich auch,“ höhnte der Bauer, „aber warum soll Eine nicht brav sein können und doch auch brav Batzen haben?“

Die Mutter schwieg. Nach einer Weile aber sagte sie:

„An den Krappenzacher hast ihn gewiesen? Beim Krappenzacher ist der Bub vom Josenhans untergebracht gewesen.“ So knüpfte sie jetzt durch den Namen laut an ihre frühere Erinnerung an, und jetzt erst wurde sie sich bewußt, wessen sie sich erinnert hatte.

„Ich weiß nicht, was du redest,“ sagte der Bauer, „was hast du mit dem Kind vom Josenhans beim Krappenzacher? Warum sagst du jetzt nicht, daß ich das gescheit gemacht habe?“

„Ja, ja, das ist gescheit," bestätigte die Frau, aber dem Alten genügte das nachträgliche Lob nicht, und er ging brummend hinaus.

Ein gewisses ärgerliches Bangen, daß es doch mit dem Johannes schief gehen könne, und daß man sich vielleicht zu sehr übereilt habe, machte den Alten unwirsch für die Gegenwart und für Alles was ihn umgab.

---

14. Der Schimmelreiter.

Am Abend desselben Tages, an dem Johannes ausgeritten war von Zusmarshofen, kam der Krappenzacher in's Haus des Rodelbauern und saß mit diesem lange im Hinterstübchen und las ihm leise einen Brief vor.

„Hundert Kronenthaler mußt du mir geben, wenn die Sache in's Reine kommt, und das will ich schriftlich," sagte der Krappenzacher.

„Ich meine, fünfzig Kronenthaler wären auch genug, das ist ein schön Stück Geld."

„Nein, keinen rothen Heller weniger als runde Hundert, und ich schenke dir dabei noch gut und gern hundert, aber ich gönne es dir und deiner Schwester, und thue gern Einem im Ort einen Gefallen. Ich bekäme in Endringen und in Siebenhöfen gut und gern das Doppelte. Deine Rosel ist eine rechte Bauerntochter, da kann man nichts dagegen sagen, aber was Besonderes ist sie nicht, da kann man fragen: was kostet das Dutzend von denen?"

„Sei still, das leid' ich nicht."

„Ja, ja, will still sein, und dich nicht im Schreiben verwirren. Jetzt schreib' gleich."

Der Rodelbauer mußte dem Krappenzacher willfahren und als er geschrieben hatte, sagte er:

„Wie meinst, soll ich meiner Rosel etwas davon sagen?“

„Freilich mußt du das, aber sie soll sich nichts merken lassen, und auch Niemand im Ort; das verträgt das Schnaufen nicht, und ein Jedes hat seine Feinde, du und deine Schwester auch. Kannst mir's glauben. Sag' der Rosel, sie soll sich alltagsmäßig anziehen, und die Kühe melken, wenn er kommt. Ich lasse ihn allein zu dir in's Haus; hast ja gelesen, daß der Landfriedbauer schreibt: er habe seinen eignen Kopf, und liefe gleich davon, wenn er merke, daß da etwas angelegt sei. Mußt aber noch schnell heut' Abend hinüberschicken nach Lauterbach, und dir den Schimmel von deinem Schwager holen lassen; ich will den Freier dann schon durch einen Unterhändler nach einem Gaul zu dir schicken. Laß du dir auch nichts merken.“

Der Krappenzacher ging weg und der Rodelbauer rief seine Schwester und seine Frau in's Hinterstübchen und theilte ihnen unter Auferlegung der Geheimhaltung mit, daß morgen ein Freier für die Rosel käme, und zwar ein Mensch wie ein Prinz, der einen Hof habe, wie es keinen zweiten gebe, mit Einem Wort, des Landfriedbauern Johannes von Zusmarshofen. Er gab nun die weiteren Anordnungen, wie sie der Krappenzacher bestimmt hatte, und empfahl nochmals das strengste Geheimhalten.

Nach dem Nachtessen konnte sich indeß Rosel nicht enthalten, das Barfüßele zu fragen, ob sie, wenn sie heirathe, gern mit ihr ginge als Magd; sie gäbe ihr doppelt mehr Lohn als sie jetzt habe, und sie brauche

dann auch nicht über den Rhein in eine Fabrik. Barfüßele gab ausweichende Antwort, denn sie war nicht geneigt mit der Rosel zu gehen und wußte, daß diese bei ihrem Antrag noch andere Absichten hatte: sie wollte zuerst ihren Triumph anbringen, daß sie einen Mann kriege, und was für Einen, und dann sollte Barfüßele ihr das Hauswesen in Stand halten, um das sie sich bisher fast gar nichts bekümmert hatte. Das hätte nun Barfüßele gern gethan für eine ihr zugeneigte Herrin, aber nicht für Rosel; und sollte sie einmal von ihrer jetzigen Meisterin fort, dann wollte sie nicht mehr in Dienst, dann lieber für sich, sei es auch in der Fabrik mit ihrem Bruder.

Und noch als sich Barfüßele zu Bette legen wollte, rief sie die Meisterin, und vertraute ihr das Geheimniß mit dem Hinzufügen: „Du hast zwar immer Geduld gehabt mit der Rosel, jetzt aber hab' doppelte, so lange der Freier da ist, daß es keinen Lärmen im Hause giebt.“

„Ja, ich finde es aber schlecht, daß sie jetzt das Einzigemal die Kühe melken will; das heißt ja den guten Menschen betrügen, und sie kann ja gar nicht melken.“

„Du und ich wir können die Welt nicht ändern,“ sagte die Meisterin, „ich mein', du hast für dich allein schwer genug; laß du Andre treiben was sie wollen.“

Barfüßele legte sich mit dem schweren Gedanken nieder, wie doch die Menschen sich gar kein Gewissen daraus machen, einander zu betrügen. Sie wußte zwar nicht, wer der Betrogene sein würde; aber sie hatte

tiefes Mitleid mit dem armen jungen Mann und schwarz wurde es ihr vor den Augen als sie denken mußte: wer weiß, vielleicht wird die Rosel mit ihm ebenso angeführt, als er mit ihr.

Am Morgen als Barfüßele in aller Frühe zum Fenster hinaus sah, schrak sie plötzlich zurück als wäre ihr ein Schuß an die Stirn gefahren. „Himmel was ist denn das?“ Sie rieb sich hastig die Augen und riß sie wieder auf und fragte sich, ob sie noch träume. „Das ist ja der Schimmelreiter von der Endringer Hochzeit, er kommt daher in's Dorf, er holt dich, nein, er weiß nichts; aber er soll's wissen. Nein, nein, was willst du? Er kommt näher, immer näher, er schaut nicht auf . . . „Eine doppelt aufgeblühte Nelke fällt von der Hand Barfüßele's über dem Fensterbrett auf ihn nieder, sie trifft den Mantelsack seines Pferdes, aber er sieht sie nicht, und sie fällt auf die Straße und Barfüßele eilt hinab und nimmt das verrätherische Zeichen wieder zu sich, und jetzt geht es ihr auf wie ein neuer fürchterlicher Tag: das ist ja der Freier der Rosel, der ist's, den sie gemeint hat am gestrigen Abend. Sie hatte ihn nicht genannt, aber es kann kein Anderer sein, Keiner, und der soll betrogen werden? Im Schuppen auf dem grünen Klee, den sie den Kühen aufstecken wollte, kniete Barfüßele und betete inbrünstig zu Gott, er möge ihn davor bewahren, daß er die Rosel bekäme. Daß er ihr eigen werden sollte — sie wagte es nicht sich dem Gedanken hinzugeben und nicht ihn zu verscheuchen.

Kaum hatte sie gemolken, als sie zur schwarzen

Marann' hinüber eilte; sie wollte sie fragen, was sie thun solle; die schwarze Marann' lag schwer krank, sie war fast taub geworden und verstand kaum mehr zusammenhängende Worte, und Barfüßele wagte es nicht, das Geheimniß, das ihr halb anvertraut worden und das sie halb errathen hatte, so laut zu schreien, daß es die schwarze Marann' verstehen konnte. Es konnten Leute von der Straße es hören. Rathlos kehrte sie wieder nach Hause zurück.

Barfüßele mußte in's Feld und den ganzen Tag draußen bleiben beim Einpflanzen der Rübensetzlinge. Bei jedem Schritte fast zögerte sie und wollte zurück und dem Fremden Alles sagen; aber das Gebot der Unterthänigkeit drängte sie fort zu der angewiesenen Pflicht, und dann dachte sie: wenn er so einfältig und unbesonnen ist, daß er so fahrlässig hineinrennt, dann ist ihm nicht zu helfen, dann verdient er's nicht besser und — versprochen ist ja noch nicht geheirathet, tröstete sie sich zuletzt. Sie war aber den ganzen Tag voll Unruhe, und als sie Abends heimgekehrt die Kühe melkte und Rosel mit dem vollen Kübel an einer ausgemolkenen Kuh saß und hell sang, da hörte sie den Fremden mit dem Bauer im benachbarten Pferdestall. Es handelte sich um einen Schimmel. Aber woher kam denn der Schimmel in den Stall? sie hatten ja bisher keinen? Jetzt fragte der Fremde: „Wer ist das, das daneben singt?"

„Das ist meine Schwester," sagte der Bauer und auf dieses Wort hin fiel Barfüßele ein und sang die zweite Stimme, so mächtig, so trotzig, daß sie ihn

zwingen wollte, daß er auch fragen müsse, wer denn drüben das sei; aber das Singen hatte den Uebelstand, daß man dadurch nicht hören konnte, ob er denn wirklich gefragt habe. Und als Rosel mit dem vollen Kübel über den Hof ging, wo eben jetzt der Schimmel vorgeführt und beschaut wurde, sagte der Bauer:

„Da, die da, das ist meine Schwester. Rosel! Stell' ab und richt' was zum Nachtessen, wir haben einen Verwandten zum Gast, ich will ihn schon hinaufbringen."

„Und die Kleine da hat wohl die zweite Stimme gesungen?" fragte der Fremde. „Ist das auch eine Schwester?"

„Nein, das ist so halb und halb ein angenommenes Kind; mein Vater ist sein Pfleger gewesen."

Der Bauer wußte recht wohl, daß solche Mildthätigkeit ein schöner Ruhm eines Hauses sei und darum hatte er es vermieden, Barfüßele gradaus Magd zu nennen.

Barfüßele war aber innerlichst froh, daß der Fremde nun doch von ihr wußte. Wenn er gescheit ist, muß er sich bei mir nach der Rosel erkundigen, berechnete sie richtig, und dann war die Anknüpfung gegeben, und er war wenigstens vor Unglück bewahrt.

Rosel trug das Essen auf, und der Fremde war gar erstaunt, daß so schnell eine so schöne Gasterei hergerichtet sei; er konnte nicht wissen, daß Alles vorbereitet war, und Rosel entschuldigte, daß er einstweilen fürlieb nehmen sollte mit der geringen Aufwartung, er sei's gewiß zu Hause besser gewohnt. Sie rechnete nicht

ohne Klugheit, daß das Hervorheben eines weltbekannten Ruhmes Jedem wohlthue.

Barfüßele mußte heute in der Küche bleiben und Rosel Alles in die Hand geben und immer und immer bat sie: „So sag' mir doch um Gotteswillen, wer ist's denn? Wie heißt er denn?“ Aber Rosel gab keine Antwort, und die Meisterin löste endlich das Geheimniß, indem sie erklärte: „Jetzt kannst du's schon sagen, es ist des Landfriedbauern Johannes von Zusmarshofen. Nicht wahr, Amrei, du hast noch ein Andenken von seiner Mutter?“

„Ja, ja,“ sagte Barfüßele, und sie mußte sich auf den Herd niedersetzen, so war es ihr in die Kniee gefahren. Wie wunderbar war das Alles! Also der Sohn ihrer ersten Wohlthäterin ist es. „Nun muß ihm geholfen werden, und wenn das ganze Dorf mich steinigt, ich leid's nicht!“ sprach sie in sich hinein.

Der Fremde ging fort, man gab ihm das Geleite, aber noch auf der Treppe kehrte er wieder um und sagte: „Meine Pfeife ist mir ausgegangen, und ich zünd' mir sie am liebsten mit einer Kohle an.“ Er wollte offenbar mustern, wie es in der Küche aussähe. Die Rosel drängte sich vor ihm herein, und reichte ihm mit einer Zange eine Kohle, sie stand gerade vor Barfüßele, das hinten an der Esse auf dem Herd saß.

Und noch spät in der Nacht, als Alles im Hause schon schlief, verließ Barfüßele dasselbe und rannte im Dorfe hin und her. Sie sucht Jemand, dem sie es sagen könnte, damit er den Johannes warne, aber sie weiß Niemand. Halt, da wohnt der Heiligenpfleger,

der ist ein Feind des Rodelbauern, und der weiß Alles geschmälzt anzubringen; aber .. zu einem Feinde deines Meisters gehst du nicht, und überhaupt zu Keinem hier. Hast schon Feinde genug von der Gemeinderathssitzung her wegen des Dami. Ja, der Dami, der kann's. Warum nicht? Ein Mann kann eher davon reden, was kann man ihm Hinterhältiges zutrauen? Und der Johannes, ja, so heißt er, er wird ihm das nicht vergessen, ja, und dann hat der Dami einen Annehmer, und was für einen! So einen Mann! So eine Familie! Da kann's ihm nicht mehr fehlen. Nein, der Dami darf sich nicht in's Dorf wagen. O lieber Gott! er ist ja ausgewiesen! Aber der Kohlenmathes, der könnte es, und vielleicht doch der Dami.

Hin und her wie ein Irrlicht schweifte ihr Denken, und sie selber irrte durch die Feldwege, ohne zu wissen wohin, und es war ihr heute so schreckhaft, wie das immer ist, wenn man nichts weiß von der Welt und in Gedanken so dahin geht; sie erschrak vor jedem Tone, die Frösche im Weiher krächzten so fürchterlich, und die Schnarren in den Wiesen so heimtückisch, die Bäume stehen so schwarz in die Nacht hinein. Es hat heute gegen Endringen zu gewittert. Der Himmel ist von fliegenden Wolken überzogen, nur manchmal blinkt ein Stern hervor. Barfüßele eilt durch das Feld in den Wald, sie will doch zum Dami, sie muß sich wenigstens mit einem Menschen davon ausreden. Wie ist es im Wald so dunkel! Was ist das für ein Vogel, der jetzt in der Nacht zwitschert, fast wie eine Amsel, wenn sie am Abend heimfliegt, und „ich komm' komm' komm';

komm' schon, komm' schon!" lautet der Klang? Und jetzt schlägt die Nachtigall, so ohne Athemholen, so von innen heraus, quellend, sprudelnd, leise rieselnd, wie ein Waldquell, der aus dem Innersten der Erde gespeist wird.

Mehr hin und her schlängelten sich nicht die Wurzeln auf dem Waldwege, als die Gedanken Barfüßele's durcheinander liefen.

„Nein, der Plan ist nichts! Geh' nur wieder heim," sagte sie sich endlich, und kehrte um, aber noch lange wanderte sie in den Feldern umher; sie glaubte nicht mehr an Irrlichter, aber heute war es doch, als ob eines sie hin- und herführte, und heute zum Erstenmal spürte sie auch, daß sie im Nachtthau so lange barfuß umherging, und dabei brannten ihr die Wangen. In Schweiß gebadet kam sie endlich heim in ihre Kammer.

---

15. Gebannt und erlöst.

Am Morgen als Barfüßele erwachte, lag das Halsgeschmeide, das sie einst von der Landfriedbäuerin erhalten, auf ihrem Bett; sie mußte sich lange besinnen, bis sie sich erinnerte, daß sie dasselbe noch gestern Abend herausgenommen und lange betrachtet hatte.

Als sie sich aufrichten wollte, waren ihr alle Glieder wie zerschlagen und die Hände mühsam in einander klammernd jammerte sie:

„Um Gotteswillen nur jetzt nicht krank sein! Ich habe keine Zeit dazu, ich kann jetzt nicht.“ Wie im Zorn gegen ihren Körper, ihn mit der Willenskraft gewaltsam bezwingend, stand sie auf; aber wie erschrak sie, als sie sich jetzt in dem kleinen Spiegel betrachtete. Ihr ganzes Gesicht war geschwollen. „Das ist die Strafe, weil du gestern Nacht noch so herumgelaufen bist und hast fremde Menschen und auch böse zu Hülfe rufen wollen.“ Sie schlug sich wie zur Züchtigung in's schmerzende Gesicht, nun aber verband sie sich über und über und ging an ihre Arbeit.

Als die Meisterin sie sah, wollte sie, daß sie sich zu Bette lege; aber die Rosel schimpfte, das sei eine Bosheit des Barfüßele, daß sie jetzt krank sein wolle, sie habe das zum Possen gethan, weil sie wisse, daß man sie jetzt nöthig habe. Barfüßele war still und als

sie im Schuppen war und Klee in die Raufe steckte, da sagte eine helle Stimme: „Guten Morgen! Schon fleißig?“

Es war seine Stimme.

„Nur ein bisle,“ antwortete Barfüßele und biß dann die Zähne über einander, vor Allem über den neidischen Teufel, der sie so verhext und entstellt hatte, daß er sie unmöglich erkennen konnte.

Sollte sie sich jetzt zu erkennen geben?

Man muß es abwarten.

Während sie nun molk, fragte Johannes Allerlei. Zuerst über das Milchergebniß der Kühe und ob man verkaufe und wie, und wer buttere und ob vielleicht Eines im Hause Buch darüber führe.

Barfüßele zitterte, es war jetzt in ihrer Hand, ihre Nebenbuhlerin zu beseitigen, indem sie zeigte wie sie war; aber wie seltsam zusammengesponnen sind die Fäden alles Thuns! Sie schämte sich vor Allem, über ihre Meistersleute schlecht zu sprechen, obgleich sie nur eigentlich die Rosel getroffen hätte, denn die Anderen waren brav; aber sie wußte, daß es auch einen Dienstboten schändet, wenn er das innere Wesen des Hauses zur Schande preisgiebt. Sie sicherte sich daher, indem sie zuerst sagte: das stehe einem Dienstboten nicht wohl an, seine Meistersleute zu beurtheilen; „und gutherzig sind sie Alle,“ setzte sie in innerem Gerechtigkeitssinn hinzu; denn in der That war dies auch Rosel trotz ihres heftigen und herrischen Wesens. Jetzt fiel ihr was Gutes ein. Sagte sie gleich wie die Rosel sei, so reiste er schnell wieder ab, er war dann freilich von

der Rosel los, aber er war dann auch fort, und mit kluger Rede sagte sie daher:

„Ihr scheint mir bedachtsam, wie auch Eure Eltern den Namen dafür haben. Ihr wisset aber, daß man kein Stückle Vieh in einem Tag recht kennt; so mein' ich, Ihr solltet ein bischen hier bleiben und nachher können auch wir Zwei einander besser kennen lernen und da wird dann schon ein Wort das andre geben, und wenn ich Euch dienstlich sein kann, an mir soll's nicht fehlen. Ich weiß zwar nicht, warum Ihr so viel ausfraget . . ."

„O du bist ein Schelm, aber du gefällst mir," sagte Johannes.

Barfüßele zuckte zusammen, so daß die Kuh vor ihr zurückwich und sie fast den Melkkübel verschüttete.

„Und du sollst auch ein gutes Trinkgeld haben," setzte Johannes hinzu und ließ einen Thaler, den er schon in der Hand gehabt, wieder in die Tasche fallen.

„Ich will Euch noch 'was sagen," begann Barfüßele nochmals, als sie sich zu einer andern Kuh begab. „Der Heiligenpfleger ist ein Feind von meinem Meister, daß Ihr das ja wisset, wenn er sich an Euch anklammern will."

„Ja, ja, ich seh' schon, mit dir kann man reden; aber du hast ja ein geschwollenes Gesicht, den Kopf verbinden, das hilft dir Nichts, wenn du so barfuß gehst."

„Ich bin's so gewohnt," sagte Barfüßele, „aber ich will Euch folgen. Ich danke."

Man hörte oben Schritte nahen. „Wir reden schon

noch mehr mit einander," schloß der Bursche und ging davon.

„Ich danke dir, dicker Backen!" sagte Barfüßele hinter ihm drein und streichelte die geschwollene Wange, „du bist gescheit gewesen; durch dich kann ich ja mit ihm reden, wie wenn ich nicht da wäre, unter der Larve wie der Fastnachtshansel. Juchhe! das ist lustig."

Wunderbar war's, wie diese innere Freudigkeit ihr körperliches Fiebern fast auflöste; nur müde war sie, unsäglich müde, und es war ihr lieb und that ihr wehe zugleich als sie den Oberknecht das Bernerwägelein schmieren sah und hörte, daß der Meister jetzt gleich mit dem Fremden über Land fahren wolle. Sie eilte in die Küche und da hörte sie, wie in der Stube der Bauer zu Johannes sagte: „Wenn du reiten willst, Johannes, das wäre ganz geschickt; da könntest du zu mir auf's Bernerwägelein sitzen, Rosel, und du Johannes reitest nebenher."

„Da fährt die Bäuerin aber auch mit," setzte Johannes nach einer Pause hinzu.

„Ich hab' ein Kind an der Brust, ich kann nicht weg," sagte die Bäuerin.

„Und ich mag auch nicht so am Werktag im Land herumfahren," ergänzte Rosel.

„Oh was! Wenn so ein Vetter da ist, darfst du schon einen freien Tag machen," drängte der Bauer, denn er wollte, daß Johannes alsbald mit der Rosel beim Furchenbauer ankomme, damit sich dieser keine Hoffnung mache für eine seiner Töchter; zugleich wußte er auch, daß so eine kleine Ausfahrt über Land ihr

Gutes habe und die Leute rascher zusammenbringe als achttägiger Besuch im Hause. Johannes schwieg und der Bauer in seinem innern Drängen stieß ihn an und sagte halblaut: „Red' ihr doch zu; es kann sein, sie folgt dir eher und geht mit."

„Ich mein'," sagte Johannes laut, „deine Schwester hat Recht, daß sie nicht so mitten in der Woche im Land herumfahren will. Ich spann' meinen Schimmel zu deinem, dann können wir auch sehen wie sie mit einander gehen und zum Nachtessen sind wir wieder da, wenn nicht schon früher."

Barfüßele, die das Alles hörte, biß sich auf die Lippen und konnte sich fast gar nicht halten vor Lachen über die Rede des Johannes, „ja, dachte sie vor sich hin, Den habt ihr noch nicht am Halfter, geschweige denn am Zaum, der läßt sich nicht gleich in der Welt herumführen wie versprochen, daß er nicht mehr zurückkann."

Sie mußte ihr Tuch von dem Gesichte abthun, so heiß wurde es ihr vor Freude.

Das war nun ein seltsamer Tag heute im Hause und Rosel erzählte halb ärgerlich, was für wunderliche Fragen der Johannes an sie gestellt habe, und Barfüßele jubelte innerlich, denn alles Das was er wissen wollte und wovon sie sich recht gut abnehmen konnte, warum er es fragte, alles Das war ja in ihr erfüllt. Aber was nützt das? Er kennt dich nicht, und wenn er dich auch kennt, du bist ein armes Waisenkind und in Dienst, da kann nimmer was draus werden. Er kennt dich nicht und wird dich nicht fragen.

Am Abend als die beiden Männer zurückkehrten, hatte Barfüßele schon das Tuch um die Stirne abnehmen können, nur das um Kinn und Schläfe gebundene mußte sie noch behalten und breit vorziehen.

Johannes schien jetzt weder Wort noch Blick für sie zu haben. Dagegen war sein Hund bei ihr in der Küche und sie gab ihm zu fressen und streichelte ihn und redete auf ihn hinein: „Ja! Wenn du ihm nur Alles sagen könntest, du würdest ihm gewiß Alles treu berichten!“

Der Hund legte seinen Kopf in den Schooß Barfüßele's und schaute sie mit verständnißreichen Augen an, dann schüttelte er den Kopf, wie wenn er sagen wollte: es ist hart, ich kann leider Gottes nicht reden.

Jetzt ging Barfüßele hinein in die Kammer und sang die Kinder, die schon lange schliefen, noch einmal ein mit allerlei Liedern; aber den Walzer, den sie einst mit Johannes getanzt, sang sie am meisten. Johannes horchte wie verwirrt darauf hin und schien abwesend in seinen Reden. Rosel ging in die Kammer und hieß Barfüßele schweigen.

Noch spät in der Nacht, als Barfüßele eben für die schwarze Marann' Wasser geholt hatte und mit dem vollen Kübel auf dem Kopf nach dem Elternhause ging, begegnete ihr eben Johannes, der sich nach dem Wirthshause begab. Mit gepreßter Stimme sagte sie: „Guten Abend!“

„Ei, du bist's?“ sagte Johannes, „wohin denn noch mit dem Wasser?“

„Zu der schwarzen Marann'.“

„Wer ist denn das?“

„Eine arme bettlägerige Frau.“

„Die Rosel hat mir ja gesagt, es gebe hier keine Armen?“

„O, lieber Gott, mehr als genug; aber die Rosel hat's gewiß nur gesagt, weil sie meint, es wäre eine Schande für das Dorf. Gutmüthig ist sie, das könnt Ihr mir glauben, sie schenkt gern weg.“

„Du bist eine gute Vertheidigung, aber bleib' nicht stehen mit dem schweren Kübel. Darf ich mit dir gehen?“

„Warum nicht?“

„Du hast Recht, du gehst einen guten Weg und da bist du behütet, und vor mir brauchst du dich gar nicht zu fürchten.“

„Ich fürchte mich vor Niemand und am wenigsten vor Euch. Ich hab's Euch heute angesehen, daß Ihr gut seid.“

„Wo denn?“

„Weil Ihr mir gerathen habt, wie ich das geschwollene Gesicht wegbringe; es hat mir schon geholfen, ich hab' jetzt Schuhe an.“

„Das ist brav von dir, daß du folgst,“ sagte Johannes mit Wohlgefallen und der Hund schien das Wohlgefallen an Barfüßele zu bemerken, denn er sprang an ihr hinauf und leckte ihre freie Hand.

„Komm her, Lux,“ befahl Johannes.

„Nein, lasset ihn nur,“ entgegnete Barfüßele, „wir sind schon gute Freunde, er ist heute bei mir in der Küche gewesen; mich und meinen Bruder haben die Hunde alle gern.“

„So? du hast auch noch einen Bruder?“

„Ja, und da hab' ich Euch bitten wollen, Ihr thätet Euch einen Gotteslohn erwerben, wenn Ihr ihn als Knecht zu Euch nehmen könntet; er wird Euch gewiß sein Lebenlang treu dienen.“

„Wo ist denn dein Bruder?“

„Da drunten im Wald, er ist vor der Hand Kohlenbrenner.“

„Ja, wir haben wenig Wald und gar keine Köhlerei, einen Senn' könnt' ich eher brauchen.“

„Ja, dazu wird er sich auch anschicken. Jetzt, da ist das Haus.“

„Ich warte, bis du wieder kommst,“ sagte Johannes und Barfüßele ging hinein, das Wasser abzustellen, das Feuer herzurichten, und der Marann' frisch zu betten.

Als sie heraus kam, war Johannes noch da, der Hund sprang ihr entgegen, und lange stand sie hier noch bei Johannes an dem Vogelbeerbaum; der flüsterte so still und wiegte seine Zweige, und sie sprachen über allerlei, und Johannes lobte ihre Klugheit und ihren regen Sinn, und sagte zuletzt: „Wenn du einmal deinen Platz ändern willst, du wärst die rechte Person für meine Mutter.“

„Das ist das größte Lob, was mir ein Mensch auf der Welt hätte sagen können,“ betheuerte Barfüßele, „Und ich habe noch ein Andenken von ihr.“ Sie erzählte nun die Begebenheit aus der Kinderzeit, und Beide lachten, als Barfüßele bemerkte, wie der Dami es nicht vergessen wolle, daß die Landfriedbäuerin ihm noch ein Paar lederne Hosen schuldig sei.

„Er soll sie haben," betheuerte Johannes.

Sie gingen noch mit einander das Dorf hinein, und Johannes gab ihr eine Hand zur „Guten Nacht."

Barfüßele wollte ihm sagen, daß er ihr schon einmal eine Hand gegeben, aber wie von dem Gedanken erschreckt, flog sie davon und hinein in's Haus. Sie gab ihm keine Antwort auf seine Gute Nacht! Johannes ging sinnend und innerlich verwirrt in seine Herberge im Auerhahn.

Barfüßele aber fand am andern Morgen den dicken Backen wie weggeblasen, und lustiger trällerte es noch nie durch Haus, Hof und Stall und Scheuer, als am heutigen Tage, und heute auch sollte sich's entscheiden, heute mußte sich Johannes erklären. Der Rodelbauer wollte seine Schwester nicht länger in's Geschrei bringen, wenn's vielleicht doch nichts wäre.

Fast den ganzen Tag saß Johannes drin in der Stube bei der Rosel; sie nähte an einem Mannshemde, und gegen Abend kamen die Schwiegereltern des Rodelbauern und andere Gefreundete. Es muß sich entscheiden.

In der Küche prozelte der Braten, und das Fichtenholz knackte, und die Wangen Barfüßeles brannten von dem Feuer auf dem Herde und von innerem Feuer angefacht. Der Krappenzacher ging ab und zu, herauf und herunter in großer Geschäftigkeit, er that im ganzen Hause wie daheim, und rauchte aus der Pfeife des Rodelbauern.

„Also ist's doch entschieden!" klagte Barfüßele in sich hinein.

Es war Nacht geworden und viele Lichter brannten im Hause, Rosel ging hoch aufgeputzt zwischen Stube und Küche hin und her und wußte doch nichts anzurühren. Eine alte Frau, die ehemals als Köchin in der Stadt gedient hatte, war mit zum Kochen angenommen worden. Es war Alles bereit.

Jetzt sagte die junge Bäuerin zu Barfüßele: „Geh nauf und mach' dich g'sunntigt" (sonntäglich angekleidet).

„Warum?"

„Du mußt heute aufwarten, du kriegst dann auch ein besser Letzgeld."

„Ich möchte in der Küche bleiben."

„Nein, thu' was ich dir gesagt habe, und mach' hurtig."

Amrei ging in ihre Kammer, und todtmüde setzte sie sich eine Minute verschnaufend auf ihre Truhe; es war ihr so bang, so schwer, — wenn sie nur jetzt einschlafen und nimmer aufwachen könnte. Aber die Pflicht rief, und kaum hatte sie das erste Stück ihres Sonntagsgewandes in der Hand, als Freude in ihr aufblitzte, und das Abendroth, das einen hellen Strahl in die Dachkammer schickte, zitterte auf den hochgerötheten Wangen Amrei's.

„Mach dich g'sunntigt!" Sie hatte nur Ein Sonntagskleid, und das war jenes, das sie damals beim Tanz auf der Nachhochzeit in Endringen angehabt, und jedes Biegen und Rauschen des Gewandes tönte Freude und jenen Walzer, den sie damals getanzt; aber wie die Nacht rasch hereinsank und Amrei nur noch im Dunkeln Alles festknüpfte, so bannte sie auch wieder

alle Freude hinweg, und sie sagte sich nur, daß sie Johannes zu Ehren sich so ankleide, und um ihm zu zeigen, wie sehr sie Alles hochhalte, was aus seiner Familie kommt, band sie zuletzt auch noch den Anhenker um.

So kam Barfüßele geschmückt, wie damals zum Tanze in Endringen, von ihrer Kammer herab.

„Was ist das? Was hast du, dich so anzuziehen?“ schrie Rosel im Aerger und in der Unruhe, daß der Bräutigam so lang ausblieb. „Was hast du deinen ganzen Reichthum an? Ist das eine Magd, die so ein Halsband anhat und so eine Denkmünze? Was muß er davon denken! Gleich thust du das herunter!“

„Nein, das thu' ich nicht, das hat mir seine Mutter geschenkt, wie ich noch ein kleines Kind war und das hab' ich angehabt, wie wir in Endringen mit einander getanzt haben.“

Man hörte ein Geräusch auf der Treppe, aber Niemand achtete darauf, denn Rosel schrie jetzt:

„So, du nichtsnutzige verteufelte Hex', du wärst ja in Lumpen verfault, wenn man dich nicht herausgenommen hätte, du willst mir meinen Bräutigam wegnehmen?“

„Heiß' ihn nicht so, ehe er's ist,“ antwortete Amrei mit einer seltsamen Mischung von Tönen und die alte Köchin aus der Küche rief: „Das Barfüßele hat Recht, man darf ein Kind nicht bei seinem Namen nennen, eh' es getauft ist: das ist lebensgefährlich.“

Amrei lachte und die Rosel schrie:

„Warum lachst du?“

„Soll ich heulen?“ sagte Barfüßele, „ich hätte Grund genug, aber ich mag nicht.“

„Wart', ich will dir zeigen was du mußt,“ schrie Rosel: „da!“ und sie riß Barfüßele nieder auf den Boden und schlug ihr in's Gesicht.

„Ich will mich ja ausziehen, laß los!“ schrie Barfüßele, aber Rosel ließ ohnedies ab, denn wie aus dem Boden herausgewachsen, stand jetzt Johannes vor ihr. Er war leichenblaß, seine Lippen bebten, er konnte kein Wort hervorbringen und legte nur die Hand schützend auf Barfüßele, die noch auf der Erde kniete. Endlich rief er mit gepreßtem Athem:

„Sag', bist du's wirklich? Die von Endringen? Du bist da? Da im Haus bist du? Und so geht man mit dir um? Red' doch ein Wort! Nur ein Wort!“

„Johannes!“ rief Barfüßele und er hob sie mit beiden Armen empor und mit mächtiger Stimme sagte er:

„So, jetzt weiß ich wo ich bin. Ja, und mit mir gehst du, und mein bist du! Willst du? Ich hab' dich gefunden und habe dich nicht gesucht! und jetzt bleibst du bei mir, meine Frau. Das hat Gott gewollt.“

Wer jetzt in das Auge Barfüßeles hätte sehen können! Aber noch hat kein sterbliches Auge den Blitz am Himmel völlig erfaßt, und erwarte es ihn noch so fest, es wird doch geblendet; und es gibt Blitze im Menschenauge, die nie und immer fest gesehen, es gibt Regungen im Menschengemüthe, die nie und nimmer fest gefaßt werden; sie schwingen sich über die Welt und lassen sich nicht halten.

Ein rascher Freudenblitz, wie er in dem Auge erglänzen müßte, dem sich der Himmel aufthut, hatte aus

dem Antlitze Amrei's gezuckt und jetzt bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen und die Thränen quollen ihr zwischen den Fingern hervor. Johannes hielt seine Hand auf ihr.

Alle Gefreundeten waren herzugekommen, und sahen staunend was hier vorging.

„Was ist denn das mit dem Barfüßele? Was ist denn da?“ lärmte der Rodelbauer.

„So? Barfüßele heißt du?“ jauchzte Johannes, er lachte laut und heftig und rief wieder: „Jetzt komm'. Willst du mich? Sag's nur hier gleich, da sind Zeugen und die müssen's bestätigen. Sag Ja! und nur der Tod soll uns von einander scheiden.“

„Ja! und nur der Tod soll uns von einander scheiden!“ rief Barfüßele und warf sich an seinen Hals.

„Gut, so nimm sie gleich aus dem Haus!“ schrie der Rodelbauer schäumend vor Zorn.

„Ja, und das brauchst du mir nicht zu heißen, und ich dank' dir für die gute Aufwartung, Vetter; wenn du einmal zu uns kommst, wollen wir's wett machen.“ So erwiderte Johannes. Er faßte sich mit beiden Händen an den Kopf und rief: „Herr Gott! O Mutter, Mutter! Was wirst Du dich freuen!“

„Geh hinauf, Barfüßele, und nimm deine Truhe gleich mit, es soll nichts mehr von dir im Haus sein,“ befahl der Rodelbauer.

„Ja wohl, und mit weniger Geschrei geschieht das auch,“ erwiderte Johannes. „Komm', ich geh' mit dir, Barfüßele, sag', wie heißt denn du eigentlich?“

„Amrei!“

„Ich hätt' schon einmal eine Amrei haben sollen,

das ist die Schmalzgräfin, und du bist meine Salzgräfin. Juchhe! Jetzt komm', ich will auch deine Kammer sehen, wo du so lang gelebt hast; jetzt kriegst du ein weitmächtiges großes Haus."

Der Hund ging immer mit borstig aufstehenden Rückenhaaren um den Rodelbauer herum, er merkte wohl, daß der Rodelbauer eigentlich gern den Johannes erwürgt hätte; und erst als Johannes und Barfüßele die Treppe hinauf waren, ging der Hund ihnen nach.

Johannes ließ die Kiste stehen, weil er sie nicht auf's Pferd nehmen konnte und packte alle Habseligkeiten Barfüßeles in den Sack, den sie noch vom Vater ererbt hatte und Barfüßele erzählte dabei durcheinander, was der Sack schon Alles mitgemacht habe und die ganze Welt drängte sich zusammen in eine Minute und war ein tausendjähriges Wunder. Barfüßele sah staunend drein als Johannes ihr Schreibebuch aus der Kindheit mit Freude begrüßte und dabei rief: „Das bring' ich meiner Mutter, das hat sie geahnt; es giebt noch Wunder in der Welt."

Barfüßele fragte nicht weiter danach. War denn nicht Alles ein Wunder, was mit ihr geschah? Und als wüßte sie, daß die Rosel alsbald die Blumen ausreißen und auf die Straße werfen würde, so fuhr sie noch einmal mit der Hand über die Pflanzen alle hin, sie kühlten ihre Hand mit Nachtthau, und jetzt ging sie mit dem Johannes hinab und eben als sie das Haus verlassen wollte, drückte ihr noch Jemand im Finstern still die Hand; es war die Bäuerin, die ihr so noch Lebewohl sagte.

Auf der Schwelle rief noch Barfüßele, indem sie die Hand an der Thürpfoste hielt, an der sie so oft träumend gelehnt hatte: „Möge Gott diesem Hause alles Gute vergelten und alles Böse vergeben!“ Aber kaum war sie einige Schritte entfernt als sie rief: „Ach Gott, ich habe ja alle meine Schuhe vergessen; die stehen oben auf dem Brett.“ Und noch hatte sie diese Worte kaum ausgesprochen als wie nachtrabend die Schuhe von dem Fenster herabflogen von der Straße.

„Lauf drin zum Teufel!“ schrie eine Stimme aus dem Dachfenster. Die Stimme tönte tief und heiser, und doch war's die Rosel.

Barfüßele las die Schuhe zusammen und trug sie mit Johannes, der den Sack auf dem Rücken hatte, nach dem Wirthshaus.

Der Mond schien hell und im Dorfe war bereits Alles still.

Barfüßele wollte nicht im Wirthshaus bleiben.

„Und ich möchte am liebsten heut noch fort,“ setzte Johannes hinzu.

„Ich will bei der Marann' bleiben,“ entgegnete Barfüßele, „das ist mein Elternhaus, und du läßt mir deinen Hund. Gelt, du bleibst bei mir, Lux? Ich fürchte, sie thun mir heute Nacht was an, wenn ich hier bleibe.“

„Ich wach' vor dem Haus,“ entgegnete Johannes, „aber es wäre besser, wir gingen jetzt gleich; was willst du denn noch hier?“

„Vor Allem muß ich noch zu der Marann'. Sie hat Mutterstelle an mir vertreten und ich hab' sie heute

den ganzen Tag noch nicht gesehen und nichts für sie sorgen können, und sie ist noch krank dazu. Ach Gott, es ist hart, daß ich sie allein lassen muß. Aber was will ich machen? Komm', geh mit zu ihr."

Sie gingen mit einander durch das schlafende mondbeschienene Dorf Hand in Hand. Nicht weit von dem Elternhause blieb Barfüßele stehen und sagte: „Siehst du? Auf diesem Fleck da, da hat mir deine Mutter den Anhenker geschenkt und einen Kuß gegeben."

„So? Und da hast noch einen und noch einen."

Selig umarmten sich die Liebenden. Der Vogelbeerbaum rauschte drein, und vom Wald her tönte Nachtigallenschlag.

„So, jetzt ist's genug, nur noch den und dann gehst mit herein zur Marann'. O lieber Gott im siebenten Himmel! Was wird die sich freuen!"

Sie gingen mit einander hinein in das Haus und als Barfüßele die Stubenthür öffnete, fiel eben wieder, wie damals der Sonnenstrahl, jetzt ein breiter Mondstrahl auf den Engel am Kachelofen, und er schien jetzt noch fröhlicher zu lachen und zu tanzen; und jetzt rief Barfüßele mit mächtiger Stimme: „Marann'! Marann'! Wachet auf! Marann', Glück und Segen ist da. Wachet auf!"

Die Alte richtete sich auf, der Mondstrahl fiel auf ihr Antlitz und ihren Hals, sie riß die Augen weit auf und fragte: „Was ist? Was ist? Wer ruft?"

„Freut Euch, da bring' ich Euch meinen Johannes!"

„Meinen Johannes!" schrie die Alte gellend. „Lieber Gott, meinen Johannes! Wie lang . . . wie lang

. . . ich hab' dich, ich hab' dich, ich danke Dir Gott tausend und tausendmal! O mein Kind! Ich sehe dich mit tausend Augen und tausendfach . . . Nein da, da deine Hand! . . . Komm' her! dort in der Kiste die Aussteuer . . . Nehmt das Tuch . . . Mein Sohn! Mein Sohn! Ja, ja, die ist dein . . . Johannes, mein Sohn! mein Sohn!" Sie lachte krampfhaft auf und fiel zurück in's Bett. Amrei und Johannes waren davor niedergekniet und als sie sich aufrichteten und sich über die Alte beugten, athmete sie nicht mehr.

„O Gott, sie ist todt, die Freude hat sie getödtet!" schrie Barfüßele, „und sie hat dich für ihren Sohn gehalten. Sie ist glücklich gestorben. O! wie ist denn das Alles in der Welt, o wie ist das Alles!" Sie sank wiederum am Bette nieder und weinte und schluchzte bitterlich.

Endlich richtete sie Johannes auf und Barfüßele drückte der Todten die Augen zu. Sie stand lange mit Johannes still am Bette, dann sagte sie:

„Komm', ich will Leute wecken, daß sie bei der Leiche wachen. Gott hat's wunderbar gut gemacht. Sie hat Niemand mehr gehabt, der für sie sorgt, wenn ich fort bin, und Gott hat ihr noch die höchste Freude in der letzten Minute gegeben. Wie lang, wie lang hat sie auf diese Freude gewartet!"

„Ja, jetzt kannst aber heute nicht hier bleiben," sagte Johannes, „und jetzt folgst mir und gehst gleich heute noch mit mir."

Barfüßele weckte die Frau des Todtengräbers und schickte sie zur schwarzen Marann', und sie war so wunderbar gefaßt, daß sie dieser sogleich sagte, man

solle die Blumen, die auf ihrem Fensterbrett stehen, auf das Grab der schwarzen Marann' pflanzen und nicht vergessen, daß man ihr, wie sie immer gewünscht hätte, ihr Gesangbuch und das ihres Sohnes unter den Kopf lege.

Als sie endlich Alles angeordnet hatte, richtete sie sich hoch auf, streckte und bäumte sich, und sagte: „So! Jetzt ist Alles fertig; aber verzeih mir nur, du guter Mensch, daß du jetzt gleich so mit mir in das Elend hinein sehen mußt und verzeih mir auch, wenn ich jetzt nicht so bin wie ich eigentlich sein möcht'; ich seh' wohl, es ist Alles gut, und Gott hätt's nicht besser machen können, aber der Schreck liegt mir noch in allen Gliedern, und Sterben ist doch gar eine harte Sache, du kannst nicht glauben, wie ich mir darüber fast das Hirn aus dem Kopf gedacht habe. Aber jetzt ist's schon gut, ich will schon wieder heiter sein, ich bin ja die glückseligste Braut auf Erden."

„Ja, du hast Recht, komm, wir wollen fort. Willst du mit mir auf dem Gaul sitzen?" fragte Johannes.

„Ja. Ist das noch der Schimmel den du auf der Endringer Hochzeit gehabt hast?"

„Freilich."

„Und o! der Rodelbauer! Schickt der noch in der Nacht eh du kommst nach Lauterbach und läßt sich einen Schimmel holen, damit du in's Haus kommen kannst. Hotto! Schimmele, geh' nur wieder heim," schloß sie fast freudig, und so kehrten sie in Denken und Empfinden wieder in's gewöhnliche Leben zurück und lernten aus ihm ihre Glückseligkeit neu kennen.

---

16. Silbertrab.

„Nicht wahr, es ist kein Traum? Wir sind Beide mit einander wach, und morgen wird's Tag und dann wieder ein Tag und so tausendmal fort?" So sprach Barfüßele mit dem Lux, der bei ihr verblieben war, während Johannes drin im Stall den Schimmel aufschirrte. Jetzt kam er heraus, packte den Sack auf und sagte: „Da sitz' ich drauf und du sitzest vor mir im Sattel."

„Laß mich lieber auf meinem Sack sitzen."

„Wie du willst."

Er schwang sich hinauf, dann sagte er: „So, jetzt tritt auf meinen Fuß, tritt nur fest drauf und gieb mir deine beiden Hände," und leicht schwang sie sich hinauf und er hob sie empor und küßte sie und sagte dann: „Jetzt kann ich mit dir machen was ich will, du bist in meiner Gewalt."

„Ich fürchte mich nicht," sagte Barfüßele, „und du bist auch in meiner Gewalt."

Schweigend ritten sie mit einander durch das Dorf hinaus. Im letzten Haus brannte noch ein Licht, dort wachte die Todtengräberin bei der Leiche der Marann' und Johannes ließ Barfüßele sich ausweinen.

Erst als sie über den Holderwasen ritten, sagte Barfüßele: „Da hab' ich einen ganzen Sommer die

Gänse gehütet und da hab' ich einmal deinem Vater zu trinken gegeben aus dem Brunnen dort. Behüt' dich Gott du Holzbirnenbaum, und euch, ihr Felder ihr und Wälder! Es ist mir, wie wenn ich Alles nur geträumt hätte, und verzeih mir nur, lieber Johannes, ich möcht' mich freuen und kann doch nicht und darf doch nicht, wenn ich denk', daß da drin eine Todte liegt; es ist eine Sünde wenn ich mich freue und eine Sünde, wenn ich mich nicht freue. Weißt was, Johannes? Ich sag', es ist schon ein Jahr um und ich freue mich; aber nein, über's Jahr ist schön und heut' ist auch schön, ich freue mich heut', just. Jetzt reiten wir in den Himmel hinein! Ach, was hab' ich da auf dem Holderwasen für Träume gehabt, daß der Kukuk vielleicht ein verzauberter Prinz sei, und jetzt sitz' ich auf dem Gaul und jetzt bin ich Salzgräfin geworden. Das freut mich, daß du mich Salzgräfin geheißen hast; ich weiß, daß sie jetzt in Haldenbrunn darüber spötteln, aber mir ist's recht, daß du mich Salzgräfin geheißen hast. Kennst du denn auch die Geschichte von dem: so lieb wie das Salz?"

„Nein, was ist denn das?"

„Es ist einmal ein König gewesen und der fragt seine Tochter: wie lieb hast du mich denn? und da sagte sie: ich hab' dich so lieb . . . so lieb wie das Salz. Der König denkt, das ist eine einfältige Antwort und ist bös darüber. Es vergeht nicht lange Zeit, da giebt der König eine große Gasterei und die Tochter macht es, daß alle Speisen ungesalzen auf den Tisch kommen. Da hat's natürlich dem König nicht

geschmeckt und er fragt die Tochter: warum ist denn heut Alles so schlecht gekocht? das schmeckt ja Alles nach gar nichts — und da sagt sie: seht Ihr nun? Weil das Salz fehlt. Und hab' ich nun nicht Recht gehabt, daß ich gesagt habe, ich hab' Euch so lieb, so lieb wie das Salz? Der König hat ihr Recht gegeben und darum sagt man noch heutigen Tages: so lieb wie das Salz. Die Geschichte hat mir die schwarze Marann' erzählt. Ach Gott, die kann jetzt nicht mehr erzählen. Da drin liegt eine Todte und horch! dort schlägt die Nachtigall, so glückselig. Aber jetzt vorbei. Ich will schon deine Salzgräfin sein, Johannes. Du sollst es schon spüren. Ja, ich bin glückselig, just, o die Marann' hat ja auch gesagt: Gott freut sich, wenn die Menschen lustig sind, wie sich Eltern freuen, wenn ihre Kinder tanzen und singen; getanzt haben wir schon und jetzt komm', jetzt wollen wir singen. Wend' jetzt da links ab in den Wald, wir reiten zu meinem Bruder, sie haben jetzt den Meiler da unten an der Straße. — Sing' Nachtigall! wir singen mit!

Nachtigall, ich hör' dich singen;
Das Herz im Leib möcht' mir zerspringen;
Komm nur bald und sag mir wohl,
Wie ich mich verhalten soll!"

Und die Beiden sangen allerlei Lieder, traurig und lustig, ohne Aufhören, und Barfüßele sang die zweite Stimme ebenso wie die erste. Am meisten aber sangen sie den Ländler, den sie auf der Endringer Hochzeit dreimal mit einander getanzt und so oft sie absetzten,

berichtete bald das Eine bald das Andere wie es des Fernen gedacht und Johannes sagte:

„Es ist mir schwer geworden, den Ländler aus dem Kopf zu kriegen, denn da hast du immer drin herum getanzt. Ich hab' keine Magd zur Frau haben wollen, denn ich muß dir nur sagen, ich bin stolz."

„Das ist recht, ich bin's auch."

Nun erzählte Johannes, wie er mit sich gekämpft habe, wie das aber nun gut sei, denn jetzt sei Alles vorbei. Er berichtete, wie er zum Ersten- und Zweitenmal in die Heimath der Mutter geschickt worden, um sich von da eine Frau zu holen. Wie ihm Barfüßele damals beim Antritt in Endringen gleich in's Herz gestiegen sei, er habe es gespürt und sich darum nicht zu erkennen gegeben, als er gehört, daß sie eine Magd sei.

Barfüßele berichtete dagegen von dem Benehmen der Rosel in Endringen und wie sie's damals zum erstenmal gekränkt habe, daß die Rosel sagte: es ist nur unsere Magd; und wie sie dann ihren Mißmuth zuerst an ihm ausgelassen und doch dann von ihm geträumt und es ihm doppelt angerechnet habe, daß er so gut gegen sie war. Und nach allerlei beweglicher Hin- und Widerrede schloß Johannes: „Ich könnte närrisch werden, wenn ich mir denken will, es hätte anders kommen können. Wie könnte das nur sein, ich zöge mit einer Andern als du heimwärts? Wie wäre das nur möglich?"

Nach ihrer besonnenen Art sagte Barfüßele:

„Denk' nicht zu viel, wie's hätt' anders sein

können; so und so, und anders. Wie's einmal ist, ist es recht und muß recht sein, sei's Freud' oder Leid, und Gott hat's so gewollt und jetzt ist's an uns, daß wir's weiter recht machen."

„Ja," sagte Johannes, „wenn ich die Augen zumache und dich so reden höre, so meine ich, ich höre meine Mutter. Grade so hätte sie auch gesagt. Und auch deine Stimme ist fast so."

„Sie muß jetzt von uns träumen," sagte Barfüßele. „Ich glaub's ganz gewiß und fest." Und nach ihrer Art inmitten aller lebenssichern Fassung doch erfüllt von allerlei Wundersamem, mit dem ihre Jugend vollgepfropft war, sagte sie jetzt:

„Wie heißt denn dein Gaul?"

„Wie er aussieht."

„Nein, wir wollen ihm einen Namen geben, und weißt du wie? Silbertrab."

Und nach der Weise des Ländlers, den sie mit einander getanzt, sang jetzt Johannes immer und immer das eine Wort: Silbertrab! Silbertrab! und Barfüßele sang mit, und eben jetzt indem sie keinerlei Worte mehr sangen, die irgend was sagten, ward ihre Lustigkeit die reine, volle, unbegrenzte, sie konnten allerlei Jubel hineinlegen und hinausklingen lassen. Und wieder hing sich allerlei Jodeln daran; denn es giebt ein Glockengeläute in der Seele, das keinen zusammenhängenden Ton mehr hat, keine bestimmte Weise und doch Alles in sich schließt; und hin und her und auf und ab in Jubeltönen schwang und wiegte sich das Herz der Liebenden. Und wieder ging's an Schelmenlieder und Amrei sang:

„Mein Schatz halt' ich fest,
Wie der Baum seine Aest,
Wie der Apfel seinen Kern,
Ich hab' ihn so gern.“

Und Johannes erwiderte:

„In Ewigkeit laß ich mein Schätzele net (nicht)
Und wenn es der Teufel am Kettele hät;
Am Kettele, am Schnürle, am Bändele, am Seil,
In Ewigkeit ist mir mein Schätzle nicht feil.“

Und wieder sang Amrei:

„Tausendmal denk' ich dran,
Wie mein Schatz tanzen kann
'rum und 'num hin und her,
Wie ich's begehr'.“

Johannes sang wieder:

„Und alleweil ein bisle lustig
Und alleweil fidel,
Der Teufel ist g'storben,
's kommt niemand in d'Höll'!“

Und jetzt sangen sie gemeinsam in langgezogenen Tönen das tiefe Lied:

„Auf Trauern folgt große Freud,
Das tröstet mich allezeit;
Weiß mir ein schwarzbraunes Mägdelein
Die hat zwei schwarzbraune Aeugelein,
Die mir mein Herz erfreut.“

„Mein eigen will sie sein,
Keinem Andern mehr als mein,
Und so leben wir in Freud und Leid
Bis uns der Tod von einander scheidt.“

Das war ein helles Klingen im Wald wo der Mondschein durch die Wipfel spielte und an Zweigen und Stämmen hing und zwei fröhliche Menschenkinder mit der Nachtigall um die Wette sangen. —

Und drunten beim Meiler saß noch in stiller Nacht der Dami beim Kohlenbrenner und der Kohlenbrenner, der in der Nacht gern sprach, erzählte allerlei Wundergeschichten aus der Vergangenheit, wo der Wald hier zu Lande noch so geschlossen bestanden war, daß ein Eichhörnchen ohne auf den Boden zu kommen von Baum zu Baum vom Neckar bis zum Bodensee hüpfen konnte und jetzt eben berichtete er die Geschichte vom Schimmelreiter, der eine Wandlung des alten Heidengottes ist und überall Glanz und Pracht verbreitet und Glück ausgießt.

Es giebt Sagen und Märchen, die sind für die Seele, was für das Auge das Hineinstarren in ein loderndes Feuer: wie das züngelt und sich verschlingt und in bunten Farben spielt, hier verlischt und dort wieder ausbricht und plötzlich wieder Alles in eine Flammenwoge sich erhebt. Und wendest du dich ab von der Flamme, so ist die Nacht noch dunkler.

So hörte Dami zu und so schaute er sich manchmal um, und der Kohlenmathes erzählte eintönig fort.

Da hielt er inne, dort kam vom Berg herab ein Schimmel und drauf sang es so lieblich. Will die

Wunderwelt herabsteigen? Und immer näher kam das Pferd und darauf saß ein wunderlicher Reiter, so breit und hatte zwei Köpfe, und das kam immer näher und jetzt rief bald eine Männerstimme bald eine Frauenstimme: Dami! Dami! Dami! Die Beiden wollten in den Boden sinken vor Schreck, sie konnten sich nicht bewegen, und jetzt war es da, und jetzt stieg es ab und: „Dami, ich bin's!“ rief Barfüßele und erzählte Alles, was geschehen war.

Dami hatte gar nichts zu sagen und streichelte nur bald das Pferd und bald den Hund und nickte als Johannes versprach: er wolle ihn zu sich nehmen und ihn zum Almhirten machen, er solle dreißig Kühe auf der Alm haben und Buttern und Käsen lernen.

„Du kommst aus dem Schwarzen in's Weiße,“ sagte Barfüßele, „da könnte man ein Räthsel daraus machen.“

Dami gewann endlich die Sprache und sagte: „Und ein Paar lederne Hosen auch.“ Alle lachten und er erklärte, daß ihm die Landfriedbäuerin noch ein Paar lederne Hosen schuldig sei.

„Ich geb' dir einstweilen meine Pfeife, da, das soll die Schwagerpfeife sein,“ sagte Johannes und reichte Dami seine Pfeife.

„Ja, dann hast du ja keine,“ sagte Amrei in halber Einrede.

„Ich brauch' jetzt keine.“

Wie selig sprang Dami in die Höhe und in die Blockhütte hinein, mit seiner silberbeschlagenen Pfeife, aber man hätte es nicht glauben sollen, daß er einen

so fröhlichen Spaß machen könne; nach einer Weile kam er wieder und hatte den Hut des Kohlenmathes auf und seinen langen Rock an und in jeder Hand eine lange Fackel. Mit gravitätischem Gang und Ton ließ er nun die Brautleute an: „Was ist das? Da, Johannes, da hab' ich zwei Fackeln, da will ich dir mit heimleuchten. Wie kommst du dazu, so mir nichts dir nichts meine Schwester fortzunehmen? Ich bin der großjährige Bruder und bei mir mußt du um sie anhalten und ehe ich Ja! gesagt habe gilt Alles nichts."

Amrei lachte fröhlich und Johannes hielt förmlich bei Dami um die Hand seiner Schwester an.

Dami wollte den Scherz noch weiter treiben, denn er gefiel sich in der Rolle, in der ihm einmal so Etwas gelungen war. Aber Amrei wußte, daß da kein Verlaß auf ihn war; er konnte allerlei Albernheit vorbringen und den Scherz in sein Gegentheil verkehren. Sie sah schon, wie der Dami mehrmals die Hand auf und zu machend nach dem Uhrgehänge des Johannes griff und immer wieder, bevor er es gefaßt, zurückzog; sie sagte daher streng, wie man einem tollenden Kinde wehrt: „Jetzt ist's genug: das hast du gut gemacht, jetzt laß es dabei!"

Dami entlarvte sich wieder und sagte nur noch zu Johannes: „So ist's recht! Du hast eine stahlbeschlagene Frau und ich eine silberbeschlagene Pfeife." Als Niemand lachte, setzte er hinzu: „Gelt, Schwager, das hättest du nicht geglaubt, daß du so einen gescheiten Schwager hast? Ja, sie hat's nicht allein, wir sind in Einem Topf gekocht. Ja Schwager!"

Er schien als wollte er die Freude: Schwager! sagen zu können, völlig auskosten.

Man stieg endlich wieder auf, denn das Brautpaar wollte noch nach der Stadt und schon als sie ein Stück weg waren, schrie Dami in den Wald: „Schwager! Vergiß meine ledernen Hosen nicht!“ Helles Lachen antwortete, und wiederum tönte Gesang und die Brautleute ritten fort und fort in die Mondnacht hinein.

---

17. Ueber Berg und Thal.

Es läßt sich nicht so fortleben in gleichem Athem, es wechseln Nacht und Tag, lautlose Ruhe und wildes Rauschen und Brausen und die Jahreszeiten alle. So im Leben der Natur, so im Menschenherzen, und wohl dem Menschenherzen, das auch in aller Bewegung sich nicht aus seiner Bahn verirrt.

Es war Tag geworden, als die beiden Liebenden vor der Stadt ankamen und schon eine weite Strecke vorher, als ihnen der erste Mensch begegnete, waren sie abgestiegen. Sie fühlten, daß ihre Auffahrt gar seltsam erscheinen mußte und der erste Mensch war ihnen wie ein Bote der Erinnerung, daß sie sich wieder einfinden müßten in die gewohnte Ordnung der Menschen und ihre Herkömmlichkeiten. Johannes führte das Pferd an der einen Hand, mit der andern hielt er Amrei, sie gingen lautlos dahin, und so oft sie einander ansahen, erglänzten ihre Gesichter wie die von Kindern, die aus dem Schlaf erwachen. So oft sie aber wieder vor sich niederschauten, waren sie gedankenvoll und bekümmert um das, was nun werden sollte.

Als ob sie mit Johannes schon darüber gesprochen hätte, und in der unmittelbaren Zuversicht, daß er das Gleiche gedacht haben müsse wie sie, sagte jetzt Amrei:

„Freilich wohl wär's gescheiter gewesen, wir hätten die Sache ruhiger gemacht; du wärst zuerst heim und ich wär' derweil wo geblieben, meinetwegen wenn nicht anders beim Kohlenmathes im Wald, und du hättest mich dann abgeholt mit deiner Mutter oder mir geschrieben und ich wäre nachgekommen mit meinem Dami. Aber weißt du, was ich denk'?"

„Just Alles weiß ich noch nicht."

„Ich denke, daß Reue das Dümmste ist, was man in sich aufkommen lassen kann. Wenn man sich den Kopf herunter reißt, man kann Gestern nicht mehr zu Heute machen. Was wir gethan haben, so mitten drin in dem Jubel, das ist recht gewesen und muß recht bleiben. Da kann man jetzt, wenn man ein bischen nüchtern ist, nicht darüber schimpfen. Jetzt müssen wir nur daran denken, wie wir weiter Alles gut machen und du bist ja so ein gerader Mensch, du wirst sehen, kannst Alles mit mir überlegen, sag' mir nur Alles frei heraus. Kannst mir sagen was du willst; du thust mir nicht weh damit; aber wenn du mir Etwas nicht sagst, da thust du mir weh damit. Gelt du hast auch keine Reue?"

„Kannst du ein Räthsel lösen?" fragte Johannes.

„Ja, das habe ich als Kind gut können."

„Nun so sag' mir: was ist das? Es ist ein einfaches Wort, thut man den ersten Buchstaben vorn 'runter, da möcht' man sich den Kopf 'runter reißen und thut man ihn wieder auf, da ist alles fest."

„Das ist leicht," sagte Barfüßele, „kinderleicht, das ist Reu' und Treu'." Und wie die Lerchen über ihnen

zu singen begannen, so sangen sie jetzt auch das Räthsellied und Johannes begann:

„Ei Jungfrau, ich will dir was aufzurathen geben,
Wann du es errathest so heirath' ich dich:
Was ist weißer als der Schnee?
Was ist grüner als der Klee?
Was ist schwärzer als die Kohl'?
Willst du mein Weibchen sein,
Errathen wirst du's wohl."

Amrei:

„Die Kirschenblust (Blüthe) ist weißer als der Schnee
Und wann sie verblühet hat grüner als der Klee,
Und wann sie verreifet hat schwärzer als die Kohl',
Weil ich dein Weiblein bin, errathen kann ich's wohl."

Johannes:

„Was für ein König hat keinen Thron?
Was für ein Knecht hat keinen Lohn?"

Amrei:

„Der König in dem Kartenspiel hat keinen Thron,
Der Stiefelknecht hat keinen Lohn."

Johannes:

„Welches Feuer hat keine Hitz?
Und welches Messer hat keine Spitz?

Amrei:

„Ein abgemaltes Feuer hat keine Hitz,
Ein abgebrochenes Messer hat keine Spitz."

Plötzlich schnalzte Johannes mit den Fingern und sagte: „Jetzt gieb Acht," und er sang:

„Was hat keinen Kopf und doch einen Hals?
Und was schmeckt gut ohne Salz und Schmalz?"

Amrei erwiderte rasch:

„Die Flasch' hat keinen Kopf und doch einen Hals,
Und Alles was gezuckert ist schmeckt ohne Schmalz und Salz."

„Du hast's nur halb errathen," lachte Johannes, „bist in der Küche stecken geblieben; ich hab's so gemeint:

„Die Flasch' hat keinen Kopf und doch einen Hals,
Und der Kuß von deinem Mund schmeckt ohne Schmalz und Salz."

Und nun sangen sie noch den letzten Vers des vielgewundenen Räthselliedes:

„Was für ein Herz thut keinen Schlag?
Was für ein Tag hat keine Nacht."
„Das Herz an der Schnalle thut keinen Schlag,
Der allerjüngste Tag hat keine Nacht."

„Ei Jungfrau, ich kann ihr nichts aufzurathen geben,
Und ist es ihr wie mir, so heirathen wir."
„Ich bin ja keine Schnalle, mein Herz thut manchen Schlag,
Und eine schöne Nacht hat auch der Hochzeitstag."

Am ersten Wirthshaus vor dem Thor kehrten sie ein und Amrei sagte, als sie mit Johannes in der Stube war und dieser einen guten Kaffee bestellt hatte:

„Die Welt ist doch prächtig eingerichtet! Da haben die Leute ein Haus hergestellt und Stühle und Bänke und Tische und eine Küche, darauf brennt das Feuer

und da haben sie Kaffee und Milch und Zucker und das schöne Geschirr und das richten sie Alles her, wie wenn wir's bestellt hätten, und wenn wir weiter kommen, sind immer wieder Leute da und Häuser und Alles drin. Es ist gerade wie im Mährlein: Tischlein deck' dich!"

„Aber Knüppel aus dem Sack! gehört auch dazu," sagte Johannes, griff in die Tasche und holte eine Hand voll Geld heraus, „ohne das kriegst du nichts."

„Ja freilich," sagte Amrei, „wer diese Räder hat, der kann durch die Welt rollen. Sag' Johannes, hat dir je in deinem Leben ein Kaffee so geschmeckt, wie der? Und das frische Weißbrod! Du hast nur zu viel bestellt; wir können das nicht Alles ermachen; das Weißbrod, das steck' ich zu mir, aber es ist schad um den guten Kaffee; o! wie manchem Armen thät' der wohl, und wir müssen ihn da stehen lassen und du mußt ihn doch bezahlen."

„Das macht nichts, man kann's nicht so genau nehmen in der Welt."

„Ja, ja, du hast Recht, ich bin halt noch genau gewöhnt; mußt mir's nicht übel nehmen; wenn ich so was sage, es geschieht im Unverstand."

„Das hast du leicht sagen, weil du weißt, daß du gescheit bist."

Amrei stand bald auf, sie glühte vor Hitze, und als sie jetzt vor dem Spiegel stand, rief sie laut: „O lieber Gott! bin denn ich das? Ich kenn' mich gar nicht mehr."

„Aber ich kenn' dich," sagte Johannes, „du heißt

Amrei und Barfüßele und Salzgräfin, aber das ist noch nicht genug, du kriegst jetzt noch einen Namen dazu: Landfriedbäuerin ist auch nicht übel."

„O lieber Gott! kann denn das sein? Ich meine jetzt, es wäre nicht möglich."

„Ja es giebt noch harte Bretter zu bohren, aber das ficht mich nichts an. Jetzt leg' dich ein wenig schlafen, ich will derweil nach einem Bernerwägele umschauen; du kannst am Tag nicht mit mir reiten, und wir brauchen ohnedies eins."

„Ich kann nicht schlafen, ich muß noch einen Brief nach Haldenbrunn schreiben; ich bin so fort und hab' doch auch viel Gutes genossen da, und hab' auch noch andre Sachen anzugeben."

„Ja, mach' das, bis ich wieder komm'."

Johannes ging davon, und Amrei schaute ihm mit seltsamen Gedanken nach: da geht er und gehört doch zu dir, und wie er so stolz geht! Ist es denn möglich, daß es wahr ist, er ist dein? Er schaut nicht mehr um, aber der Hund, der mit ihm geht; Amrei winkt ihm und lockt ihn, und richtig, da kommt er zurück gerannt. Sie ging ihm vor das Haus entgegen, und als er an ihr hinauf sprang, sagte sie: „Ja, ja, schon gut, es ist recht von dir, daß du bei mir bleibst, daß ich nicht so allein bin; aber jetzt komm' herein, ich muß schreiben."

Sie schrieb einen großen Brief an den Schultheiß in Haldenbrunn, dankte der ganzen Gemeinde für die Wohlthaten, die sie empfangen, und versprach: einstens ein Kind aus dem Ort zu sich zu nehmen, wenn sie

es machen könne, und verpflichtete nochmals den Schultheiß, daß man der schwarzen Marann' ihr Gesangbuch unter den Kopf lege. Als sie den Brief zusiegelte, preßte sie ihre Lippen dabei zusammen und sagte: „So, jetzt bin ich fertig mit dem was in Haldenbrunn noch lebt.“ Sie riß aber doch schnell den Brief wieder auf, denn sie hielt es für Pflicht, Johannes zu zeigen, was sie geschrieben. Dieser aber kam lange nicht und Amrei erröthete, als die gesprächsame Wirthin sagte: „Ihr Mann hat wohl auf dem Amt zu thun?“ Daß Johannes zum Erstenmal ihr Mann genannt wurde, das traf sie tief in's Herz.

Sie konnte nicht antworten, und die Wirthin sah sie staunend an. Amrei wußte sich vor ihren seltsamen Blicken nicht anders zu flüchten, als indem sie vor das Haus ging und dort auf aufgeschichteten Brettern mit dem Hunde saß und auf Johannes wartete. Sie streichelte den Hund, und schaute ihm tief glücklich in die treuen Augen. — Kein Thier sucht und verträgt den anhaltenden Menschenblick, nur dem Hunde scheint das gegeben, aber auch sein Auge zuckt bald und er blinzelt gern aus der Ferne.

Wie ist doch die Welt auf Einmal so räthselvoll und so offenbar!

Amrei ging mit dem Hunde hinein in den Stall, sah zu wie der Schimmel fraß, und sagte: „Ja, lieber Silbertrab, laß dir's nur schmecken, und bring' uns gut heim, und Gott gebe, daß es uns Allen gut geht.“

Johannes kam lange nicht, und als sie ihn endlich sah, ging sie auf ihn zu und sagte: „Gelt, wenn du

wieder was zu besorgen hast auf der Reise, nimmst mich mit?"

„So! Ist dir's bang geworden? „Hast gemeint, ich wär' davon? Ha, wie wär's, wenn ich dich jetzt da sitzen ließ' und davon ritt'?"

Amrei zuckte zusammen, dann sagte sie streng: „Just witzig bist du nicht. Mit so Etwas seinen Spaß haben, das ist zum Erbarmen einfältig! Du dauerst mich, daß du das gethan hast, du hast dir damit was gethan, es ist bös, wenn du es weißt, und bös, wenn du es nicht weißt. Du willst mir davon reiten und meinst, jetzt soll ich zum Spaß heulen? Meinst du vielleicht, weil du den Gaul hast und Geld, wärst du der Herr? Nein, dein Gaul hat uns Beide mitgenommen, und ich bin mit dir gegangen. Wie meinst, wenn ich den Spaß machen und sagen thät': wie wär's, wenn ich dich da sitzen ließ'? Du dauerst mich, daß du den Spaß gemacht hast."

„Ja, ja, du sollst Recht haben, aber hör' doch jetzt einmal auf."

„Nein, ich red' so lang noch was in mir ist von einer Sache, wo ich die Beleidigte bin, und an mir ist es, von der Sache aufzuhören, wenn ich will. Und dich selber hast du auch beleidigt, Den der du sein sollst und der du auch bist. Wenn ein Anderes was sagt, was nicht recht ist, kann ich drüber weg springen; aber an dir darf kein Schmutzfleckchen sein, und glaub' mir, mit so etwas Spaß machen, das ist grad, wie wenn man mit dem Crucifix da Puppe spielen wollte."

„Oho! So arg ist's nicht; aber allem Anschein nach verstehst du keinen Spaß."

„Ich versteh' wohl, das wirst du schon erfahren, aber nicht mit so Etwas, und jetzt ist's gut. Jetzt bin ich fertig und denke nicht mehr dran."

Dieser kleine Zwischenfall zeigte Beiden schon früh, daß sie bei aller liebenden Hingebung sich doch vor einander zusammennehmen mußten, und Amrei fühlte, daß sie zu heftig gewesen war, und ebenso Johannes, daß es ihm nicht anstand, mit der Verlassenheit Amrei's und ihrer völligen Hingegebenheit an ihn ein Spiel zu treiben. Sie sagten das einander nicht, aber Jedes fühlte es dem Andern ab.

Das kleine Morgenwölkchen, das aufgestiegen war, zerfloß bald vor der hellduchbrechenden Sonne, und Amrei jubelte wie ein Kind, als ein schönes grünes Bernerwägelein kam, mit einem halbrunden gepolsterten Sitz drauf. Noch bevor angespannt war, setzte sie sich hinauf und klatschte in die Hände vor Freude. „Jetzt mußt mich nur noch fliegen machen," sagte sie zu Johannes, der den Schimmel einspannte, „ich bin mit dir geritten, jetzt fahr' ich, und nun bleibt nichts als Fliegen."

Und im hellen Morgen fuhren sie auf schöngebahnter Straße dahin. Dem Schimmel schien das Fahren leicht, und Lux bellte vor Freude immer vor ihm her.

„Denk' nur, Johannes," sagte Amrei nach einer Strecke, „denk' nur, die Wirthin hat mich schon für deine Frau gehalten."

„Und das bist du schon, und darum frag' ich nichts

danach, was sie Alle dazu sagen mögen. Du Himmel und ihr Lerchen und ihr Bäume und ihr Felder und Berge! Schaut her, das ist mein Weible! Und wenn sie zankt, ist sie grad so lieb, wie wenn sie Einem was Schönes sagt. O meine Mutter ist eine weise Frau, o die hat's gewußt: sie hat gesagt, ich soll darauf achten, wie sie im Zorn weint, da kommt der inwendige Mensch heraus. Das war ein lieber, scharfer, schöner, böser, der heute bei dir herausgekommen ist, wie du dort gezankt hast. Jetzt kenn' ich die ganze Sippschaft, die in dir steckt, und sie ist mir recht. O du ganze weite Welt! Ich dank' dir, daß du da bist, du Alles, Alles. Welt! Ich frag' dich, hast du, so lang du stehst, so ein lieb Weible gesehen? Juchhe, juchhe!"

Und wo Einer am Wege ging, an dem man vorbei fuhr, faßte Johannes Amrei an, und rief: „Schau, schau, das ist mein Weible!" bis ihn Amrei dringend bat, das zu lassen, er aber sagte: „Ich weiß mir vor Freude nicht zu helfen. Ich könnte es der ganzen Welt zurufen, daß Alles mit mir jubelt, und ich weiß gar nicht, wie können die Menschen da nur noch zu Acker fahren und Holz spalten und Alles, und wissen nicht, wie selig ich bin."

Amrei sah eine arme Frau am Wege gehen, knüpfte schnell ein Paar ihrer so sehr geliebten Schuhe ab, und warf sie der Armen hin, die den Davoneilenden staunend nachsah und dankte. Es berührte Amrei wie eine selige Empfindung, daß sie zum Erstenmal in ihrem Leben eine Werthsache, die sie selber noch wohl brauchen

konnte, verschenkt hatte. Anfangs, als sie es so rasch weggegeben und darüber nachsann, dachte sie vor Allem nur daran, und das kam noch oft wieder, wie viel eigentlich die Schuhe werth gewesen seien; das Besitzthum wollte sich nicht leicht ablösen von ihr, sie hatte es zu fest in Gedanken besessen, und sie dachte gar nicht mehr daran, wie viel sie eigentlich an der schwarzen Marann' gethan — daß sie die Schuhe hergegeben, erschien ihr als ihre erste Wohlthat, und die Empfindung derselben beglückte sie gewiß noch mehr als die Empfängerin; sie lächelte immer vor sich hin, sie hatte ein geheimes Geschenk in der Seele, das ihr Herz in Freuden hüpfen machte, und als sie Johannes fragte: „Was hast denn? Warum lachst denn immer so wie ein Kind im Schlaf?“ sagte sie:

„O Gott, es ist ja auch Alles wie ein Traum. Ich kann jetzt herschenken. Ich gehe in Gedanken noch jetzt immer mit der Frau, und weiß wie sie sich freut.“

„Das ist brav, daß du gern schenkst.“

„O was will denn das heißen: im Glück herschenken, das ist wie wenn ein volles Glas überfließt: ich bin so voll, ich möcht' gern Alles herschenken, ich möcht' auch wie du gern alle Menschen anrufen. Ich meine, ich könnte sie Alle speisen und tränken. Ich meine, ich säße an einer langen Hochzeittafel ganz allein mit dir, und ich bin so voll, ich kann gar nichts essen, ich bin satt.“

„Ja, ja, das ist gut,“ sagte Johannes. „Aber schenke keine von deinen Schuhen mehr weg. Wenn ich sie ansehe, denk' ich an die vielen schönen guten

Jahre, die drin stecken, da kannst du viele schöne Jahre herumlaufen, bis sie zerrissen sind."

„Wie kommst du jetzt darauf? Wieviel hundertmal hab' ich das gedacht, wenn ich die Schuhe angesehen hab'. Aber jetzt erzähl' mir auch von deinem Daheim, sonst schwätz' ich immer von mir. Erzähl'."

Das that Johannes gern, und während er erzählte und Amrei mit weit offenen Augen zuhörte, tanzte mitten durch Alles in ihrem Geist immer ein glückseliges Bild neben her, das war die Arme am Wege in den geschenkten neuen Schuhen.

Nachdem Johannes die Menschen daheim geschildert, rühmte er vor Allem das Vieh und sagte: „Das ist Alles so wohlgenährt und gesund und rund, daß kein Tropfen Wasser drauf stehen bleibt."

„Mir will's gar nicht in den Sinn," sagte Amrei, „daß ich auf Einmal so reich sein soll. Wenn ich bedenke, daß ich selber so viel eigene Felder und Kühe und Mehl und Schmalz und Obst und Kisten und Kasten haben soll, da mein' ich, ich hätte bisher mein Lebenlang geschlafen, und wäre jetzt auf Einmal aufgewacht. Nein, nein, das ist nicht so. Mir kommt es schrecklich vor, daß ich auf Einmal für so Vieles verantwortlich sein soll. Gelt, deine Mutter hilft mir noch? Sie ist ja noch gut bei der Hand. Ich weiß gar nicht, wie man's macht, daß ich nicht Alles an die Armen verschenke; aber nein, das geht nicht, es ist ja nicht mein. Ich hab's ja auch nur geschenkt."

„Almosengeben armet nicht! ist ein Sprüchwort meiner Mutter," erwiderte Johannes.

Es läßt sich nicht sagen, mit welchem Jubel die beiden Liebenden dahinfuhren. Jedes Wort machte sie glücklich. Als Amrei fragte: „Habt ihr auch Schwalben am Haus?“ und Johannes dies bejahte mit dem Beisatze, daß sie auch ein Storchennest hätten, da war Amrei ganz glücklich, und ahmte das Storchengeschnatter nach, und schilderte gar lustig, wie der Storch mit ernsthaftem Gesicht auf Einem Bein stehe und von oben herunter in sein Haus schaue.

War es eine Verabredung, oder war es die innere Macht des Augenblicks? Sie sprachen nichts davon, wie nun die eigentliche Auffahrt und das Eintreten in's elterliche Haus vor sich gehen sollte, bis sie gegen Abend in den Amtsbezirk kamen, in dem Zusmarshofen lag. Erst jetzt, als Johannes schon einigen Leuten begegnete, die ihn kannten, ihn grüßten, und ihn verwundert anschauten, erklärte er Amrei, daß er sich zweierlei ausgedacht habe, wie man die Sache am besten anfange. Entweder wolle er Amrei zu seiner Schwester bringen, die hier abseits wohnte — man sah den Kirchthurm ihres Dorfes hinter einem Vorberge — er wollte dann allein nach Hause und Alles erklären; oder er wolle Amrei gleich mit in's Haus nehmen, das heißt, sie sollte eine Viertelstunde vorher absteigen und als Magd in's Haus kommen.

Amrei zeigte ihre ganze Klugheit, indem sie auseinandersetzte, was zu diesem Verfahren bestimme und was daraus hervorgehen könne. Halte sie sich bei der Schwester auf, so hätte sie zuerst eine Person zu gewinnen, die nicht die entscheidende sei und es könnte

allerlei Hin- und Herzerrereien geben, die nicht zu berechnen wären, abgesehen davon, daß es in späteren Zeiten immer eine mißliche Erinnerung, und in der ganzen Umgegend ein Gerede bleibe, daß sie sich nicht geradezu in's Haus gewagt habe. Da scheine der zweite Weg besser. Aber es gehe ihr wider die Seele, mit einer Lüge in's Haus zu kommen. Freilich habe ihr die Mutter vor Jahren versprochen, sie in Dienst zu nehmen; aber sie wolle ja jetzt nicht in Dienst und es sei wie ein Diebstahl, wenn sie sich in die Gunst der Eltern einschleichen wolle, und sie wisse gewiß, daß sie in dieser Verlarvung Alles ungeschickt thäte. Sie könne dabei nicht gradaus sein, und wenn sie dem Vater nur einen Stuhl stellen wolle, werfe sie ihn gewiß um, denn sie müsse immer dabei denken: du thust's, um ihn zu hintergehen. Und wenn alles Das auch noch ginge: wie sie denn vor den Dienstleuten erscheinen müsse, wenn sie später hören, daß die Meisterin sich als Magd in's Haus eingeschmuggelt habe und sie könne mit Johannes während der ganzen Zeit kein Wort reden.

Diese ganze Auseinandersetzung schloß sie mit den Worten: „Ich hab' dir das Alles nur gesagt, weil du auch meine Gedanken hören willst, und wenn du Etwas mit mir überlegst, so muß ich doch frei herausreden; ich sage dir aber auch gleich: was Du willst, wenn du es fest sagst, so thue ich es, und wenn du sagst so, thu' ich's auch. Ich folge dir ohne Widerrede und ich will's so gut machen als ich kann, was du mir auferlegst."

„Ja, ja, du hast Recht,“ sagte Johannes im schweren Besinnen, „es ist Beides ein ungerader Weg, der erste weniger; und wir sind jetzt schon so nahe, daß wir uns schnell besinnen müssen. Siehst du dort die Waldblöße da drüben auf dem Berg mit der kleinen Hütte? Du siehst auch die Kühe, so ganz klein wie Käfer? Da ist unsere Frühalm, da will ich unsern Dami hinsetzen.“

Staunend sagte Amrei: „O Gott wohin wagen sich nicht die Menschen! Das muß aber ein gut Grasgelände sein.“

„Freilich, aber wenn mir der Vater das Gut übergiebt, führe ich doch mehr Stallfütterung ein, es ist nützlicher; aber die alten Leute bleiben gern beim Alten. Ach! Was schwätzen wir da? Wir sind jetzt schon so nah. Hätten wir uns nur früher besonnen. Mir brennt der Kopf.“

„Bleib' nur ruhig, wir müssen uns in Ruhe besinnen; ich habe schon eine Spur wie's zu machen wär', nur noch nicht ganz deutlich.“

„Was? Wie meinst?“

„Nein, besinn' du dich; vielleicht kommst du selber drauf. Es gehört dir, daß du's einrichtest und wir sind jetzt Beide so in Wirrwarr, daß wir einen Halt dran haben, wenn wir Beide zugleich draufkommen.“

„Ja mir fällt schon was ein. Da im zweitnächsten Ort ist ein Pfarrer, den ich gut kenne, der wird uns am besten rathen. Aber halt! So ist's besser! Ich bleib' unten im Thal beim Müller, und du gehst allein hinauf auf den Hof zu meinen Eltern und sagst ihnen

Alles gradaus, rund und klein. Meine Mutter hast du gleich an der Hand, aber du bist ja gescheit, du wirst auch den Vater so herumkriegen, daß du ihn um den Finger wickelst. So ist Alles besser. Wir brauchen nicht zu warten und haben keine fremden Menschen zu Hülfe genommen! Ist dir das recht? Ist dir das nicht zu viel?"

„Das ist auch ganz mein Gedanke gewesen. Aber jetzt wird nichts mehr überlegt, gar nichts; das steht fest wie geschrieben und das wird ausgeführt, und frisch an's Werk macht den Meister. So ist's recht. O du weißt gar nicht, was du für ein lieber, guter, prächtiger, ehrlicher Kerl bist."

„Nein du! Aber es ist jetzt Eins, wir sind jetzt Beide zusammen ein einziger braver Mensch und das wollen wir bleiben. Da guck, hier gieb mir die Hand, so, da die Wiese ist unser erstes Feld. Grüß Gott, Weible, so, jetzt bist du daheim. Und Juchhe! da ist unser Storch und fliegt auf. Storch! Sag' grüß Gott! Da ist die neue Meisterin. Ich will dir später schon noch mehr sagen. — Jetzt Amrei, mach' nur nicht so lang oben und schick' mir gleich Eins in die Mühle; wenn der Roßbub daheim ist, am besten den, der kann springen wie ein Has'. So, siehst du dort das Haus mit dem Storchennest und die zwei Scheuern dort am Berg, links vom Wald? Es ist eine Linde am Haus, siehst du's?"

„Ja!"

„Das ist unser Haus. Jetzt komm, steig ab, du kannst den Weg jetzt nicht mehr fehlen."

Johannes stieg ab und half auch Amrei von dem Wagen und diese hielt das Halsgeschmeide, das sie in die Tasche gesteckt hatte, wie einen Rosenkranz zwischen den gefalteten Händen und betete leise. Auch Johannes zog den Hut ab und seine Lippen bewegten sich.

Die Beiden sprachen kein Wort mehr und Amrei ging voraus. Johannes stand noch lange an den Schimmel gelehnt und schaute ihr nach. Jetzt wendete sie sich und scheuchte den Hund zurück, der ihr gefolgt war, er wollte aber nicht gehen, rannte in's Feld abseits und wieder zu ihr, bis Johannes ihm pfiff, dann erst kam das Thier zurück.

Johannes fuhr nach der Mühle und hielt dort an. Er hörte, daß sein Vater vor einer Stunde da gewesen sei, um ihn hier zu erwarten; er sei aber wieder umgekehrt. Johannes freute sich, daß sein Vater wieder wohl auf den Beinen war und daß Amrei nun beide Eltern zu Hause träfe. Die Leute in der Mühle wußten nicht, was das mit Johannes war, daß er bei ihnen anhielt und doch fast auf kein Wort hörte. Er ging bald in das Haus, bald aus demselben, bald auf den Weg nach dem Hofe, bald kehrte er wieder zurück. Denn Johannes war voll Unruhe, er zählte die Schritte, die Amrei ging. Jetzt war sie an diesem Felde, und jetzt an diesem, jetzt am Buchenhage, jetzt sprach sie mit den Eltern ... Es ließ sich doch nicht ausdenken wie es war.

Und plötzlich war Johannes aus der Mühle verschwunden und das Fuhrwerk blieb zurück ....

---

18. Das erste Herdfeuer.

Amrei war unterdeß wie traumverloren dahin gegangen. Sie schaute wie fragend nach den Bäumen auf: die stehen so ruhig auf dem Fleck und die werden so stehen und auf dich niederschauen, Jahre, Jahrzehnte, dein ganzes Leben lang als deine Lebensgenossen; und was wirst du derweil erfahren!

Amrei war aber doch schon so alt geworden, daß sie nicht mehr nach einem Halt in der Außenwelt tastete. Es war schon lange, seitdem sie mit dem Vogelbeerbaum gesprochen hatte. — Sie wollte ihre Gedanken wegbannen von Allem was sie umgab, und doch starrte sie wieder hinein in die Felder, die ihr eigen werden sollten, und wollte sich immer vordenken, was nun kommen sollte; Eintritt und Empfang, Anrede und Antwort, hin und her. Wie ein Wirrwarr von tausend Möglichkeiten schwirrte Alles um sie her und sie sagte endlich fast laut, und der Silbertrabwalzer spielte sich ihr im Kopfe: „Was da, was da, vorher besinnen? Wenn aufgespielt wird, tanz' ich — Hopser oder Walzer. Ich weiß nicht, wie ich die Füße setze, sie thun's allein; und ich kann mir's nicht denken, und ich will mir's nicht denken, wie ich vielleicht in einer Stunde den Weg da wieder zurückkehre, und die Seele ist mir aus dem Leibe genommen, und ich muß doch gehen,

einen Schritt nach dem andern. Genug! Jetzt laß kommen, was kommen will; ich bin ja auch dabei."

Und es lag noch mehr als diese ausgesprochene Zuversicht in ihrem Wesen; sie hatte nicht umsonst von Kindheit an Räthsel gelöst und von Tag zu Tag mit dem Leben gerungen. Die ganze Kraft dessen, was sie geworden, ruhte still und sichertreffend in ihr. Ohne weitere Frage, wie man einer Nothwendigkeit entgegen geht, still in sich zusammengefaßt, ging sie muthig und festen Schrittes dahin.

Sie war noch nicht weit gegangen, da saß ein Bauer mit einem rothen Schleedornstock zwischen den Füßen und beide Hände und das Kinn darauf stützend am Weg.

„Grüß Gott!" sagte Amrei, „thut das Ausruhen gut?"

„Ja. Wohin willst?"

„Dahinauf auf den Hof. Wollet Ihr mit? Ihr könnet Euch an mir führen."

„Ja, so ist's!" grinste der Alte, „vor dreißig Jahren wäre mir das lieber gewesen, wenn mir so ein schönes Mädle das gesagt hätte, da wäre ich gesprungen wie ein Füllen."

„Zu denen, die springen können wie die Füllen, sagt man das aber nicht!" lachte Amrei.

„Du bist reich," sagte der Alte, der eine müßige Unterhaltung am heißen Mittag zu lieben schien. Er nahm vergnüglich eine Prise aus seiner Horndose.

„Woher seht Ihr, daß ich reich bin?"

„Deine Zähne sind zehntausend Gulden werth, es

gäbe Mancher zehntausend Gulden drum, wenn er sie im Maul hätte."

„Ich hab' jetzt keine Zeit zum Spaßen. Behüt' Euch Gott."

„Wart' nur, ich geh' mit, aber mußt nicht schnell laufen."

Amrei half nun dem Alten behutsam auf und der Alte sagte: „Du bist stark." Er hatte sich in seiner neckischen Weise noch schwerer und unbehülflicher gemacht, als er war. Im Gehen fragte er jetzt: „Zu wem willst du denn auf dem Hof?"

„Zum Bauern und zu der Bäuerin."

„Was willst du denn von ihnen?"

„Das will ich ihnen selber sagen."

„Wenn du was geschenkt haben willst, da kehr' lieber gleich wieder um; die Bäuerin gäb' dir schon, aber sie ist über Nichts Meister, und der Bauer der ist zäh, der hat ein Sperrholz im Genick und einen steifen Daumen dazu."

„Ich will nichts geschenkt, ich bring' ihnen was," sagte Amrei.

Es begegnete den Beiden ein älterer Mann, der mit der Sense in's Feld ging, und der Alte neben Amrei rief ihn an und fragte ihn mit seltsamem Augenzwinkern: „Weißt nicht, ist der geizige Landfriedbauer nicht daheim?" „Ich glaub', aber ich weiß es nicht," lautete die Antwort des Mannes mit der Sense, und er ging davon feldein. Es zuckte etwas in seinem Gesichte, und noch jetzt, als er so hinwandelte, schüttelte es ihm den Rücken auf und nieder, er lachte offenbar

und Amrei schaute starr in das Antlitz ihres Begleiters und gewahrte die Schelmerei darin und plötzlich erkannte sie in den eingefallenen Zügen die jenes Mannes, dem sie einst auf dem Holderwasen zu trinken gegeben hatte, und leise mit den Fingern schnalzend, dachte sie: „Wart', dich krieg' ich," und laut sagte sie: „das ist schlecht von Euch, daß Ihr so von dem Bauer redet zu einem Fremden, wie ich, das Ihr nicht kennet, und das vielleicht eine Verwandte von ihm ist, und es ist auch gewiß gelogen, was Ihr saget; freilich soll der Bauer zäh sein, aber wenn's drauf ankommt, hat er gewiß auch ein rechtschaffenes Herz und hängt nur nicht an die große Glocke, was er Gutes thut, und wer so brave Kinder hat, wie man die Seinen berühmt, der muß auch rechtschaffen sein, und es kann sein, er macht sich vor der Welt gern schlecht, weil es ihm nicht der Mühe werth ist, was Andere von ihm denken, und ich kann ihm das nicht übel nehmen."

„Du hast dein Maul nicht vergessen. Woher bist denn?"

„Nicht aus der Gegend, vom Schwarzwald her."

„Wie heißt der Ort?"

„Haldenbrunn."

„So? Und du bist zu Fuß daher gekommen?"

„Nein, es hat mich unterwegs Einer mitfahren lassen, es ist der Sohn von dem Bauern da. Ein gerader braver Mensch."

„So? Ich hätte dich in seinen Jahren auch mitfahren lassen."

Man war am Hofe angekommen und der Alte ging mit Amrei in die Stube und rief: „Mutter, wo bist?"

Die Frau kam aus der Kammer und die Hand Amrei's zuckte, sie wäre ihr gern um den Hals gefallen, aber sie konnte nicht, sie durfte nicht, und der Alte sagte unter herzerschütterndem Lachen: „Denk' nur Bäuerin, das ist ein Mädle aus Haldenbrunn, und es hat dem Landfriedbauer und der Bäuerin was zu sagen, aber mir will's nichts davon kund geben. Jetzt sag' du, wie man mich heißt."

„Das ist ja der Bauer," sagte die Bäuerin, nahm als Zeichen des Willkomms dem Alten den Hut vom Kopfe und hing den Hut an das Ofengeländer.

„Ja, merkst's jetzt?" sagte der Alte triumphirend gegen Amrei, „jetzt sag', was du willst."

„Setz' dich," sagte die Mutter, und wies Amrei auf einen Stuhl. Mit schwerem Athemholen begann diese nun:

„Ihr könnt mir's glauben, daß kein Kind mehr hat an Euch denken können als ich, schon vorher, schon vor den letzten Tagen. Erinnert Ihr Euch des Josenhansen am Weiher, wo der Fahrweg gegen Endringen geht?"

„Freilich, freilich," sagten die beiden Alten.

„Und ich bin des Josenhansen Tochter."

„Guck', ist mir doch gewesen, als ob ich dich kenn'," sagte die Alte. „Grüß Gott!" Sie reichte die Hand und fuhr fort: „Bist ein starkes, saubres Mädle geworden. Jetzt sag', was führt dich denn so weit daher?"

„Sie ist ein Stück mit unserm Johannes gefahren," sprach der Bauer dazwischen, „er kommt bald nach."

Die Mutter erschrak, sie ahnte Etwas und erinnerte ihren Mann, daß sie damals, als Johannes weggeritten sei, an des Josenhansen Kinder gedacht habe.

„Und ich habe ja auch noch ein Andenken von Euch Beiden," sagte Amrei und holte den Anhenker und ein eingewickeltes Geldstück aus der Tasche. „Das da habt Ihr mir damals geschenkt, wie Ihr zum Letztenmal im Ort gewesen seid."

„Guck' und hast mich angelogen und hast gesagt, du habest es verloren," schalt der Bauer zu seiner Frau.

„Und da," fuhr Amrei fort, ihm den eingewickelten Groschen hinreichend, „da ist das Geldstück, das Ihr mir geschenkt habt, wie ich auf dem Holderwasen die Gänse gehütet und Euch am Brunnen Wasser geschöpft hab.'"

„Ja, ja, ist Alles richtig, aber was soll denn jetzt das Alles? Was dir geschenkt ist, kannst du behalten," sagte der Bauer.

Amrei stand auf und sagte: „Ich habe aber jetzt noch eine Bitte, lasset mich ein paar Minuten reden, ganz frei. Darf ich?"

„Ja, warum nicht?"

„Schaut, Euer Johannes hat mich mitnehmen wollen und zu euch bringen als Magd, und ich hätt' auch gern bei Euch gedient zu andern Zeiten, lieber als sonstwo; aber jetzt wär's unehrlich gewesen, und gegen Wen ich mein Lebenlang ehrlich sein will, Dem will ich nicht zum Erstenmal unehrlich mit einer Lüge gekommen sein. Jetzt muß Alles sonnenklar sein. Mit Einem Wort: der Johannes und ich, wir haben uns

von Grund des Herzens gern und er will mich zur Frau haben . . ."

„Oha!" schrie der Bauer und stand rasch auf; man hätte es deutlich sehen können, daß seine frühere Unbeholfenheit nur geheuchelt war. „Oha!" schrie er nochmals, als ob ihm ein Gaul durchginge. Die Mutter aber hielt ihn bei der Hand fest und sagte: „Laß sie doch ausreden."

Und Amrei fuhr fort:

„Glaubet mir, ich bin gescheit genug, und ich weiß, daß man Eines nicht aus Mitleid zur Schwiegertochter machen kann; Ihr könnet mir was schenken, viel schenken, aber zur Schwiegertochter machen aus Barmherzigkeit, das kann man nicht, und das will ich auch nicht. Ich habe keinen Groschen Geld — ei ja doch den Groschen, den Ihr mir auf dem Holderwasen geschenkt habt, den hab' ich noch, es hat ihn Niemand für einen Groschen nehmen wollen," sagte sie zum Bauer gewendet, und dieser mußte unwillkürlich lächeln. „Ich habe nichts, ja noch mehr, ich habe einen Bruder, der wohl gesund und stark ist, für den ich aber doch noch sorgen muß, und ich habe die Gänse gehütet und war das Geringste im Ort, das ist Alles; aber das geringste Unrecht kann man mir auch nicht nachsagen, und das ist auch wieder Alles — und was dem Menschen eigentlich von Gott gegeben ist, darin sag' ich zu jeder Prinzessin: ich stell' mich um kein Haar breit gegen dich zurück, und wenn du sieben goldene Kronen auf dem Kopf hast. Es wäre mir lieber, es thät' ein Anderes für mich reden, ich red' nicht

gern; aber ich hab' mein Lebenlarg für mich allein Annehmer sein müssen, und thue es heut' zum Letztenmal, wo es sich entscheidet über Leben und Tod. Heißt das, versteht mich nicht falsch: wollt Ihr mich nicht, so gehe ich in Ruhe fort, ich thue mir kein Leid an, ich springe nicht in's Wasser und ich hänge mich nicht; ich suche mir wieder einen Dienst, und will Gott danken, daß mich einmal so ein braver Mensch hat zur Frau haben wollen, und will annehmen, es ist Gottes Wille nicht gewesen ..." Die Stimme Amrei's zitterte, und ihre Gestalt wurde größer, und ihre Stimme wurde mächtiger, als sie sich jetzt zusammennahm und rief: „Aber prüfet Euch, fraget Euch tief im Herzensgrund, ob das Gottes Wille ist, was Ihr thut. Weiter sage ich nichts." —

Amrei setzte sich nieder. Alle Drei waren still und der Alte sagte: „Du kannst ja predigen wie ein Pfarrer." Die Mutter aber trocknete sich die Augen mit der Schürze und sagte: „Warum nicht? die Pfarrer haben auch nicht mehr als Ein Hirn und Ein Herz."

„Ja du!" höhnte der Alte, „du hast ja auch so was Geistliches; wenn man dir mit so ein paar Reden kommt, da bist du gleich gekocht."

„Und du thust, wie wenn du nicht gar werden wolltest vor deinem Ende," sagte die Bäuerin im Trotze.

„So?" höhnte der Alte. „Guck, du Heilige vom Unterland! du bringst schönen Frieden in unser Haus. Jetzt hast's gleich fertig gebracht, daß Die da scharf gegen mich aufsitzt; die hast du schon gefangen. Nun,

ihr werdet warten können, bis mich der Tod gestreckt hat, dann könnt ihr ja machen, was ihr wollt."

„Nein," rief Amrei, „das will ich nicht, so wenig ich will, daß mich der Johannes zur Frau nehme ohne Euren Segen, so wenig will ich, daß die Sünde in unseren Herzen sei, daß wir Beide auf Euren Tod warten. Ich habe meine Eltern kaum gekannt, ich kann mich ihrer nicht mehr erinnern; ich habe sie nur lieb, wie man Gott lieb hat, ohne daß man ihn je gesehen hat. Aber ich weiß doch auch, was Sterben ist. Gestern in der Nacht hab' ich der schwarzen Marann' die Augen zugedrückt; ich habe ihr mein Lebenlang gethan, was sie gewollt hat, und jetzt, wo sie todt ist, da habe ich doch schon oft denken müssen: wie manchmal bist du unwillig und herb gegen sie gewesen, wie hättest du ihr noch manches Gute thun können, und jetzt liegt sie da, und jetzt ist's vorbei; du kannst nichts mehr thun, und nichts mehr abbitten. Ich weiß, was Sterben ist, und will nicht . . ."

„Aber Ich will!" schrie der Alte, und ballte die Fäuste und knirschte die Zähne. „Aber Ich will," schrie er nochmals. „Da bleibst, und unser bist! Und jetzt mag kommen, was da will, mag reden wer da will. Du kriegst meinen Johannes, und keine Andere."

Die Mutter rannte auf den Alten los und umarmte ihn, und dieser, der das gar nicht gewohnt war, rief unwillkürlich: „Was machst du da?"

„Dir einen Kuß geben, du verdienst's, du bist braver, als du dich geben willst."

Der Alte, der während der ganzen Zeit eine Prise

zwischen den Fingern gehabt, wollte die Prise nicht verschwenden, er schnupfte sie daher schnell und sagte: „Nun, meinetwegen,“ dann aber setzte er hinzu: „Aber jetzt hast du den Abschied, ich habe eine viel Jüngere, und von der schmeckt's viel besser. Komm her, du verstellter Pfarrer.“

„Ich komm' schon, aber ruft mich zuerst bei meinem Namen.“

„Ja, wie heißt du denn?“

„Das brauchet Ihr nicht zu wissen, Ihr könnet mir ja selber einen Namen geben, wisset schon welchen.“

„Du bist gescheit! Nun meinetwegen, so komm her, Söhnerin. Ist dir der Name recht?“

Und als Antwort flog Amrei auf ihn zu.

„Und ich, ich werde gar nicht gefragt?“ schalt die Mutter in heller Glückseligkeit und der Alte war ganz übermüthig geworden in seiner Freude. Er nahm Amrei an der Hand und sagte in nachspottendem Predigertone:

„Nun frage ich Sie wohlehrsame Cordula Katharina, genannt Landfriedbäuerin: wollen Sie hier diese“ — er fragte das Mädchen bei Seite — „ja wie heißt du denn eigentlich mit dem Taufnamen?“

„Amrei“!

Und der Alte fuhr fort in gleichem Tone: „Wollen Sie hier diese Amrei Josenhans von Haldenbrunn zu Ihrer Schwiegertochter annehmen, sie nicht zu Worte kommen lassen wie Sie bei Ihrem Manne thun, sie schlecht füttern, ausschimpfen, unterdrücken, und überhaupt was man so nennt in das Haus metzgen?“

Der Alte schien wie närrisch, es war etwas ganz Seltsames mit ihm vorgegangen und während Amrei an dem Halse der Mutter hing und gar nicht von ihr los lassen wollte, schlug der Alte mit seinem Rothdornstock auf den Tisch und schrie polternd: „Wo bleibt denn der nichtsnutzige Bub, der Johannes? Schickt uns der Bursch seine Braut auf den Hals und fährt derweil in der Welt herum? Ist das erhört?"

Jetzt riß sich Amrei los und sagte, daß man sogleich den Roßbub oder ein Anderes nach der Mühle schicken solle, dort warte Johannes.

Der Vater behauptete, er müsse mindestens noch drei Stunden da in der Mühle zappeln; das müsse seine Strafe sein, weil er sich so feig hinter die Schürze versteckt habe. Wenn er heimkehre, müsse man ihm eine Haube aufsetzen; überhaupt wollte er ihn jetzt noch gar nicht dahaben, denn wenn der Johannes da sei, da habe er nichts mehr von der Braut und es sei ihm schon jetzt ärgerlich, wenn er an das Gethue denke.

Die Mutter wußte sich indeß hinauszuschleichen und wollte den schnellfüßigen Roßbuben nach der Mühle schicken; aber sie traf hier auf Johannes, der auf Umwegen Amrei nachgegangen war. Er hatte sie doch nicht allein den Wechselfällen der Entscheidung aussetzen wollen. Jetzt mußte er sich auf den Wunsch der Mutter nochmals verstecken, um dem Vater seine Freude zu lassen.

Die Mutter kehrte in die Stube zurück und sie erinnerte daran, daß doch Amrei auch was essen müsse. Sie wollte schnell einen Eierkuchen machen, aber Amrei

bat, daß sie ihr gestatte, das erste Feuer im Hause, das ihr was bereite, selber anzuzünden, zugleich auch um den Eltern Etwas zu kochen.

Es wurde ihr willfahrt und die beiden Alten gingen mit ihr in die Küche und sie wußte Alles so geschickt anzufassen, sah mit einem Blicke, wo Alles stand, und hatte fast gar nichts zu fragen, und Alles, was sie that, that sie so fest und so zierlich, daß der Alte immer seiner Frau zunickte und einmal sagte: „Die ist in der Haushaltung auf Noten eingespielt, die kann Alles vom Blatt weg, wie der neue Schullehrer.“

Am hell lodernden Feuer standen die Drei, als Johannes herzutrat. Und heller loderte die Flamme nicht auf dem Herde, als die innerste Glückseligkeit in den Augen Aller glänzte. Der Herd mit seinem Feuer ward zum heiligen Altar, um den andächtige Menschen standen, die doch nur lachten und einander neckten.

---

19. Geheime Schätze.

Amrei wußte sich im Hause bald so heimisch zu machen, daß sie schon am zweiten Tage darin lebte, als wäre sie von Kindheit an hier aufgewachsen, und der Alte träppelte ihr überall nach und schaute ihr zu, wie sie Alles so geschickt aufnahm und so stet und gemessen vollführte; ohne Hast und ohne Rast.

Es giebt Menschen, die, wenn sie gehen und nur das Kleinste holen, einen Teller, einen Krug, da scheuchen sie die Gedanken aller Sitzenden auf, sie schleppen so zu sagen Blick und Gedanken der Sitzenden und Zuschauenden mit sich herum. Amrei dagegen verstand Alles so zu thun und zu leisten, daß man bei ihrem Hantieren die Ruhe nur um so mehr empfand und ihr für Jegliches nur um so dankbarer war.

Wie oft und oft hatte der Bauer darüber gescholten, daß allemal, wenn man Salz brauche, Eines vom Tische aufstehen müsse. Amrei deckte den Tisch und auf das ausgebreitete Tischtuch stellte sie immer zuerst das Salzfaß. Als der Bauer Amrei darüber lobte, sagte die Bäuerin lächelnd: „Du thust jetzt, als ob du vorher gar nicht gelebt hättest, als ob du Alles hättest ungesalzen und ungeschmalzen essen müssen," und der Johannes erzählte, daß man Amrei auch die Salzgräfin

hieße, und fügte dann die Geschichte von dem König und seiner Tochter hinzu.

Das war ein glückseliges Beisammensein in der Stube, im Hof und auf dem Felde, und der Bauer sagte immer: es habe ihm seit Jahren das Essen nicht so geschmeckt wie jetzt, und er ließ sich von Amrei drei- viermal des Tages, zu ganz ungewöhnlichen Zeiten Etwas herrichten und sie mußte bei ihm sitzen bis er gegessen hatte.

Die Bäuerin führte Amrei mit innerstem Behagen in den Milchkeller und in die Vorrathskammern und auch einen großen buntgemalten Schrank voll schön geschichteter Leinwand öffnete sie und sagte: „Das ist deine Aussteuer; es fehlt nichts als die Schuhe. Mich freut's besonders, daß du dir deine Dienstschuhe so aufgespart hast. Ich habe da meinen besondern Aberglauben.“

Wenn Amrei sie über Alles fragte wie es bisher im Hause gehalten worden, nickte sie und schluckte dabei vor Behagen, sie drückte aber ihre Freude als solche nicht aus, sondern nur in dem ganzen anheimelnden Ton, mit dem die gewöhnlichsten Dinge gesprochen wurden, lag die Freude selbst als innewohnender Herzschlag. Und als sie nun begann Barfüßele Einzelnes im Hauswesen zu übergeben, sagte sie: „Kind, ich will dir was sagen: wenn dir was im Hauswesen nicht gefällt, an der Ordnung wie's bis jetzt gewesen ist, mach's nur ohne Scheu anders wie dir's ansteht; ich gehöre nicht zu Denen, die meinen, wie sie's eingerichtet haben, so müsse es ewig bleiben und da ließe sich gar nichts daran ändern. Du hast freie Hand und

es wird mich freuen, wenn ich frischen Vorspann sehe. Aber wenn du mir folgen willst, ich rath' dir's zu Gutem, thu's nach und nach."

Das war eine wohlthuende Empfindung, in der sich geistig und körperlich jugendfrische und allbewährte Kraft die Hand reichten, indem Amrei von Grund des Herzens erklärte, daß sie Alles wohlbestellt finde und daß sie hochbeglückt und beseligt sein werde, wenn sie einst als alterlebte Mutter das Hauswesen in einem solchen Zustande wie jetzt zeigen könne.

„Du denkst weit hinaus," sagte die Alte. „Aber das ist gut, wer weit vor denkt, denkt auch weit zurück und du wirst mich nicht vergessen, wenn ich einmal nicht mehr bin." —

Es waren Boten ausgegangen, um den Söhnen und dem Schwiegersohne des Hauses das Familienereigniß anzukündigen und sie auf nächsten Sonntag nach Zusmarshofen zu entbieten und seitdem träppelte der Alte immer noch mehr um Amrei herum, er schien Etwas auf dem Herzen zu haben und es wurde ihm schwer, es herauszubringen. —

Man sagt von vergrabenen Schätzen, daß ein schwarzes Unthier darauf hockt und in den heiligen Nächten erscheint auf der Oberfläche, wo solch ein Schatz begraben ist, ein blaues Flämmchen und ein Sonntagskind kann es sehen, und wenn es sich dabei ruhig und unerschütterlich verhält, kann es den Schatz heben. Man hätte es nicht glauben sollen, daß in dem alten Landfriedbauer auch solch ein Schatz vergraben wäre und darauf hockte der schwarze Trotz und die Menschen-

verachtung, und Amrei sah das blaue Flämmchen darüber schweben und sie wußte sich so zu verhalten, daß sie den Schatz erlöste. Es ließ sich nicht sagen, wie sie's dem Alten angethan, daß er das sichtliche Bestreben hatte: vor ihr als besonders gut und treumeinend zu erscheinen; schon daß er sich um ein armes Mädchen so viel Mühe gab, das war ja fast ein Wunder. Und nur das war Amrei klar: er wollte es seiner Frau nicht gönnen, daß sie allein als die Gerechte und Liebreiche erschien und er als der Bissige und Wilde, vor dem man sich fürchten müsse; und eben das, daß Amrei bevor sie ihn erkannt, ihm gesagt hatte: sie glaube, es sei ihm nicht der Mühe werth, vor den Menschen gut zu erscheinen — eben das machte ihm das Herz auf. Er wußte, so oft er sie allein traf, jetzt so viel zu reden, es war als hätte er alle seine Gedanken in einem Spartopf gehabt, den er nun aufmachte: und da waren gar wunderliche alte abgeschätzte Münzen, große Denkmünzen, die gar nicht im Umlauf sind, die nur bei denkwürdigen Gelegenheiten geprägt wurden, auch unvergriffene und zwar ganz von Silber, ohne Kupferzuthat. Er konnte seine Sache nicht so gut vorbringen wie damals die Mutter zu Johannes. Seine Sprache war steif in allen Gelenken, aber er wußte doch Alles zu treffen und er benahm sich fast, als ob er der Annehmer Amrei's gegen die Mutter sein müsse und es war nicht uneben als er ihr sagte: „Schau, die Bäuerin ist die gut Stund' selber, aber die gut Stund' ist noch nicht gut Tag, gute Woch' und gut Jahr. Es ist halt ein Weibsbild, bei denen ist immer

Aprilwetter und ein Weibsbild ist nur ein halber Mensch, darauf besteh' ich, und da bringt mich Keines davon."

„Ihr redet uns schönes Lob nach," sagte Amrei.

„Ja, es ist wahr," sagte der Alte, „ich red' ja zu Dir, aber wie gesagt: die Bäuerin ist seelengut, nur zu viel, und da verdrießt sie's gleich, wenn man nicht macht was sie will, weil sie's doch so gut meint, und sie glaubt, man wisse nicht wie gut sie sei, wenn man ihr nicht folgt. Sie kann sich nicht denken, daß man ihr eben nicht folgt, weil's manchmal ungeschickt ist was sie will, wenn's sie's auch noch so gut meint. Und das merk' dir besonders: thu' ihr nichts nach grad so wie sie's macht, mach's auf deine eigene Art wie's recht ist, das hat sie viel lieber. Sie hat's gar nicht gern, wenn's den Schein hat als ob man ihr unterthänig sei, aber das wirst du Alles schon merken. Und wenn dir was vorkommt, um Gotteswillen, mach' deinen Mann nicht wirbelsinnig; es giebt nichts Aergeres, als wenn der Mann dasteht zwischen der Mutter und der Söhnerin und die Mutter sagt: ich gelte nichts mehr vor der Söhnerin, ja die Kinder werden Einem untreu — und die Söhnerin sagt: jetzt seh' ich wer du bist, du läßt deine Frau unterdrücken. Ich rathe dir, wenn dir einmal so etwas vorkommt, was du nicht allein klein kriegen kannst, sag's mir im Stillen; ich will dir schon helfen; aber mach' deinen Mann nicht wirbelsinnig, er ist ohnedies ein bischen stark verkindelt von seiner Mutter, aber er wird jetzt schon herber werden, fahre du nur langsam und laß

dich's immer dünken: ich wäre von deiner Familie und bin dein natürlicher Annehmer und es ist auch so: von deiner Mutter Seite her bin ich weitläufig etwas verwandt mit dir."

Und nun suchte er eine seltsam gegliederte Verwandtschaft auseinanderzuhaspeln, aber er fand den rechten Faden nicht und verwirrte die Gliederung immer mehr wie einen Strang Garn, und dann schloß er immer zuletzt mit den Worten: „Du kannst mir's auf's Wort glauben, daß wir verwandt sind; ja wir sind verwandt, aber ich kann's nur nicht so aufzählen."

Es war nun doch noch vor seinem Ende die Zeit gekommen, daß er nicht mehr blos die falschen Groschen aus seinem Besitzthum herschenkte; es that ihm wohl, nun endlich das wirklich Geltende und Werthvolle anzugreifen.

Eines Abends rief er Amrei zu sich hinter das Haus und sagte zu ihr: „Schau, Mädle, du bist brav und gescheit, aber du kannst doch nicht wissen, wie ein Mann ist. Mein Johannes hat ein gutes Herz, aber es kann ihn doch einmal wurmen, daß du so gar nichts gehabt hast. Da, komm her, da nimm das, sag' aber keiner Menschenseele was davon, von wem es ist. Sag', du habest es mit Fleiß verborgen. Da nimm!" Und er reichte ihr einen vollgestopften Strumpf voll Kronenthaler und setzte noch hinzu: „Man hätte das erst nach meinem Tod finden sollen, aber es ist besser, er kriegt es jetzt und meint, es wäre von dir. Eure ganze Geschichte ist ja gegen alle gewöhnliche Art, daß auch das noch dabei sein kann, daß du einen geheimen

Schatz gehabt hast. Vergiß aber nicht, es sind auch zwei und dreißig Federnthaler dabei, die gelten einen Groschen mehr als gewöhnliche Thaler. Heb's nur gut auf, thu's in den Schrank, wo die Leinwand drin ist, und trag' den Schlüssel immer bei dir. Und am Sonntag, wenn die Sippschaft bei einander ist, schüttest du's auf den Tisch aus."

„Ich thue das nicht gern, ich mein' das sollte der Johannes thun, wenn's überhaupt nöthig ist."

„Es ist nöthig, aber mag's meinetwegen der Johannes thun; aber still, versteck's schnell, da, thu's in deine Schürze, ich hör' den Johannes, ich glaub', er ist eifersüchtig."

Die Beiden trennten sich rasch.

Noch am selben Abend nahm die Mutter Amrei mit auf den Speicher und holte einen ziemlich schweren Sack aus einer Truhe; das Band daran war auf's Abenteuerlichste verknüpft und sie sagte zu Amrei: „Mach' mir das Band auf."

Amrei versuchte, es ging schwer.

„Wart, ich will eine Scheere nehmen, wir wollen's aufschneiden."

„Nein," sagte Amrei, „das thu' ich nicht gern; habt nur ein bischen Geduld, Schwieger, werdet schon sehen, ich bring's auf."

Die Mutter lächelte, während Amrei mit vieler Mühe, aber mit kunstgeübter Hand den Knoten doch endlich aufbrachte, und jetzt sagte sie: „So, das ist brav, und jetzt schau einmal hinein was drin ist."

Amrei sah Silber- und Goldstücke, und die Mutter

fuhr fort: „Schau Kind, du hast am Bauer ein Wunder gethan, ich kann's noch nicht verstehen, wie er's zugegeben hat; aber ganz hast du ihn doch noch nicht bekehrt. Mein Mann redet immer drauf herum, daß es doch gar so arg sei, daß du so gar Nichts habest; er kann's noch nicht verwinden, er meint immer, du müßtest im Geheimen ein schönes Vermögen besitzen und du habest uns nur angeführt, um uns auf die Probe zu stellen, ob wir dich allein ohne Alles gern annehmen; er läßt sich das nicht ausreden und da bin ich auf einen Gedanken gefallen. Gott wird uns dies nicht zur Sünde anrechnen. Schau, das hab' ich mir erspart in den sechs und dreißig Jahren, die wir mit einander hausen, ohne Unterschleif, und es ist auch noch Erbstück von meiner Mutter dabei. Und jetzt nimm du's und sag' nur, es sei dein Eigenthum. Das wird den Bauer ganz glücklich machen, besonders weil er so gescheit gewesen ist und das im Voraus geahnt hat. Was guckst du so verwirrt drein? Glaub' mir, wenn ich dir was sage, kannst du es thun, es ist kein Unrecht, ich hab' mir's überlegt hin und her; jetzt versteck's und red' mir kein Wort dagegen, gar kein Wort, sag mir keinen Dank und gar nichts, es ist ja eins, ob's mein Kind jetzt kriegt oder später, und es macht meinem Mann noch bei Lebzeiten eine Freud'. Jetzt fertig, bind's wieder zu."

Am andern Morgen in der Frühe erzählte Amrei dem Johannes Alles was die Eltern ihr gesagt und gegeben hatten, und Johannes jubelte: „O Gott im Himmel verzeih' mir! Von meiner Mutter hätt' ich so

was glauben können, aber von meinem Vater hätte ich mir das nie träumen lassen. Du bist ja eine wahre Hexe, und schau, es bleibt dabei, daß wir Keinem vom Andern etwas sagen, und das ist noch das Prächtige, daß Eins das Andere anführen will, und Jedes ist wirklich angeführt, denn Jedes muß meinen: Du habest das andere Geld noch wirklich im Geheimen für dich gehabt. Juchhe! Das ist lustig zum Kehraus. —“

Mitten in aller Freude im Hause herrschte aber doch auch wieder allerlei Besorgniß.

20. Im Familiengeleise.

Nicht die Sittlichkeit regiert die Welt, sondern eine verhärtete Form derselben: die Sitte. Wie die Welt nun einmal geworden ist, verzeiht sie eher eine Verletzung der Sittlichkeit als eine Verletzung der Sitte. Wohl den Zeiten und den Völkern, in denen Sitte und Sittlichkeit noch Eins ist. Aller Kampf, der sich im Großen wie im Kleinen, im Allgemeinen wie im Einzelnen abspielt, dreht sich darum, den Widerspruch dieser Beiden wieder aufzuheben und die erstarrte Form der Sitte wieder für die innere Sittlichkeit flüssig zu machen, das Geprägte nach seinem innern Werthgehalte neu zu bestimmen.

Auch hier in dieser kleinen Geschichte von Menschen, die dem großen Weltgewirr abseits liegen, spiegelt sich das wiederum ab.

Die Mutter, die innerlich am meisten sich freute mit der glücklichen Erfüllung, war doch wieder voll eigenthümlicher Besorgniß wegen der Weltmeinung. „Ihr habt's doch leichtsinnig gemacht," klagte sie zu Amrei, „daß du so in's Haus gekommen bist und daß man dich nicht abholen kann zur Hochzeit. Das ist halt nicht schön und ist nicht der Brauch. Wenn ich

dich nur noch fortschicken könnte auf einige Zeit oder auch den Johannes, daß Alles mehr Schick bekäme." Und dem Johannes klagte sie: „Ich höre schon, was es für Gerede giebt, wenn du so schnell heirathest: zweimal aufgeboten und das Drittemal abgekauft, Alles so kurz angebunden, das thun liederliche Menschen."

Sie ließ sich aber in Beidem wieder beschwichtigen und sie lächelte, als Johannes sagte: „Ihr habt doch sonst Alles so gut durchstudirt wie ein Pfarrer; jetzt Mutter, warum sollen denn ehrliche Leute eine Sache lassen, weil sich unehrliche dahinter verstecken? Kann man mir was Böses nachreden!"

„Nein, du bist dein Leben lang brav gewesen."

„Gut. Drum soll man jetzt auch in Etwas an mich glauben, und glauben, daß das auch brav sei, was nicht im ersten Augenmaß so aussehen mag; ich kann das verlangen. Und wie ich und meine Amrei zusammengekommen sind, das ist einmal so aus der Ordnung, das hat seinen besonderen Weg von der Landstraße ab. Und es ist kein schlechter Weg. Das ist ja wie ein Wunder, wenn man Alles recht bedenkt, und was geht uns das an, wenn die Leute heut' kein Wunder mehr wollen, und da allerlei Unsauberkeit finden möchten? Man muß Courage haben und nicht in Allem nach der Welt fragen. Der Pfarrer von Hirlingen hat einmal gesagt: wenn heutigen Tages ein Prophet aufstünde, müßte er vorher sein Staatsexamen machen, ob's auch in der alten Ordnung ist, was er will. Jetzt, Mutter, wenn man bei sich weiß, daß Etwas recht ist, da geht man grad durch und stößt hüben

und drüben weg, was Einem im Weg ist. Laß sie nur eine Weile verwundert dreinglotzen, sie werden sich mit der Zeit schon anders besinnen."

Die Mutter mochte fühlen, daß ein Wunder wohl als glückliche plötzliche Erscheinung gelten könne, daß aber auch das Ungewöhnlichste sich allmälig doch wieder einfügen müsse in die Gesetze des Herkommens und des gewohnten stetigen Ganges, daß die Hochzeit wohl wie ein Wunder erscheinen könne, die Ehe aber nicht, die eine geregelte Fortsetzung in sich schließt. Sie sagte daher: „Mit all' den Leuten, die du jetzt gering ansiehst und stolz, weil du weißt, du thust das Rechte, mit denen mußt du doch wieder leben und verlangst, daß sie dich nicht scheel ansehen, und dir deine Ehre lassen; und dafür, daß die Menschen das thun, mußt du ihnen das Gehörige auch geben und lassen; du kannst sie nicht zwingen, daß sie an dir eine Ausnahme sehen sollen, und du kannst nicht Jedem nachlaufen und ihm sagen: wenn du wüßtest, wie's gekommen ist, du würdest mir rechtschaffen Recht geben." Johannes aber erwiderte:

„Ihr werdet es erfahren, daß Niemand gegen meine Amrei was haben kann, der sie nur eine Stunde gesehen hat." Und er hatte ein gutes Mittel, die Mutter nicht nur zu beschwichtigen, sondern auch innerlichst zu erquicken, indem er ihr berichtete, wie alles Das, was sie als Mahnung und Erwartung ausgesprochen habe, wie „angefremt" (bestellt) eingetroffen sei, und sie mußte lachen, als er schloß: „Ihr habt den Leisten im Kopf gehabt, nach dem die Schuhe da

oben gemacht sind; und die drin herumlaufen soll, paßt wie gegossen darauf."

Die Mutter ließ sich beruhigen, und am Samstag Morgen vor dem Familienrath kam Dami, er mußte aber sogleich wieder zurück nach Haldenbrunn, um dort bei Schultheiß und Amt alle nöthigen Papiere zu besorgen.

Der erste Sonntag war ein schwerer Tag auf dem Hofe des Landfriedbauern. Die Alten hatten Amrei angenommen, aber wie wird es mit der Familie werden? Es ist nicht leicht in solch eine schwere Familie zu kommen, wenn man nicht mit Roß und Wagen hineinfährt und allerlei Hausrath und Geld und eine breite Verwandtschaft Bahn macht.

Das war ein Fahren am nächsten Sonntag vom Oberland und Unterland her zum Landfriedbauern. Es kamen angefahren die Schwäger und Schwägerinnen mit ihrer Sippe. „Der Johannes hat sich eine Frau geholt und hat sie gleich mitgebracht, ohne daß Eltern, ohne daß Pfarrer, ohne daß Obrigkeit ein Wort dazu gesagt. Das muß eine Schöne sein, die er hinter dem Zaun gefunden." So hieß es allerwärts. Die Pferde an den Wagen spürten, was beim Landfriedbauern geschehen war, sie bekamen manchen Hieb, und wenn sie ausschlugen, ging es ihnen noch ärger, und wer da fuhr, hieb drauf los, bis ihm der Arm müde wurde, und dann gab's noch manchen Zank mit der Frau, die daneben saß und über solch ungebührliches, waghalsiges Dreinfahren schimpfte und weinte. — Eine kleine Wagenburg stand im Hofe des Landfriedbauern und

drin in der Stube war die ganze schwere Familie versammelt. Mit hohen Wasserstiefeln, mit nägelbeschlagenen Schnürschuhen, mit dreieckigen Hüten, wo bei dem Einen die Spitze, bei dem Andern die Breite nach vorn saß, war man beisammen. Die Frauen pisperten unter einander und winkten dann ihren Männern oder sagten ihnen leise: sie sollten nur sie machen lassen, sie wollten den fremden Vogel schon hinausbeißen, und es war ein bitterböses Lachen, das entstand, als man bald da, bald dort hörte, daß Amrei die Gänse gehütet habe.

Endlich kam Amrei, aber sie konnte Niemand die Hand reichen. Sie trug eine große Glasflasche voll Rothwein unterm Arm und so viel Gläser und zwei Teller mit Backwerk, daß es schien, sie habe ganz allein sieben Hände, jedes Fingergelenk war eine Hand, und sie stellte Alles so ruhig und geräuschlos auf den Tisch, auf dem die Schwiegermutter ein weißes Tuch ausgebreitet hatte, daß Alle sie staunend betrachteten. Sie schenkte ruhig alle Gläser voll, sie zitterte nicht dabei, und jetzt sagte sie: „Die Eltern haben mir das Recht gegeben, Euch von Herzen willkommen zu heißen. Jetzt trinket."

„Wir sind's nicht gewohnt des Morgens!" sagte ein schwerer Mann mit ungewöhnlich großer Nase und fläzte sich auf seinem Stuhle weit aus. Es war Jörg, der älteste Bruder des Johannes.

„Wir trinken nur Gänsewein!" sagte eine der Frauen und ein nicht sehr verhaltenes Lachen entstand.

Amrei fühlte den Stich wohl, aber sie hielt an sich und die Schwester des Johannes war die Erste, die ihr Bescheid that und das Glas ergriff. Sie stieß zuerst mit Johannes an: „Gesegne dir's Gott!“ Nur halb stieß sie mit Amrei an, die auch ihr Glas hinhielt. Nun hielten es die andern Frauen für unhöflich, ja sogar für sündhaft — denn es gilt beim ersten Trunke — dem sogenannten Johannestrunke, für sündhaft, nicht Bescheid zu thun — nicht auch zuzugreifen und auch die Männer ließen sich dazu bewegen, und man hörte eine Zeitlang Gläser klingen und wieder absetzen.

„Der Vater hat Recht,“ sagte endlich die alte Landfriedbäuerin zu ihrer Tochter, „die Amrei sieht doch aus, wie wenn sie deine Schwester wär', aber eigentlich noch mehr sieht sie der verstorbenen Lisbeth ähnlich.“

„Ja, es ist Keines verkürzt. Wenn ja die Lisbeth am Leben geblieben wär', wär' das Vermögen ja auch um einen Theil geringer,“ sagte der Vater und die Mutter setzte hinzu:

„Jetzt haben wir sie aber wieder.“

Der Alte traf den Punkt, der Alle wurmte, obgleich sie sich Alle einredeten, daß sie gegen Amrei nur eingenommen seien, weil sie so familienlos dahergekommen. Und während Amrei mit der Schwester des Johannes sprach, sagte der Alte leise zu seinem ältesten Sohne:

„Der sieht man nicht an, was hinter ihr steckt. Denk' nur, sie hat im Geheimen einen gehauften Sack voll Kronenthaler gehabt; aber mußt Niemand was

davon sagen.“ Das ward so unweigerlich befolgt, daß binnen wenigen Minuten Alle in der Stube es wußten, bis auf die Schwester des Johannes, die sich später viel zu Gute drauf that, daß sie mit Amrei so gewesen sei, obgleich sie geglaubt hatte, daß Amrei keinen Heller besitze.

Richtig! Johannes war hinausgegangen und jetzt kam er wieder mit einem Sacke, auf dem der Name: „Josenhans von Haldenbrunn“ geschrieben war, und er leerte den reichen Inhalt desselben klirrend und rasselnd auf den Tisch und Alles staunte, am meisten aber der Vater und die Mutter.

So hatte Amrei also wirklich einen geheimen Schatz gehabt! Denn das war ja viel mehr als Jedes ihr gegeben!

Amrei wagte es nicht aufzuschauen und Jedes lobte sie über ihre beispiellose Bescheidenheit. Nun gelang es Amrei, Alle nach und nach für sich zu gewinnen und als die schwere Familie am Abend Abschied nahm, sagte ihr Jedes im Geheimen: „Schau, ich bin's nicht gewesen, der gegen dich war, weil du Nichts hast, Der und Der und Die und Die haben dir's immer vorgehalten. Ich sag' jetzt wie ich früher gedacht und auch gesagt habe: wenn du auch nichts gehabt hättest als was du auf dem Leib trägst, du bist wie gedrechselt für unsere Familie und eine bessere Frau für den Johannes und eine bessere Söhnerin für die Eltern hätt' ich mir nicht wünschen mögen.“

Das war freilich jetzt leicht, weil sie Alle glaubten, daß Amrei ein namhaftes baares Vermögen beibrachte. —

Im Allgäu redete man noch Jahrelang von der wunderbaren Art wie der junge Landfriedbauer sich seine Frau geholt und wie er und seine Frau an ihrer eigenen Hochzeit so schön mit einander getanzt hatten, und besonders einen Walzer, den sie „Silbertrab“ nannten, und sie hatten sich dazu vom Unterland her die Musik kommen lassen.

Und Dami? Er ist einer der ruhmvollsten Hirten im Allgäu und hat einen hohen Namen, denn er heißt hier zu Lande der „Geierdami,“ denn Dami hat schon zwei gefährliche Geierhorste ausgehoben zur Rache dafür, weil ihm zweimal nacheinander frischgeworfene Lämmer davon getragen wurden. Wenn es noch Ritterschlag gäbe, er hieße: Damian von Geierhorst; aber der Mannesstamm derer Josenhansen von Geierhorst stirbt mit ihm aus, denn er bleibt ledig, ist aber ein guter Ohm, besser als der in Amerika. Wenn das Vieh gesommert hat, weiß er zur Winterszeit den Kindern seiner Schwester viel zu erzählen vom Leben in Amerika, vom Kohlenmathes im Moosbrunnenwald und von Hirtenfahrten im Allgäugebirge; da weiß er besonders viel kluge Streiche von seiner sogenannten „Heerkuh,“ die die tiefklingende Vorschelle trägt. Und Dami sagte einst seiner Schwester: „Bäuerin,“ denn so nennt er sie stets, „Bäuerin, dein ältester Bub artet dir nach, der hat auch so Worte wie du. Denk' nur, sagt mir der Bursche heute: gelt Ohm, deine Heerkuh ist deine Herzkuh? Ja, der ist ganz nach deinem Model.“

Der Landfriedbauer Johannes wollte sein erstes Töchterchen gern „Barfüßele“ taufen lassen, aber es

ist nicht mehr gestattet, daß man neue Namen aus Lebensereignissen bilde; der Name Barfüßele wurde nicht angenommen im Kirchenregister und Johannes ließ das Kind „Barbara“ nennen, änderte das aber aus eigener Machtvollkommenheit in „Barfüßele.“

Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Zweite Gesammtausgabe.

Mit dem photographirten Bildniß des Verfassers.

Zehnter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
1864.

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Spinoza.

Ein Denkerleben.

Erster Band.

Aus der Vorrede zur zweiten Auflage.

Achtzehn Jahre sind es, seit ich dies mein erstes Buch der Oeffentlichkeit übergab.

Ich erkenne es als ein hohes Glück, daß Schicksal und Bildungsgang mich in erster Jugendzeit dahin drängten, mich in das Leben eines so erhabenen Geistes zu vertiefen, und daß mir hierzu jetzt von Neuem Veranlassung geboten wurde; daß ich ein andächtiges Jugendstreben mit dem Eifer des Mannes wieder zu erfassen Gelegenheit hatte, das zähle ich zu meinen freudigsten Erlebnissen.

In dieser Empfindung habe ich das Buch nach Maßgabe meiner Kraft mit Sorgfalt durchgearbeitet.

Der große Genius hat das Recht und die Pflicht, die ersten Arbeiten seines Geistes unberührt stehen zu lassen, da sie als Denkmale seiner Entwicklungsgeschichte eine Bedeutung haben. Wir Anderen sind meiner Ueberzeugung nach verpflichtet, den Leistungen des ersten Schaffenstriebes dadurch Berechtigung der Dauer zu

geben, daß wir Gehalt und Gestalt derselben mit reiferer Erkenntniß möglichst zu vollenden und abzuklären suchen.

Bei dem vorliegenden Werke kam noch in Betracht, daß eine solche gereifte Erkenntniß durch den Helden dieser Darstellung besonders erheischt wird.

Und endlich mag noch hinzugesetzt werden, daß ich wohl hoffen darf, mit der erneuten Arbeit vor ein neues Publikum zu treten.

Ich habe mich bemüht, Einfachheit und Correctheit in Gedanken und Ausdruck zu bringen; der Bau des Ganzen ist in seinem ursprünglichen Bestande gelassen.

Da neben dem sittenschildernden und culturgeschichtlichen Interesse das Genetische und Pragmatische hier vorherrschend ist, wurde dieß noch mehr geklärt und vertieft.

Ich war mir stets bewußt, wie schwer solches Unternehmen ist, wenn es nicht dahin kommen soll, daß man alte Säcke mit neuen Lappen flickt.

Letzteres wird der unbefangene Leser in dieser Darstellung hoffentlich nicht finden, und wer sich die Mühe geben will, beide Bücher zu vergleichen, wird mindestens meine redliche Hingebung nicht verkennen.

Seit dem ersten Erscheinen dieses Buches habe ich Spinoza's Werke mit der nach den Quellen bearbeiteten

Biographie des Philosophen[1] herausgegeben, und ich kann mich rücksichtlich seines Systems und seiner Lebensereignisse darauf berufen.

Nur zwei Stellen mögen hier ausführlich Raum finden, um es zu rechtfertigen, daß ich einerseits in theologischen Dingen später veröffentlichte Ergebnisse ausführlich oder im Keime in die Jugend zurückversetzte, und andererseits den Philosophen inmitten großer Schwankungen des Lebens und der Weltbetrachtung zeigte.

Im 9. Capitel des theologisch-politischen Tractats sagt Spinoza nach Darlegung seiner exegetischen Grundsätze:

„Ich bekenne, daß obgleich ich lange suchte, ich doch nichts dergleichen finden konnte. Und ich setze hinzu, daß ich hier nichts schreibe, was ich nicht schon längst und lange überdacht habe, und obgleich ich von Kindheit an mit den gewöhnlichen Meinungen über die Schrift erfüllt wurde, konnte ich sie doch schließlich nicht gelten lassen.“

Und mit der Unbefangenheit, die nur einem freien Herzen zusteht, macht Spinoza in seiner Abhandlung

[1] Spinoza's sämmtl. Werke ꝛc. (Stuttg. 1841, 5 Bde.)

„über die Ausbildung der Erkenntniß" — nachdem er das Ziel der allgemeinen Bestrebungen: Reichthum, Ehre und sinnliche Lust dargestellt und ihre Nichtigkeit aufgezeigt — folgendes Selbstbekenntniß: „Obgleich ich in meinem Denken dieß (daß der Gedanke der Einheit mit der Natur das höchste Gut) so klar begriff, konnte ich doch noch nicht alle Habsucht und Sinnengier und allen Ehrgeiz ablegen."

Möge nun der Einblick in die Lebensbedingungen und in das Walten einer solchen Menschennatur dem vorurtheilsfreien Leser den Segen der Erhebung bringen, und ihn zur freien Erkenntniß seines eigenen Wesens und Geschicks führen.

Ich weiß, wie viel mir dazu fehlt, um dem Meister in seinem Gange nachzugehen, aber ich nehme mir die Schlußworte seiner Ethik zum Troste:

„Alles Hohe ist so schwer als selten."

Dresden, 12. August 1854.

Berthold Auerbach.

Zum Drittenmal

hatte ich nun dieses Buch unter der Hand und immer auf's Neue erkannte ich wieder die Größe der Aufgabe nicht minder, als die Unmacht, sie in dieser Form zu lösen.

Ich glaube, man wird es nicht mißverstehen, wenn ich sage, daß auch die Pietät mich hier in der freien dichterischen Produktion hemmte, da diese es vielleicht mit den biographischen Thatsachen und ihrer Folgenreihe weniger streng genommen hätte, um den Geisteshelden in gesteigerte, einander drängende Conflicte zu bringen. Ich wagte es nicht, die Hoheit seines Wesens mächtiger erschüttert oder zeitweise getrübt darzustellen, als sich an die wirklichen Vorgänge seines Lebens anknüpfen ließ.

Es ist mir eine tiefe Erquickung, daß ich zur Kenntniß und Würdigung Spinoza's gerade in seinem eigenen Vaterlande mitwirken konnte, da Herr Dr. D. Burger dieses Buch mit freundlichen Geleitworten ins Holländische übersetzte. Indem ich demselben für diese

Mitwirkung danke, wünsche ich mit ihm, daß dies ein Buch sei „hetwelk Spinoza meer populair maakt.“

Ich habe bei dieser neuen Durchsicht Mehreres bestimmter abgeschlossen, da ich nicht voraussehe, wann und ob ich überhaupt noch zur Ausführung eines ehedem lang gehegten Planes komme: das fernere Leben Spinoza's, nach seinem Weggange von Amsterdam, in ähnlicher Weise zu behandeln. Einige Berichtigungen verdanke ich freundlicher Mittheilung aus Amsterdam, die ich noch bestimmter werde benützen können, wenn ich, wie ich hoffe, in den nächsten Jahren die Zeit gewinne, mit der Durchsicht meiner Uebersetzung von Spinoza's sämmtlichen Werken auch die Biographie neu zu bearbeiten.

Dresden, im December 1857.

B. A.

Inhalt.

Seite

1. Akosta 1
2. Ein Freitagabend 14
3. Der jüdische Dominikaner 26
4. Die Synagoge 39
5. Vater und Sohn 48
   Manuela 53
6. Thalmud und Latein 101
7. Der Friedenstraktat 122
8. Der Kabbalist 142
9. Der Lucianist 163
10. Benedictus sit 183
11. Ein neuer Mensch 198

Digitized by Google

1. Akosta.

Es war am Freitag Nachmittage zu Ende April 1647, als in einem abgelegenen Winkel des jüdischen Friedhofes zu Oudekerk bei Amsterdam emsig geschaufelt wurde, um einen eben eingesenkten Sarg mit Erde zu bedecken. Kein Klagender stand dabei. Die Anwesenden theilten sich in Gruppen, wo man bald von Begebenheiten des Tages, bald vom Leben und Sterben dessen, der hier der Erde übergeben worden, sich unterhielt, und die am Grabe selber beschäftigt waren, sputeten sich schweigend und mit gleichgiltigen Mienen; denn schon mahnte die Sonne, die sich gen Westen neigte, daß es bald Zeit sei, „das Antlitz des Sabbaths zu begrüßen.“ Nur zu Häupten des Grabes stand ein blasser Jüngling, der nachdenklichen Blickes die braunen Schollen in die Grube hinabwälzen sah. Mit seiner Linken zerpflückte er, ohne es zu wissen, Knospen, die an dem glattgeschornen Buchenzaune hervorkeimten.

„Junger Freund,“ redete in spanischer Sprache ein Fremder den Jüngling an, „Ihr seid wohl der einzige Anverwandte dessen, der da unten ruht? Ich seh's Euch an, Ihr kanntet ihn gut, und könnt mir wohl

sagen, wer es denn ist, der hier wie ein Verpesteter eingescharrt wird, ohne Trauerwort, ohne Klage, ohne Seufzer. Ich bin fremd — "

„Ich bin nicht mehr mit ihm verwandt als Ihr" — sprach der Jüngling nach einigem Zaudern — „wofern Ihr, wie ich vermuthe, von Israels Stamm seid. Wohl müßt Ihr fremd und von fernen Landen hergekommen sein, da Ihr das Schicksal dieses Unglücklichen, Gottverlassenen nicht kennt. O! er war groß und herrlich und wie ist er in die Grube gesunken — "

„Ich bitt' Euch," unterbrach der Fremde, „macht es nicht wie die Anderen die ich schon befragte, als ich von der Straße aus hieher einlenkte; erzählt — "

„Kennt Ihr das Geschlecht der da Costa aus Oporto?" fragte der Jüngling.

„Wer hätte in Spanien gelebt, zu dem der Ruhm dieses Geschlechtes nicht gedrungen wäre? Die angesehensten Ritter trugen diesen Namen. Miguel da Costa, nach dessen Tode die ganze Familie aus Oporto verschwand, war einer der stattlichsten Ritter, die ich auf dem Turniere zu Lisboa gesehen; er war einst ein eifriger Anhänger unserer heimlichen Gemeinde gewesen." —

„Der nun endlich dort seine Ruhe gefunden," begann der Jüngling, „das war sein Sohn, und wie mein Vater oft sagte, in Gestalt und Haltung das vollkommene Ebenbild seines Vaters. Gabriel, so hieß er, war in allen ritterlichen Künsten geübt, in den Wissenschaften erfahren, besonders in der Rechtsgelehrsamkeit. Obgleich schon frühe von Religionszweifeln gemartert, hatte er dennoch in seinem fünfundzwanzigsten

Jahre das Amt eines Schatzmeisters bei der Stiftskirche angenommen; da erwachte endlich in ihm der Eifer für die angestammte Religion, und er verließ mit Mutter und Brüdern das Land, wo die Gebeine so vieler ob unseres Glaubens Erschlagenen ruhen, wo Juden ohne Zahl vor Bildern knien und sie küssen, die sie —" Hier hielt der Jüngling plötzlich inne, und horchte auf das Gespräch Zweier, die am Grabe schaufelten.

„Gott verzeih' mir meine Sünden," sprach der Eine, „aber ich bleibe doch dabei, der Bösewicht hätt' es nicht verdient, daß er noch am Freitag Abend begraben wird; nun ist er, weil der Sabbath eintritt, von den Qualen der ersten Verwesung erlöst. Jetzt, wenn seine Seele hinüberkommt, kommt er zum gedeckten Tisch, er braucht auch nicht alsbald in das Gehinom (die Hölle) einzuspaziren, denn am Sabbath dürfen ja alle Bösewichter von ihren Qualen ruhen; ich hab's ja gesagt, man solle ihn liegen lassen bis Sonntag Morgen, wär' immer noch Zeit genug für die Bescheerung die auf ihn wartet, und am Ende verleitet er uns noch in seinem Tod dazu, ein Loch in den Sabbath hinein zu arbeiten. Drum mach' hurtig, daß wir fertig werden."

„Ja, ja," entgegnete der Andere, „der wird sich wundern, wenn er hinüberkommt, und ihn die Würgengel mit feurigen Ruthen peitschen; da wird er's doch wohl glauben, daß es noch eine andere Welt giebt, was er sein Lebtag nicht einsehen wollte. Meinst du nicht auch?"

„Ich bitt' Euch, erzählt mir weiter," sprach der Fremde.

„Ihr habt's gehört, was die da sagten," erwiderte der Jüngling, „und der Kleine dort mit dem hohen Rücken, der jetzt so über ihn schimpft, hat viel Gutes von ihm genossen, denn seine Mildthätigkeit war ohne Grenzen. Gabriel kam hieher nach Amsterdam, unterwarf sich allen Vorschriften und trat in unsern Glauben ein. Er führte von nun an den Namen Uriel Akosta. Er befolgte eifrig was geschrieben steht: „Du sollst darin forschen Tag und Nacht." Man hat mir oft erzählt, es war rührend anzusehen, wie der stattliche Mann es nicht verschmähte, selbst von einem kleinen Jungen sich im Hebräischen und in der heiligen Schrift unterweisen zu lassen. Aber bald ist ein unheiliger Geist in ihn gefahren, und er begann zu spotten über unsere frommen Rabbinen. Ihr habt's so eben hier gehört, daß er einer von denen war, welche die Grundlehren leugnen; er hat die Sünden seines Herzens in Schriften niedergelegt und sie noch durch das göttliche Wort begründen wollen. Rabbi Salomon de Silva, unser berühmter Arzt, hat seine Lügenlehren widerlegt. Akosta wurde in den Bann gethan, er befreite sich davon durch Widerruf. Aber der Widerspruchsgeist in ihm ruhte nicht; er widersetzte sich nicht nur unserer heiligen Religion, indem er, wie sein eigener Neffe von ihm aussagte, den Sabbath entweihte und verbotene Speisen genoß, zwei Christen, die zum Judenthum übertreten wollten, solches auf's höchste widerrieth, sondern er sprach sich auch noch öffentlich als ein wahrer Gottesleugner gegen alle Religion aus. Sieben Jahre lang weigerte er sich, den Vorschriften unserer Religion

nachzuleben, und sich der Buße, die ihm auferlegt würde, zu unterziehen. Er sollte in den großen Bann gethan und auf ewig aus unserer Gemeinde ausgestoßen werden. Auf Zureden seines ehemaligen Freundes, des frommen Rabbi Naphthali Pereira, unterwarf er sich dem Ausspruch des Beth-Din (kirchliches Rabbinengericht) und trug alle die harten Strafen, die man über ihn verhängte. Mein Vater hat oft gesagt: hätte Akosta für unsere Religion in die Schlacht ziehen dürfen, er wäre freudigen Muthes für sie in den Tod gegangen; aber für sie leben konnte er nicht. — Häusliche Zerwürfnisse, die Auflösung seiner Verlobung mit einer Tochter des Josua di Leon zerrütteten seinen Geist vollends. Er hat als Testament eine Beschreibung seines Lebens hinterlassen, worin er sich zu vertheidigen sucht; wenn Ihr aber in Amsterdam verweilt, könnt Ihr noch manches Andere über ihn vernehmen. Schon seit langer Zeit sprach er ganz gegen seine frühere Weise fast mit Niemand mehr ein Wort; man hielt es für Reue, aber er brütete auf neue Unthat. Den Rabbi Naphthali Pereira mied er jetzt, denn er hielt ihn für den Urheber seiner Leiden und seines Mißgeschicks. Gestern früh, als der Rabbi aus der Synagoge heimkehrt und an Akosta's Haus vorübergeht, schießt der Abtrünnige mit einer Pistole nach dem frommen Manne. Er war sonst ein guter Schütze und soll in seiner Vaterstadt deshalb berühmt gewesen sein, aber ein Engel vom Himmel muß seinen Arm erfaßt haben, denn es ist wunderbar, daß er den frommen Mann nicht beschädigte! Er scheint Alles vorbedacht zu haben, denn gleich darauf ergriff er

eine zweite geladene Pistole und schoß sich in den Mund, daß sein Gehirn bis an die Decke hinauf gespritzt sein soll. Darum wird er nun so ehrlos —"

„Baruch!" unterbrach hier den Jüngling eine lange Gestalt die sich ihm näherte, „Baruch, komm', es ist Alles fertig, wir wollen mit unserm Lehrer heimgehen."

„Ich komme, Chisdai," erwiderte Baruch, verbeugte sich vor dem Fremden und ging dahin, wo die versammelten Anwesenden das in aramäischer Sprache verfaßte Gebet für die Auferstehung der Todten und den Wiederaufbau Jerusalems sprachen. Beim Herausgehen aus dem Friedhofe raufte ein Jeder dreimal Gras aus dem Boden, warf es über dem Kopfe hinweg hinter sich und sprach hiebei in hebräischer Sprache die Worte: „Sie sprossen aus der Stadt wie das Gras des Feldes" (Ps. 72, 16.). Vor dem Friedhofe wusch man sich mit bereit gehaltenem Wasser dreimal die Hände, um sich von der Berührung der Dämonen, die auf dem Todesacker hausen, zu reinigen. Dabei mußte man den Vers (Jes. 25, 8.): „den Tod verschlingt er auf ewig 2c." sprechen. Jetzt erst machte man sich auf den Weg nach Hause; aber auch beim Gehen mußten noch dreimal die Verse von Ps. 90, 15. und Ps. 91 gesprochen werden. Dem Brauche gemäß setzte man sich jedesmal beim Beginn der Verse auf einen Stein oder Rasen; war der erste Vers gesprochen, dann förderte man wieder betend seine Schritte. So gingen Baruch und Chisdai, ihren Lehrer Rabbi Saul Morteira in der Mitte.

„So mögen alle deine Feinde zu Grunde gehen, Herr!" (B. d. Richt. 5, 31.), sprach Chisdai endlich.

„An diesem Stolzen hat sich das Strafgericht Gottes wieder in all seiner Macht offenbart. Du hast seine Büßung nicht gesehen, Baruch, auch ich wünsche, daß mein Auge nie mehr solches erschaue. Ein sündiges Mitleid regte sich Anfangs in mir, bis ich reuevoll einsah, daß die Menschen verpflichtet sind, die Geißel Gottes zu schwingen. Unvergeßlich ist mir Alles. Ich sehe den Abtrünnigen vor mir, wie er im weißen Sterbehemde öffentlich in der Synagoge sein Sündenbekenntniß ablas, das war nicht seine gebieterische Stimme von sonst, er trug seine Stirn nicht mehr so übermüthig hoch; aber was nützte es, daß er, wie der Prophet Jesaias sagt, sein Haupt wie Schilf beugte? Und wie er dann in die Ecke geführt wurde, wie man seine Simsonsarme an die Säule festband, wie man seinen breiten Rücken entblößte, das Alles seh' ich noch so deutlich vor mir, als ob es jetzt vor meinen Augen geschähe. Der Chacham stand neben dem Küster und sprach den Vers (Ps. 78, 38.): „Der Allbarmherzige vergiebt Sünden, schonend wendet den Zorn er, dämpft seinen Grimm er.“ Dreimal sprach er die dreizehn Worte und bei jedem Worte gab der Küster dem Abtrünnigen einen Schlag auf den entblößten Rücken. Nicht den geringsten Schmerzenslaut ließ er vernehmen, und als er die gebotene Zahl längst erhalten hatte, lag er noch immer regungslos da, sein Mund küßte den Boden, den sein Fuß zu betreten sich geweigert hatte. Endlich wurde er wieder angekleidet und an den Ausgang der Synagoge geführt; dort unter der Thür mußte er hinknieen, der Küster hielt ihm den Kopf, und ein Jeder, der aus der Synagoge ging,

setzte den Fuß auf seinen mit Schwielen besäten Rücken und schritt über ihn weg; ich machte mich schwerer als ich auf ihm stand, daß er meinen Tritt auch fühle. Ich sage dir, es ist Schade, daß dein Vater gerade jenen Tag mit dir verreist; ich sah ihn dann, wie er, da Alles fort war, sich aufraffte, nochmals in die Synagoge zurückging, die heilige Lade stürmisch aufriß und lange hinstarrte auf die Gesetzesrollen, bis ihn der Küster ans Weggehen mahnte. „Sind mir die Himmelsthore jetzt wieder offen?“ fragte er, und mir war's, als ob er ein gellendes Gelächter dabei ausstieße. Er hüllte sich in seinen Mantel und schlich nach Hause. Gottes Wege sind gerecht! Er ist in die Grube gefallen, die er Andern gegraben. So müssen sie Alle zu Grunde gehen. Er ist verloren hier und dort.“ Chisdai schielte nach seinem Lehrer, um aus seinen Mienen den beifälligen Lohn für seinen heiligen Eifer zu lesen; dieser aber schüttelte nachdenklich den Kopf und sprach noch leise das Gebet vor sich hin.

Baruch hatte schon zweimal den Mund geöffnet, um seinem Mitschüler zu antworten; doch in der Furcht, er könnte den Sünder aus Mitleid mit seinem Schicksale zu warm vertheidigen, hatte er geschwiegen. Als er aber jetzt das Mißfallen seines Lehrers wahrnahm, sprach er ermuthigt: „Du scheinst das Beispiel der Frau des Rabbi Mejir nicht nachahmen zu wollen.“ — Er deutete hiemit auf jene Erzählung im Thalmud, wo die Frau in dem Verse (Ps. 104, 35.): „O daß die Sünder von der Erde vergingen, auf daß die Gottlosen vernichtet wären,“ das Wort „Sünder“ in „Sünden“

verwandelte — und fuhr dann fort: „Wo giebt es einen Gerechten auf Erden, der nur Gutes thue und nicht sündige? (Pred. 7, 20.) Auch ich verabscheue jene Lehren, die den wirren Uriel verleiteten —"

„Du darfst seinen Namen nicht mehr nennen, er ist ausgelöscht," unterbrach Chisdai und Baruch fuhr fort:

„Er hat seine Lehre selbst damit verworfen, da sie ihn zum Selbstmorde führte. Da er noch lebte, haben ihn die Menschen gerichtet; nun er todt ist, darf nur Gott ihn richten."

Der Rabbi nickte Baruch zu, ohne ein Wort zu sagen, da er noch immer mit dem Sprechen des Psalmes beschäftigt war.

„Es steht ja aber auch geschrieben," sprach Chisdai trotzig (Spr. 10, 7.): „Der Name der Gottlosen soll verfaulen."

Lautlos gingen die Drei noch einige Minuten neben einander, ein Jeder von eigenthümlichen Gedanken bewegt. Endlich brach der Lehrer sein Schweigen und erklärte, daß das offenbarte Gesetz keine Abtrünnigkeit dulde; denn darum habe es Gott mit seinem Finger geschrieben und uns überliefert, daß wir Alle darnach leben. Wer nach den Eingebungen seiner Vernunft leben zu können vermeint, leugnet damit die Nothwendigkeit der Offenbarung, leugnet ihre Wahrheit und verhöhnt somit das Gesetz, das ihn treffen muß. „Es giebt wohl Menschen," schloß der Rabbi, „die da sagen: laßt Jeden denken und glauben, wie er's vor sich verantworten kann — diese sind selbst, ohne daß sie es wissen,

abgefallen. Wir dürfen Niemand, der in unserm Glauben geboren ist, seinem Verderb überlassen, der auch unser Verderb sein würde. Können wir ihn mit Worten zu Reue und Buße zurückführen, singen wir Halleluja; bleibt er verstockt und widerspenstig, so zerreißen wir unser Kleid: er ist todt, er muß sterben oder den Satan in seinem Herzen tödten. Wir zwingen ihn mit aller Macht, die uns Gott gegeben."

„Man zwingt ihn, bis er sagt: ich will," schaltete hier Chisdai aus dem Thalmud ein und der Rabbi fuhr fort:

„Können wir den Lügengeist nicht von ihm trennen, so vertilgen wir ihn selbst mit sammt seinem Satan. Wo kein Wort mehr ausreicht, hat uns der Herr den Stein gegeben um zu steinigen. Laßt euch nicht verleiten von denen, die jetzt weichen Herzens sind über das Ende des Abtrünnigen dort und mitleidig sagen: man hätte ihn schonen, ihn nicht so weit treiben sollen. — Es ist ihm wohl geschehen, daß er nicht länger sündigen durfte."

Es mußte sich eine eigenthümliche Gedankenfolge in Baruch gebildet haben, denn er fragte nach einer Pause:

„Wo ist in der heiligen Schrift der Selbstmord verboten?"

„Was das wieder für eine Frage ist!" antwortete der Rabbi mürrisch und Chisdai setzte hinzu:

„Es heißt ja im sechsten Gebote: du sollst nicht morden — Ohne Beisatz, und das heißt weder einen andern noch dich selbst."

„Du kommst heute wieder auf seltsame Querfragen,“ sagte der Rabbi meisternd zu Baruch. Dieser konnte nicht erklären, was ihn bewegte. Der Fremde hatte ihn aus schweren Gedanken herausgerissen, als er am Grabe des Ketzers stand und in die Grube hineinstarrte, darein man den Leib versenkte; es war ihm, als ob man seinen eigenen Körper versenkte und sein Geist irrte fragend und klagend durch die Welt: ist das des Abirrenden Loos, daß man ihn in den Abgrund stößt? Wer kann einer fremden Seele gebieten, wer seiner eigenen, daß sie den Weg innehalte, der vorgeschrieben ist? Wie unzerstörbar muß in dem Eingescharrten sein Denken gewesen sein, daß er um seinetwillen Anderen den Tod zu geben trachtete und sich selber den Tod gab? Wer darf hier richten und verdammen?

Die Ansprache des Fremden hatte solch schweres Sinnen unterbrochen, die Worte des Rabbi auf dem Heimwege hatten aufs Neue den scharfen Gegensatz erweckt und jetzt tauchte eine Erinnerung in der Seele des Jünglings auf: vor Jahren, als er hier zum erstenmale unter den Grabhügeln gestanden, hatte tiefe Wehmuth das Herz des Knaben beschlichen. Man begrub damals den Oheim Immanuel, der immer krank und an das Haus gebannt, sich viel mit den Kindern abgab und sie zu Boten seiner Wünsche an die Außenwelt machte. Als nun alle Leute den Friedhof verlassen hatten, der Eine in die Schule, der Andere nach dem Hafen oder auf die Börse und wieder Andere nach ihren Werkstätten und Kaufläden gingen, und drinnen in der Stadt sich das laute Getümmel fortbewegte, als

wäre nichts geschehen, da erzitterte das Herz des Knaben, denn die Frage regte sich in ihm: wie kann Alles so ununterbrochen fortbestehen, da ja der Oheim nicht mehr zu Hause ist? Stundenlang weinte der Knabe im öden Zimmer des Verstorbenen, dessen Fenster alle weit offen standen wie noch nie, und er schalt über die Leute, die den kranken Mann da draußen liegen ließen und thaten, als ob man von gar keinem Oheim wüßte. Die Mutter — denn dem Vater durfte er solches nicht klagen — suchte ihn zu beruhigen und ihm zu erklären, daß der Oheim nicht mehr allein und nicht mehr krank sei, vielmehr gesund und wohlauf droben bei Gott und allen seinen Vorfahren und allen guten Menschen. Der Knabe konnte das nicht fassen und schrie immer: ja, du hast's nicht gesehen, sie haben ihn in eine tiefe Grube hineingelegt und viel große Erdschollen auf den Schrein geworfen, in dem er geschlafen hat; er ist gewiß aufgewacht und jetzt kann er nicht mehr heraus. Die Mutter suchte dem Knaben zu erklären, daß nur der Körper begraben, die Seele aber bei Gott sei. Der Knabe ward beruhigt, Wochen lang mußte er aber bei Sturm und Wetter noch oft plötzlich daran denken: wie geht es jetzt wohl dem Oheim draußen in der Erde? ...

Seitdem hatte er am Grabe der Mutter gestanden und sich ihrer trostreichen Lehre erinnert. Heute aber am Grabe Akosta's waren jene Erinnerungen von der Beerdigung des Oheims aufs Neue in ihm erwacht. Den Abgefallenen, den man hier einscharrte, hatte sein Leben lang jenes Schmerzgefühl nicht verlassen, das das Herz erzittern macht.

Wie kommt es, daß Kindern und Abgefallenen sich dieselben Fragen aufdrängen? Ist es, weil die Einen noch nichts wissen von den offenbarten Lehren und die Anderen sie freiwillig abwerfen und aus sich selbst die Fragen zu lösen vermeinen? Wer darf strafen wegen solchen Ringens? . . .

„Sei nicht allzugerecht und klügle nicht allzusehr, warum willst du verderben?" Diesen Vers aus dem Prediger Salomo's (7, 17.) sprach sich Baruch im Innern vor und war still.

Man war am Hause des Rabbi angelangt und dieser erinnerte seine Schüler mit bedeutungsvoller Miene, daß morgen der sechste Ijar sei. Man trennte sich, ein Jeder begab sich nach Hause, um noch rasch die Kleider zu wechseln und in die Synagoge zu eilen. —

In die offene Erde fällt das Samenkorn, eine Scholle zerbröckelt und deckt es zu, und Niemand gedenkt wie es keimt und Wurzel schlägt, dem forschenden Auge verborgen. Wohl mag auch das Menschenleben solch verhülltem Wachsthume gleichen, und seine Gesetze sind noch minder offenbar; nur das Gewordene läßt sich fassen, nicht das Werden selbst, die Forschung vermag nur, immer mehr Absatzpunkte in diesem zu erkennen.

Und wiederum erwächst keine Frucht als solche aus einer andern, das Samenkorn muß die Wandlungen des Lebens erneuen, muß keimen und sprossen, Halm, Strauch und Baum werden, um siebenfältig und hundertfältig die Frucht zu erzeugen, die allzeit das Leben neu nährt.

2. Ein Freitagabend.

In dem Eckzimmer des hohen Hauses mit den großen Bogenfenstern und der reichen Stukkaturarbeit, das auf dem Burgwall ohnweit der Synagoge stand, herrschte an jenem Abend eine ungewöhnliche Pracht und Lichtfülle. Die silberne in der Mitte des Zimmers hängende Lampe, deren seltsame Arabesken sonst mit Flor umhüllt waren, glitzerte hell im Widerschein der sieben Lichter, die kreisförmig an ihr brannten. Sie hatten der Herrlichkeiten noch gar viele zu beleuchten: die Polster der kunstreich geschnitzten Sessel hatten die werkeltägigen grauen Ueberzüge abgestreift und boten die Farbenpracht ihrer gold- und seidengestickten Blumen und Vögel dem Auge des Beschauers, so daß man dem bunten Teppiche, der auf dem Boden ausgebreitet lag, kaum einen Blick widmen mochte. Die glänzenden Trinkschalen und Gläser, die in gleichmäßiger Ordnung auf den Schränken standen, spiegelten das Licht in mannigfachen Strahlenbrechungen zurück. Vom Ofen her durchwürzte ein leiser Duft von Sandelholz das ziemlich geräumige Zimmer, in dessen Mitte, gerade unter der Lampe, ein runder Tisch stand. Er war mit röthlich geblümten Linnen bedeckt, die silbernen Becher und Krüge schienen einer kleinen, heitern Gesellschaft zu harren. An der Wand gegen Osten hing

ein auf vergilbtem Pergament gezeichnetes Bild, und drüber standen mit goldenen Buchstaben die ebräischen Worte: „Von dieser Seite weht der Hauch des Lebens.“ Ein vom Alter gebräunter Rahmen umschloß die halbverwischten Umrisse, aus denen jedoch das Bild einer alten Stadt noch erkenntlich war; drunter stand in ebräischer Sprache: „Und die übrigen Völker um euch her sollen erfahren, daß ich der Herr bin, der da bauet was zerstöret, und pflanzet was verheeret war. Ich der Herr sage es und thue es auch.“ (Hes. 36, 36.) Es war die alte Gottesstadt Jerusalem, und wohl manches Auge, das längst vermodert im dunkeln Schooß der Erde, hatte in Thränen der Trauer oder mit dem Freudenblitze der Sehnsucht auf diesem vergilbten Pergamente geruht. — Sonst war kein Bild zu schauen innerhalb der vier Wände, die mit reichen Tapeten geschmückt waren. Auf der Ottomane ruhte eine jugendliche Mädchengestalt: das runde Köpfchen nachlässig auf die Rechte gestützt, deren Finger sich in den kunstlos herabwallenden schwarzen Locken verloren, lag sie unbeweglich da; vor ihr war das Gebetbuch aufgeschlagen, ihr Auge schweifte über dasselbe hinweg und starrte vor sich hin. War's Andacht, war's der Gedanke an Gott, in dem ihre Seele ruhte? war's eine holdschimmernde Erinnerung, die vor ihr auftauchte, oder sind's traumhafte Bilder der Zukunft, die sie umgaukeln und jenes engelhafte Verlangen um die Rosenlippen legen und den Pulsschlag des Herzens verdoppeln? Oder ist es jenes unbewußt selige Traumwachen, welches das Mädchen, das zur Jungfrau reift, so oft überrascht und

namen- und gegenstandloses Verlangen in ihm erregt? — Sabbathliche Stille ruhte auf der ganzen märchenhaft gestalteten Umgebung. —

„Ich glaub's, daß du müd bist, Miriam, ist gar kein Wunder," ließ sich eine näselnde Stimme vernehmen, indem sich die Thür öffnete. Miriam sprang hastig auf, strich die Haare aus der Stirn, küßte inbrünstig das Gebetbuch, legte es auf das Fenstersims, und lockerte schnell die Ottomane wieder auf.

„Nun? was ist das für ein Schreck? Meint Einer es käm' eine Hex'. Es ist wahr, man kann an mir erschrecken wie ich ausseh'; hab' noch nicht Zeit gehabt meine Schmutzkleider auszuziehen. Das heißt aber auch einmal geschafft." So sprach die alte Chaje, und in der That, ihr ganzer Aufzug konnte zu der Bezeichnung, die sie sich selber beilegte, auffordern. Eine in Rauch gebräunte Haube bedeckte ihre grauen Haare genugsam; nur einzelne lockere spannen sich vorwitzig wie Herbstfäden über das runzliche Gesicht herab; ein Kohlenstreif auf der linken Wange bis über die Hälfte der Nase war von Miriam bemerkt worden, und Chaje war eben vor dem Spiegel damit beschäftigt, denselben abzuwischen. „Du hast ganz recht gethan," fuhr sie fort, während sie sich mit ihrer Küchenschürze abtrocknete, „du hast ganz recht, daß du dich ein bischen niedergelegt hast. Wozu steht das Ding das ganze Jahr da und wird nicht gebraucht? Ich wollt', ich könnt' mich jetzt gerad in's Bett legen, ich wollt' gar nichts zu Nacht essen, so müd bin ich; ja, wenn man bald achtzehn Jahr in Einem Dienst ist, spürt man die

Strapatzen, sie setzen sich nicht in die Kleider. Du wirst auch müd sein, zehn mal 'rauf und 'runter, Alles selbst ausräumen, dem Fremden sein Bett zurecht gemacht, es ist keine Kleinigkeit; jetzt ist aber auch Alles proper, er wird sich verwundern. Wie gut ist es, daß du den Fisch noch gekauft hast. Wein, Fisch und Fleisch, das hat der Arme unter den Armen jeden Sabbath; ohne Fisch ist kein rechter Sabbath, es steht ja auch in der Thora. Du bist eine so gute Hauswirthin, daß du bald heirathen darfst; du ladst mich doch auch zur Hochzeit? Mach' nur, daß du keinen solchen kleinen Schiemiehl bekommst wie deine Rebekka. — Hast du gesehen, wie der Baruch heut' wieder aussieht? Als ob er schon zehn Jahr' unter dem Boden gelegen hätt'. Ich fürcht', ich fürcht', das viele Lernen kann ihm, Gott bewahre! an seiner Gesundheit schaden. Tag und Nacht nichts als Lernen und Lernen, wo soll das hinaus? Mein Bruder Abraham hat einen Sohn gehabt, der war so gescheit wie Ristotles, der hat auch zuviel gelernt, bis er sich am Ende ganz hintersinnt hat. Doch still, ich glaub' die Synagog ist schon aus, ich muß gehen, ich darf mich vor keinem ehrenhaften Judenkind sehen lassen wie ich daherkomme, sie kommen schon die Stieg' herauf" — und hiemit huschte sie zur Thüre hinaus.

Miriam war froh, die leidige Schwätzerin los zu sein. Ihr Vater, der Fremde, den wir auf dem Friedhofe mit Baruch im Gespräche gesehen haben, und Baruch selbst traten ein. Miriam ging ihrem Vater entgegen, neigte sich vor ihm, und dieser legte beide

Hände auf das Haupt seiner Tochter und segnete sie leise mit den Worten: „Der Herr mache dich gleich den Erzmüttern Sarah, Rebekka, Rahel und Lea!“ Auch seinen Sohn Baruch segnete er und sprach dabei leise: „Der Herr mache dich gleich Ephraim und Menasse.“ (Gen. 18, 20.) Der Vater und Baruch stimmten einen kurzen Gesang an, worin sie die Schaar der Engel begrüßten, die jedesmal am Sabbath in's Haus des Juden einziehen. Der Ton des Vaters klang wehmüthig, als er hierauf in üblicher Weise mit dem Sohne das Frauenlob (Spr. Sal. Cap. 31, V. 10.) „Wer ein tugendhaftes Weib gefunden“ sang. Die Schönheit und der wohlgeordnete Friede des Hauses war noch wie ehedem, die Hausfrau hatte ihm Bestand gegeben, sie selber aber war ihm durch den Tod entrissen. Doppelt schmerzlich war ihr Gedenken in der Freude des Sabbaths.

Der Fremde betrachtete das an der Wand hängende Bild.

„Kennst du es noch, Rodrigo?“ sagte der Vater, nachdem er die leisen Gebete beendigt, „es ist ein altes Erbstück und hing einst in unsrer Kellersynagoge zu Guadalajara; ich habe es mit vieler Gefahr gerettet.“

Während die Beiden nun von ihren ehemaligen Zusammenkünften sprachen, standen Baruch und Miriam am andern Ende des Zimmers.

„Du machst ja heute wieder ein entsetzlich finsteres Gesicht,“ sagte Miriam und strich dem Bruder mit zarter Hand die Haare aus der Stirn; „da komm an den Spiegel.“ Baruch faßte die Hand der Schwester

und hielt sie fest, er sprach kein Wort und lauschte mit Miriam auf das Gespräch der Männer.

„Das ist eine Fügung Gottes, wofür ich ihm ewig danke, daß ich dich sogleich beim Vorübergehen erkannte," sagte der Vater zu dem Fremden; „also du kennst meinen Baruch schon? Siehst du, das ist meine jüngste Tochter. Wie alt bist du jetzt, Miriam?"

„Nur ein Jahr jünger als Baruch," antwortete das Mädchen hocherröthend.

„Närrische Antwort," sagte der Vater. „Sie ist, glaub' ich, vierzehn Jahr alt. Ich habe noch eine ältere Tochter, Rebekka, die hier verheirathet ist."

„Nun meine Lieben, auch ich habe zwei Kinder," sprach der Fremde, „meine Isabella ist ungefähr so alt als du, Miriam, mein Sohn wird jetzt zwanzig Jahre alt. Ich hoffe, wenn meine Kinder hierher kommen, ihr nehmt euch ihrer an, besonders was unsere heilige Religion betrifft, denn darin sind sie noch unerfahren. Aber hör' einmal," fuhr der Fremde fort, indem er sich mit verschränkten Armen vor Baruch hinstellte. „Wenn ich mir deinen Baruch jetzt betrachte, ist es mir unbegreiflich, daß ich ihn nicht gleich auf dem Friedhof erkannte: diese eigenthümliche Bräunlichkeit der Gesichtsfarbe, diese langen, etwas finster hereingezogenen schwarzen Brauen, ganz wie du in deinen jungen Jahren, wenn du auf einen abenteuerlichen Streich sannest, auch diese Falte auf der unebnen Stirne, das bist ganz du; dagegen die gekrausten schwarzen Haare, die feingeschnittenen Lippen mit den sanften Anlagerungen um die Mundwinkel, o! wie himmlisch süß

Manuela mit diesen Lippen lächelte. Ein gewisser kühner Trotz, der aus dem Angesichte spricht, alles das giebt ihm ein theilweise moriskisches Ansehen, das hat er von seiner Mutter; ach! wenn die noch lebte, was hätte sie für eine Freude, mich jetzt hier zu sehen."

Baruch hörte die Schilderung seiner selbst unwillig und fast zitternd mit an. Als er nun gar von seiner halb moriskischen Abstammung hörte, erinnerte er sich wieder, daß Chisdai ihn in der Schule damit geneckt; er zürnte seinem Vater, der ihm noch nie etwas davon mitgetheilt hatte. Dieser merkte die Verlegenheit seines Sohnes und sagte zu dem Fremden: „Du kannst es nicht verbergen, Rodrigo, daß du ein Schüler von Silva Velasquez bist und am Hofe Philipps den Damen die Schönheiten und Häßlichkeiten Anderer ausdeuten halfst. Baruch, du mußt morgen deine Zeichnungen dem Herrn vorlegen. Sei nur nicht so bang, es ist dir ja nichts geschehen."

„Nein, nein," sagte der Fremde, indem er dem Jüngling die Wange streichelte, „ich hoffe, wir werden gute Freunde. Hast du meinen Vetter, den gelehrten Jakob Casseres, nicht gekannt?"

„Ihn selbst nicht," sagte Baruch, „aber sein Buch: „die sieben Tage der Woche bei der Weltschöpfung" kenne ich."

Man hatte sich zu Tische gesetzt, den Segen über Wein und Brod gesprochen und den Sabbath eingeweiht.

„Es ist doch sonderbar," sagte der Hausvater nach dem Schlußgebete, „sonst, kaum hab' ich den letzten Bissen hinunter, kann ich nicht erwarten, bis ich die

brennende Cigarre im Munde habe; aber am Sabbath, es ist gerade, als ob alle unsere Neigungen andere geworden wären, da fällt mir's gar nicht ein zu rauchen und es kostet mir gar keine Mühe, das Verbot nicht zu übertreten." Der Fremde erwiderte nichts darauf. „Lieber Gott, jetzt bemerk' ich's erst," fuhr der Vater fort, „du hast noch die vaterländische Sitte, den Wein mit Wasser zu vermischen. Bleib' nur bei uns im nebligen Norden, hier auf dem Grunde, den man gewaltsam dem Meere abgerungen und stündlich dagegen wahren muß, wo während der Hälfte des Jahres die Erde erstarrt und des Himmels blau Gezelt stets von Wolken umlagert ist, wo du statt einer von Wohlgerüchen durchwürzten Luft Feuchtigkeit und Dünste einathmest, hier in unserer Stadt, wo kein Brunnen quillt und man das Wasser zum Trinken aus der Ferne holen muß, wo man sich allzeit gleich dem Boden vom Meere gefangen vorkommt; wo das Klima selber den Menschen so ruhig und gelassen macht, und Vorsicht und Geduld, die den Boden des Landes geschaffen haben und erhalten, auch die Hauptttugenden der Menschen sind; bleibe nur hier, glaub' mir, du gewöhnst dich auch an die Sitte, in dein träges und alterndes Blut lauteres Traubenblut zu gießen und es rascher rollen zu lassen. O! es ist ein liebliches und prächtiges Land, unser Spanien, ein Eden, aber von Teufeln bewohnt. Jetzt, da ich bald mein müdes Haupt in den Schooß der Erde legen muß, jetzt erst fühle ich, daß hier nicht der heimische Boden ist, der mich aufnimmt."

„Du wirst ungerecht," entgegnete der Fremde, „nun

du hier sorglos an deinem Tische sitzest und nicht fürchten darfst, dein Freund oder gar dein eigen Kind könnte morgen mit reuigem Gemüthe beichten, daß du insgeheim den Gott Israels verehrest, und es könnte dann die Gluth des Scheiterhaufens statt wie jetzt des köstlich perlenden Weines deine alten Glieder erwärmen, nun denkst du nur noch der Freuden des Vaterlandes und vergissest des jammervollen Greueltodes, der uns überall anstarrte; uns sollten die prächtigen Kastanienwälder mit ihren dunkeln Schatten nicht zur Ruhe und die reichen Forste nicht zur fröhlichen Jagd einladen, morgen konnten jene Bäume unsere Scheiterhaufen, morgen konnten wir das gejagte Wild sein. Wahrlich, wenn ich dich so reden höre, könnte ich jenen Eiferern fast beistimmen, wenn sie die Schuld all der Qualen, die uns erreicht, dem allein beimessen, weil wir unser Vaterland zu sehr geliebt, zu vergnüglich und stolz im dort erlangten Ansehen uns gefielen."

„Ja, ja, du hast recht," entgegnete der Vater, „aber laß uns die Freude des Wiedersehens nicht durch trübe Betrachtungen stören; komm, trink'; doch nein, Miriam hol' die venetianischen Gläser dort her, laß dir von Elsje in den Keller leuchten, und bring' die zwei Flaschen, die mir de Castro unlängst geschickt hat."

„Herrlich," sagte der Fremde, als er das Glas des neu aufgetischten Weines an den Mund gebracht hatte, „das ist ja echter Val de Pennas, wo hast du den her?"

„Wie ich dir sagte, Ramiro de Castro hat mir ihn von Hamburg aus geschickt; der Wein hat mit uns

geblüht, er ist aber mit der Zeit feuriger geworden, und wir —?"

„Nun, wir haben auch gelebt; sei zufrieden. Der Wein weckt die alten längst verrauchten Geister wieder in mir; weißt du noch? Solchen Wein tranken wir an jenem Abend in der Posada neben dem Hause der Donna Ines, die dich schon seit zwei Abenden vergebens harren ließ; du schlugst auf den Tisch und schworst sie nie wieder zu sehen, und den andern Abend hieß es in der verschwiegenen Laube: lieber Alfonso und liebe Ines, ha! ha! ha!"

Der Vater ermahnte seinen Gastfreund leise, doch Rücksicht auf die Kinder zu nehmen; der Fremde aber achtete nicht darauf und ergötzte sich an dem vaterländischen Weine.

„Denkst du noch jener himmlischen Sommerabende," fuhr er dann fort, „als wir auf der Almeda in Guadalajara umherschlenderten? Ich seh' dich noch, wenn um neun Uhr das Glöckchen läutete und Alles wie bezaubert still stand, um ein Pater noster zu beten; ich seh' dich noch vor mir stehen, wie du deinen Hut in der Hand zusammenknitterst, deine Augen sprühten Feuer, als wolltest du die ganze Welt in Flammen setzen und nicht nur Donna Ines allein, du warst stets ein gefährlicher Caballero. Gott im Himmel!" fuhr der Fremde fort, nachdem er noch einen guten Zug Weines genommen, „mir steht noch der Angstschweiß auf der Stirne, wenn ich daran denke, wie wir einst in Toledo vor der Kirche Unserer Frau del Transito standen: siehst du, sagtest du zähneknirschend, das prachtvolle

Gebäude, das war einst eine Synagoge unserer Vorfahren. Samuel Levi, der sie erbaut hat, ist am Galgen verfault, und jetzt — es ist ein wahres Wunder, daß wir bei deinem übermüthigen Geiste immer mit heiler Haut davon gekommen sind."

So ergingen sich die beiden Freunde in Jugenderinnerungen; in einer Stunde lebten sie noch einmal ein Leben voll Liebeslust und Jugendmuth.

„Ich kann nicht begreifen," sagte Baruch einmal, „wie man nur eine Minute glücklich sein kann in einem Lande, wo man stets Verrath und Schmach und Tod um sich her sieht."

„Darum bist du eben noch zu jung," sagte der Fremde. „Glaub' mir, und belauscht man jeden deiner Athemzüge, es giebt Stunden, ja Tage, wo du fröhlich sein und Alles vergessen kannst; und stößt man dich in Schmach, und wirft man dich und die Deinigen in den Koth — ein Allerheiligstes giebt's, wohin keine Erdenmacht reicht, es ist das eigene Bewußtsein und der trauliche Kreis der Unsrigen; der Himmel, der sich uns dort erschließt, den kann uns Niemand rauben, selbst das ewige Schreckbild des Todes nicht. Alle diese Qualen sind über uns gekommen, und doch waren wir glücklich."

„Aber der unaufhörliche Zwiespalt in der Seele? Christ vor der Welt und Jude im Herzen?"

„Das war unser Unglück, das sah ich an deinem Oheim Geronimo."

„Warum verläßt der nicht seine finstere Klause und kommt zu uns herüber?" fragte Baruch.

„Er hat seine Klause verlassen und wir kommen zu ihm. Er ist todt. Junge, diese Leidensgeschichte hättest du mit erleben sollen, es käme dir zu gut für's ganze Leben."

Baruch hatte sich von seinem Sitze erhoben und leise den bei einer Todeskunde vorgeschriebenen Spruch gesagt: „Gelobt seist du Herr unser Gott, König der Welt, wahrhaftiger Richter."

„O erzählt, ich bitt' Euch," sprach er dann; auch Miriam rückte näher an den Tisch und vereinigte ihre Bitte mit der des Bruders.

„Es ist heute Sabbath und ich sollte nicht," sagte der Fremde; „doch weil ihr so sehr bittet, so sei es; ist es ja sein Tod, der mir die Entschlossenheit gab, mich und die Meinen mit Gottes Hülfe aus der Lüge zu retten."

3. Der jüdische Dominikaner.

Rodrigo Casseres nahm noch einen vollen Zug aus seinem langen Glase und erzählte:

„Es werden jetzt ungefähr acht Monate sein, als ich durch Philipp Capsoli einen Brief aus Sevilla erhielt; ich erschrack schon als ich die Aufschrift las: „An Daniel Casseres in Guadalajara.“ Das konnte wieder nur ein unvorsichtiger Jude sein, der mich bei meinem jüdischen Namen nannte; wie erzitterte ich aber erst über den Inhalt des Briefes: „Daniel, Mann des Gefallens,“ hieß es darin, „der Tag der Rache und des Todes ist da; ich will sterben mit den Philistern. Hei! sie sollen spüren wie's thut, wenn man bratet; komm' zu mir; ich bin von heiligen Schergen bewacht. Bei dem Namen des allerheiligsten Gottes, bei der Asche unserer gemordeten Brüder und Schwestern beschwöre ich dich, komm zu deinem sterbenden Geronimo de Espinosa.“ — Es war kein Zweifel, Geronimo selbst hatte den Brief geschrieben; der feine wagrechte Strich, das Zeichen der Verehrung des einzigen Gottes unter seiner Namensunterschrift, zeigte mir das vollkommen, wenn ich gleich die zitternde Handschrift nicht als die seinige erkannte. Ich eröffnete meinen Kindern den Entschluß, nach Sevilla zu reisen; ich war so schwach, mich durch ihre Bitten und Thränen von der Ausführung abhalten

zu lassen. Ich hatte den armen Geronimo fast ganz vergessen, als mich einst ein schaudervoller Traum an ihn erinnerte, und des andern Tages war ich auf der Reise. Ich trennte mich mit beklommenem Herzen von meinen Kindern, denen ich gesagt hatte, ich reiste nach Cordova zu meiner Schwester. Ich zog durch Cordova und schlich mich unbemerkt an dem Hause meiner Schwester vorüber; nirgends konnte ich ruhen noch rasten, es war als ob eine unsichtbare Hand mich unaufhaltsam fortdrängte. Ich kam nach Sevilla. Eben läutete das Glöcklein zur Hora als ich den Trianenberg hinanstieg. Dort weilst du, glühender Geronimo, sprach es in mir, und förderst deine Schritte zur Kapelle; hast Gebet auf den Lippen und Fluch im Herzen. Hieß es nicht Gott versuchen, da du, im Innern ein Jude, dich hineinwagtest mitten in den Rath der Inquisition, um so deinen Brüdern zu helfen? — Ich trat in die Kapelle und kniete nieder bis die Messe beendigt war. Ich richtete mich auf und betrachtete die fetten und die abgehärmten Klosterbrüder genau; in keinem erkannte ich Geronimo. Ich fragte einen Familiaren nach ihm, er sagte, schon seit Wochen läge Geronimo zwischen Leben und Tod und spräche stets mit Daniel in der Löwengrube. Er führte mich in seine Zelle. Mit abgewandtem Gesichte schlummerte der Kranke, nichts als ein kahler Schädel war zu schauen; ein Crucifix hing über seinem Bette und neben ihm saß ein betender Klosterbruder, der mir zuwinkte, ich möge leise auftreten. Nur das mühsame Athemholen des Kranken und ein leises Geflüster des Betenden zeigte von Leben

in dieser Grabesstille. Endlich richtete sich der Kranke auf, ich erkannte ihn nicht: diese tiefliegenden Augen und hohlen Wangen, diese blassen Lippen vom lang herabwallenden weißen Bart umflossen, so konnte sich das Ansehen Geronimo's nicht verändert haben; er erkannte mich aber alsbald, und leise, kaum die Lippen bewegend, sprach er: „Bist du noch da, Daniel? Das ist schön, daß du mich nicht verlässest; brauchst dich nicht zu fürchten, bist auch in der Löwengrube, aber Gott hilft dir heraus wie unserm Propheten zu Babel; nur mir haben sie Blut und Mark ausgesogen, ich kann nicht hinaus. Nicht wahr, du gehst nicht von mir?"

Ich hatte gefürchtet, der Augenblick des Wiedersehens würde vielleicht seinen Tod beschleunigen; ich konnte kaum begreifen, wie er that, als ob wir längst beisammen, ja als ob wir nie getrennt gewesen. Er winkte dem betenden Bruder neben ihm und dieser nahm sein Buch unter den Arm und ging. Beim Hinausgehen sagte er mir aber noch leise in's Ohr, daß ich, wenn es zu arg würde, dort an der Klingel läuten könnte.

„Ist er fort?" sagte nun Geronimo, „komm, gieb mir schnell die Pechkränze, die du unter deinem Mantel hast, ich will sie hier verbergen in meinem Bett. Heute Nacht, wenn sie Alle schlafen, zünden wir ihnen das Nest über dem Kopfe an; das wird eine lustige Opferflamme sein, die Engel im Himmel sollen drob lachen; ich bin gebunden, ich kann nicht hinaus. An allen vier Enden muß man's zugleich anzünden; wir müssen eilen, sonst steigt der Quadalquivir von selbst aus seinem

Bette und löscht die Flamme auf der Burg, sie haben ihn im Solde. Hilf mir, das Wasser reicht an's Leben. Herr Gott! ich habe gesündigt, ich habe deinen heiligen Namen verleugnet; du hast ja sonst dich gezeigt in Wundern, sende deinen Blitz, daß er sie vertilge, mich auch, mich zuerst, ich habe gesündigt, vertilge mich."

So sprach er schnell, und dabei schlug er sich mit seinen knöchernen Fäusten auf die Brust, daß es dröhnte; ich konnte ihm nicht wehren, er sank fast athemlos zurück; ich fürchtete, daß er jetzt verscheide, und wollte eben an der Klingel läuten, da richtete er sich plötzlich wieder auf und weinend sprach er: „Komm, gieb mir deine Hand, sie ist rein, rein vom Blute deiner Brüder; es war des Satans Eingebung, daß ich Wurm den Riesenbaum zu zernagen trachtete. Ich büße für meinen Stolz, ich habe meinen Gott verleugnet, ich sterbe nutzlos, wie ich nutzlos lebte. Siehst du nicht meinen Vater dort? er kommt auch uns zu helfen; so, du hast Pechkränze genug, Vater. Hörst du die Gefangenen drunten Halleluja singen? Ah, das ist ein schöner Gesang, Halleluja Hallelu El. Wir befreien euch, ihr dürft sterben. Seht mich nicht so grinsend an, ich bin nicht Schuld!" — Er sank wieder zurück und stierte mich mit unheimlich gläsernem Blicke an. Ich bat ihn um Gottes und unserer selbst willen, ruhig zu sein; ich erzählte ihm, wie ich hergekommen sei, seinem Briefe Folge leistend; er solle ruhig sein, er habe viel Menschenleben gerettet, und Gott sei auch gnädig und verlange nur das Herz.

Mit vollem Bewußtsein redete er sodann mit mir

von seinem nahen Tode, und wie er sich dessen freue; ein gewaltiger Thränenstrom enthob seine Seele der schweren Pein, die auf ihr lastete; doch plötzlich riß wieder Alles in furchtbarer Zerrüttung durch einander; er verlangte nach dem geweihten Wasser, das lindere seine Schmerzen; hier in der Herzgrube, da brenne es wie glühendes Eisen; „trink' auch," sagte er zu mir, „der heilige Vater hat es geweiht; segne mich, mein Vater, es ist Sabbath. Wo ist die Mutter? noch drunten im Keller in der Synagoge? Mutter, mach' auf, ich bin's, dein Moses." — So sprach er, und mir schwindelte vor dem entsetzlichen Abgrunde, an dem ich stand. Es wurde Abend und Geronimo glaubte, man schleppe ihn in einen finstern Kerker, man spanne ihn auf die Folter; schmerzvoll ächzend und mit fast ersterbender Stimme rief er stets: „Ich bin kein Jude, ich weiß nicht, wo verborgene Juden sind. Daniel verlaß mich nicht, verlaß mich nicht, Daniel!" Endlich schlummerte er wieder ein. Es war Nacht geworden, das volle Antlitz des Mondes blickte durch das Fenster und goß sein silbernes Licht über den Kranken. Ich war zum Tode bereit, denn jedes Wort aus unserem Gespräche hätte, wenn es vernommen worden wäre, mir den Martertod gewißlich gebracht; zu gutem Glücke war aber fast der ganze Orden heute bei der Untersuchung gegen die Lutheraner in der Stadt beschäftigt. Ich betete zu Gott, daß er sich Geronimo's erbarmen und ihm den Tod senden möge. Kinder! Es ist gräßlich, um den Tod eines Menschen zu beten, und noch dazu um den eines Jugendfreundes. Warum aber sollte diese

Seele noch länger gemartert werden? Es war aber anders beschlossen, ich sollte noch Erschütternderes erfahren. Ich saß in trübe Gedanken versunken da, als ein Familiare eintrat und mir befahl, zu dem Inquisitor zu kommen. Mein Herz pochte laut, als ich zu ihm eintrat; ich warf mich vor ihm auf die Kniee und bat um seinen Segen. Er ertheilte ihn mir und sprach alsdann: „Du bist ein Freund Geronimo's. Wofern du ein guter Christ bist — und hiebei richtete er einen durchbohrenden Blick auf mich — sorge dafür, daß Geronimo von seiner Hartnäckigkeit läßt und noch vor seinem Tode das heilige Abendmahl nimmt; versuch's und berichte mir sogleich, so darf er nicht sterben." Ich ging wieder in die Zelle des Kranken, er schlummerte noch; ich neigte mich leise über ihn, er wachte auf. „Komm," sprach er hastig sich aufrichtend, „jetzt ist's Zeit. Siehst du? Gideon mit seinen dreihundert Mann kommt auch, sie tragen die feuergefüllten Krüge in's Lager der Midianiten; still — leise — blast noch nicht in die Posaunen, laßt uns das Hochamt halten." Er faltete seine Hände und bekreuzte sich darauf dreimal.

Ich bat, ich beschwor ihn, ich weinte vor innerer Angst, und redete ihm zu, ruhig zu sein; ich erzählte ihm von den Tagen unserer Kindheit und wie er nun mich selber morde, wenn er nicht das heilige Abendmahl nehme.

„Warum giebt man mir's nicht?" sprach er ruhig, „ich bin ja Priester; komm, wasche meine Hände, ich bin unrein, dann will ich's empfangen."

Ich ging zum Inquisitor und sagte ihm, daß

Geronimo zwar noch immer wirr sei, daß er aber selbst nach dem heiligen Abendmahl verlange. Der Inquisitor versammelte den ganzen Orden, und als sie den langen Gang heranzogen mit den Weihegefäßen und dem schauerlichen Todtengesang, der in der hohen Halle lange nachtönte, sang Geronimo laut mit, und noch als der Gesang verklungen war, sang er de profundis clamavi mit lang anhaltendem Tone, wobei er die Hände stets gefaltet hielt; dann riß er seine Hände schnell auseinder, bedeckte damit seinen Kopf und sang die hebräischen Worte: Heilig! Heilig! Heilig! Adonaj Zebaoth! (Jehovah, Gott der Heerschaaren) Ave Maria gratia plena, sprach er in derselben Lage fast mechanisch vor sich hin. Der Inquisitor benutzte diesen Augenblick und reichte ihm die Hostie; er verschlang sie wie mit Heißhunger.

„Den Kelch! den Kelch!“ rief er, „ich bin Priester.“ Der Inquisitor reichte ihm den Kelch, er schlang seine beiden Hände krampfhaft um denselben und begann den jüdischen Sabbathsegen darüber zu sprechen: dann richtete er sich mit Macht im Bette auf, er stand da in seiner ganzen schauereregenden Gestalt und schrie: „Auf Gideon! Zerschmettert die Krüge! Feuer! Feuer!“ Er setzte den Kelch an die Lippen, warf ihn an die Wand daß die Scheiben klirrten, sank um und — war todt. —

Der Fremde bedeckte seine Augen mit der Hand und stand auf, als er diese Worte gesprochen hatte. Niemand wagte ein Wort laut werden zu lassen, denn welches konnte die namenlosen Erschütterungen der Seele in sich fassen? Jeder fürchtete nur durch einen Laut,

durch einen Seufzer, die tiefe Bewegung des Andern zu stören. Es war eine Todtenstille. Draußen klopfte es wie mit gespenstischen Fingern an die Scheiben; Alle zuckten zusammen, der Fremde öffnete das Fenster, es war nichts zu sehen. Er setzte sich wieder an den Tisch und fuhr fort:

„Ich war halb besinnungslos an dem Bette Geronimo's niedergesunken, der Kelch mit dem verschütteten Weine lag neben mir am Boden. Ich wagte nicht, mich aufzurichten, aus Furcht, daß mein Blick zuerst meinem Henker begegnen müsse. „Steh auf," sprach eine rauhe Stimme zu mir. Ich richtete mich auf, der Inquisitor stand vor mir, keiner der Mönche war mehr zugegen. „Wie heißt du?" fragte er mich barsch. Ich war in peinigendem Zweifel: sollte ich meinen wahren Namen angeben, sollte ich nicht? Aber vielleicht hatte er ihn schon erspäht und eine Lüge brachte mir den zwiefach gewissen Tod. Ich sagte die Wahrheit; er frug nach einem Zeugen. „Hier kennt mich Niemand," antwortete ich, „aber mein Schwager, Don Juan Malveda in Cordova kann mir bezeugen, daß jener Casseres, in dessen Hause zu Segovia die erste Sitzung der Inquisition gehalten wurde, mein Ahnherr ist." Ich muß mich noch jetzt über den Muth wundern, mit dem ich in diesem entscheidenden Augenblicke zu dem Inquisitor redete. „Schwöre mir," sagte er nach einer peinlich langen Pause, „nein, schwöre mir nicht, aber wofern du nur eine Sylbe von dem, was du hier gesehen, über deine Lippen bringst, so stirbst du mitsammt deinen beiden Kindern des Feuertodes. Du bist in

meiner Gewalt, ich halte dich mit unsichtbaren Banden, du kannst mir nicht entrinnen.“ Er befahl hierauf einem Familiaren mich aus dem Castell zu entlassen. —

Wenn wir die Geschichte des Propheten Jonah buchstäblich nehmen dürfen, gleich mir muß es ihm zu Muthe gewesen sein, als er vom Seeungeheuer ausgespieen wurde. Ich glaubte noch immer den schauerlichen Grabgesang zu hören, und doch war Alles um mich her todtenstill. Alles war so heimlich, so bedrohlich; jeder Busch, der im Mondlichte schwankte, schien mir Eile zuzuwinken. Ich war vor Ermattung und Angst kaum mehr eines Gedankens mächtig, und nirgends in der weiten Umgebung eine Seele, an der ich mich aufrichten konnte. Da blickte ich hinauf in das zahllose Heer der Sterne, ihr himmlisch Licht glänzte wohlthuend in mein Inneres, Gott, der Gott der Heerschaaren, wachte über mir; meine ganze Seele war ein Gebet, er vernahm's. — Ich gelangte in meine Herberge, sattelte mein Pferd, und ritt wie auf Sturmesflügeln davon. Der Mond war hinter Wolken verschwunden, und nur der Sterne mattes Licht beschien meinen einsamen Weg. Das Pferd selbst schien wie von unsichtbaren Geißeln getrieben, es stürmte unaufhaltsam fort über Berg und Thal, und schnaubte und schäumte fürchterlich. Vielleicht, dachte ich, ist die Seele eines grimmigen Judenfeindes, vielleicht gar die Seele des verstorbenen Großinquisitors, in dieses Thier gefahren, und ist nun verdammt, mich durch die Nacht dahinzutragen zur Rettung vor meinen Feinden. Oft, wenn es seinen Kopf nach mir zurückwendete und zu mir umschaute mit

seinen feurigen Augen, schien mir's als ob es zu mir spräche, leide ich nicht genug für mein früheres Leben? Ich fürchtete mich fast vor meinem eigenen Schatten, der rastlos über Felsen und Gestrüppe dahinhüpfte, und drückte die scharfen Sporen nur noch mächtiger in die Rippen des Pferdes. — Ihr, die ihr in Freiheit aufgewachsen seid und darin lebt, ihr könnt es nicht wissen, welch eine Verwirrung des Lebens in solchen Stunden eintritt; die Erde ist nicht mehr fest, der Himmel ist verschwunden und was je von Schrecken und Gespenstern die Erinnerung aufgenommen hat, wacht auf. Ein Wunder, wenn es sich zeigte, würde ohne Staunen angesehen, denn Alles ist Wunder, Alles unfaßlich geworden und das eigene Leben am meisten. Ermattet kam ich in Cordova bei meiner Schwester an; erst an ihrem treuen Herzen verscheuchte ich die Angst, die mich kaum frei athmen ließ. Als ich des andern Morgens in den Stall kam, um mich nach meinem Pferde umzusehen, lag es todt da; seine großen Augen stierten noch so unheimlich wie am gestrigen Abend. Mit einem frischen andalusischen Renner meines Schwagers setzte ich die Reise fort. Ich nahm von meiner Schwester Abschied; ich durfte ihr nicht sagen, daß ich sie zum letztenmale sah. — Als ich in der Heimath ankam, war mir die alte Ruhe und Sicherheit im Hause verschwunden. In jedem Freunde, der mich herzlich willkommen hieß, in jedem Fremden, der mich auf der Straße ansah, glaubte ich einen Abgesandten jener Mörderbande, die sich ein Gericht nennt, zu erblicken; jeder, meinte ich, müßte den Mantel zurückschlagen,

und mir das blutigrothe I auf seiner Brust zeigen. Die alte Sorglosigkeit war verschwunden, ich kannte nur noch Furcht und Mißtrauen. Dazu kam noch, daß wachend und schlafend mir das Bild Geronimo's vorschwebte; auch du, auch du, sprach es in mir, kannst eines solchen Todes sterben, verlassen vom Glauben, der ein Spielzeug deiner Feigheit war, haltlos herumgezerrt zwischen Wahrheit und Heuchelei. Ich verkaufte all meine Güter, und machte mich nicht ohne große Gefahr — denn ihr wißt, daß Niemand ohne besondere Erlaubniß des Königs Spanien verlassen darf — mit Gottes Hülfe davon. Ich schickte meine Kinder auf verschiedenen Umwegen voraus; sie sind aber in Leyden geblieben. Wenn Gott mir das Leben erhält, bringe ich sie nächste Woche hieher. Wollt' ich noch Alles erzählen, was ich ausgestanden, bis ich hierher gekommen, es währte bis zum nächsten Morgen, und ich hätte noch nicht den zehnten Theil berichtet; aber es ist schon spät und wir bleiben ja, will's Gott, länger bei einander."

„Ja die Lichter sind auch schon ganz herabgebrannt, und morgen ist der sechste Ijar, da müssen wir früh heraus, darum wollen wir in Gottes Namen zu Bette gehen." So sprach der Vater und Alles schied.

So behaglich anmuthend ein jüdisches Haus am Freitagabend in den Stunden festlichen Beisammenseins ist, ebenso mit wundersamen Schauern erfüllt ist die Zeit der Trennung. Die sieben Lichter brennen still aus in der leergewordenen Wohnstube, und es ist eine seltsame Empfindung, wenn man sich dorthin denkt,

wo ein Licht nach dem andern erlischt; denn das Gesetz verbietet, am Sabbath ein Licht auszulöschen oder eines anzuzünden und in die Hand zu nehmen.

In dem Eckhause auf dem Burgwall ging ein Jedes im Dunkel nach seiner Ruhestätte und Jedem folgten die Schreckbilder aus der Erzählung des Gastfreundes.

Die alte Chaje schlief schon lange, und träumte eben von der Hochzeit Miriams und wie sie selbst eine so wichtige Rolle dabei spielte, als ihre Stubengenossin Miriam eintrat und sie durch Rufen und Rütteln weckte. „Was ist? was ist?" fuhr Chaje auf, sich die Augen reibend.

„Du schnarchst so sehr und schwatzest aus dem Schlaf, daß ich entsetzlich Angst bekommen habe," antwortete Miriam; im Grunde war es aber noch eine andere Furcht, die sie zur Ruhestörerin machte: im undurchdringlichen Dunkel glaubte sie jeden Augenblick das Gespenst ihres Oheims zu sich heranschleichen zu sehen, und sie wollte durch Reden ihre Angst verscheuchen. Chaje erzählte nun ihren Traum, und wie es Schade sei, daß sie geweckt wurde, der Mund wässere ihr noch von den vielen guten Speisen, die sie bei der Hochzeit genossen, sie sei obenan gesessen neben dem Bräutigam, mit ihrer goldenen Kette und ihrem rothseidenen Kleid: „ja lach' nur," sagte sie, „was Einem in der Freitagnacht träumt, wird so gewiß bald wahr, so gewiß als jetzt Sabbath über der ganzen Welt ist."

Miriam war froh, Chaje so redselig zu finden, ihre Gespensterfurcht begann zu weichen: „Wie hat denn mein Bräutigam ausgesehen?" fragte sie, als sie sich

eben entkleidet hatte und sich in den Kissen zusammenhuschte. Das wußte Chaje leider nicht mehr, aber was für Kleider er anhatte, und was er mit ihr sprach, und was alle Gäste gesprochen hatten, das erzählte sie Alles haarklein. Sie sprach noch, als Miriam schon längst schlief. Es konnten nicht Gespenster gewesen sein, von denen sie geträumt, denn als sie am andern Morgen erwachte, zog sie schnell die Bettdecke über ihren Busen, schloß die Augen nochmals und versuchte es, weiter zu träumen.

Nicht so heiter war Baruch erwacht. Auch er war mit laut pochendem Herzen in sein finsteres Schlafzimmer gegangen, nicht das Gespenst seines Oheims war ihm hier in der Dunkelheit erschienen, und doch stand er vor ihm in Gedanken: ein umwandelnder Geist erfüllte ihn mit tiefem Schrecken und beklemmte seine Brust. Mit lauter Stimme und aus der Tiefe seiner Seele sprach Baruch das Nachtgebet, einen besondern Nachdruck legte er auf die Beschwörungsformel, die er dreimal wiederholte: Im Namen Adonaj's (Jehovah's), des Gottes Israels, mir zur Rechten Michael, mir zur Linken Gabriel, vor mir Uriel, hinter mir Raphael und mir zu Häupten Schechinath-El (der heilige Geist Gottes). — Er verbarg sein Angesicht in den Kissen, drückte die Augen fest zu, aber lange wollte kein Schlaf sie fesseln; zu mächtig wogte es noch in seinem Innern. Er war erst wenige Stunden eingeschlafen, als ihn sein Vater aus einem fieberhaften Traume weckte, denn es war Zeit, in die Synagoge zu gehen.

4. Die Synagoge.

Noch lag ein leichter Nebel über den Straßen Amsterdams, die goldenen Buchstaben der Worte בית יעקב (Jakobshaus) über dem Portale der Synagoge auf dem Burgwall glänzten nur matt, aber schon drängten sich in großer Anzahl Männer und Frauen durch die sieben Säulen, welche die Vorhalle der Synagoge bildeten. Auch Baruch, sein Vater und der Fremde waren dort. Am innern Eingange trat Jeder vor eines der zwei großen Marmorbecken neben den beiden Thürpfosten, drehte den messingenen Hahn des Brunnens und wusch sich die Hände; Baruch beobachtete hiebei die Vorschrift des Thalmuds, daß er die rechte Hand zuerst wusch. Darauf stieg man drei Treppen hinab, denn jede Synagoge muß in der Tiefe sein, weil geschrieben steht: Aus der Tiefe ruf' ich zu dir Jehovah (Ps. 130, 1.). Jeder der Anwesenden legte dann ein großes wollenes Tuch, dessen Enden drei blaue Streifen durchliefen, und an dessen vier Ecken Schaufäden herabhingen, über die Schultern; die Frömmsten, und unter ihnen auch Baruch, bedeckten noch den Hut damit. „Wie schön sind deine Gezelte, Jakob, deine Wohnungen, Israel!" (3. Buch Mos. 25, 5.) sang ein gut eingeübter Knabenchor; und hier wurden diese Worte nicht zur Ironie, denn das einfach erhabene Innere des Gebäudes

war schön geziert. Am obern Ende auf der Seite gegen Osten, wo einst die heilige Stadt Jerusalem gestanden, und wohin der Jude beim Gebete sein Angesicht kehrt, dort wurden von zwei steinernen Löwen die Tafeln gehalten, auf denen die zehn Gebote eingegraben waren. Sie standen über der heiligen Lade, und rings umher im Halbkreise waren blühende Mandel- und Citronenbäume in buntbemalten Kübeln aufgestellt. Denn alljährlich, seitdem sie vertrieben waren aus ihrem spanischen Vaterlande, sendete man hinüber nach der katholischen Halbinsel, holte Bäume mit dem vaterländischen Erdreich, in dem sie aufgesproßt waren, und schmückte damit die Synagoge; man mochte sich dann auf einige Stunden zurückträumen in die heimischen Gefilde. Das lange Frühgebet, das der Vorsänger laut sprach, bot Muße genug zu allerlei Betrachtungen; doch als er endlich das „Schema Israel" (5. Buch Mos. 6, 5.) begann, fiel die ganze Gemeinde mit lauter Stimme ein; es war kein harmonisch gebundener Gesang, das ganze Gebäude erdröhnte wie von wildem Feldgeschrei; denn das war ja ihr Schlachtenruf, mit dem sie das Leben und den Tod tausendfach besiegten: Höre Israel, Adonaj unser Gott ist ein einiger Gott! Der Geist Aller wollte sich mit Macht hineindrängen in den unerforschlichen Urgrund des Gottesdaseins. Auch Baruch drückte seine zitternden Augenlider fest zu, seine Hände ballten sich krampfhaft, alle Nerven durchzuckte ein heiliges Beben, das ganze Bewußtsein mit seinen nach der Außenwelt strebenden und von ihr angezogenen Strahlen wurde

zurückgedrängt in den Einen Lichtpunkt, wo es sich findet in Gott. Mit himmelwärts gekehrtem Antlitze sprach er den Vers, indem er nach der Vorschrift der alten Weisen sich alle die Todesgefahren und Qualen vor das innere Seelenauge führte, die er für den Glauben an die Einheit Gottes freudig zu ertragen bereit war. Wie mit frischem Himmelsthau getränkt fühlte er seine ganze Seele durch diese Erhebung. — Das Frühgebet war zu Ende, die beiden Flügelthüren der heiligen Lade wurden geöffnet, eine schimmernde Reihe von Gesetzesrollen, die in Goldbrokat gehüllt und mit Goldblech und Edelsteinen geschmückt waren, zog die Blicke der Versammlung nach der heiligen Stätte, wo von den drei angesehensten Männern der Gemeinde wechselsweise die Namen der Städte und Länder genannt wurden, in denen glaubensstarke Juden sich dem Opfertode geweiht; die vorzüglichsten unter diesen Märtyrern wurden aufgezählt, und zum Schluß das Todtenregister des letzten Jahres verlesen. Rahel Spinoza war mit unter den ersten derselben, ihr Name wurde mit Segen genannt und der milden Stiftung erwähnt, die sie für die Thalmudschule „Gesetzes-Krone“ hinterlassen hatte. Mit wehmuthsvollem Blicke sah Baruch seinen Vater an, denn in das heilige Andenken an seine Mutter mischte sich die räthselhafte Erwähnung ihrer moriskischen Abstammung. — Die heilige Lade wurde wiederum geschlossen und Rabbi Isaak Aboab trat an den in der Mitte der Synagoge stehenden Altar. Es war ein schmächtiges, blatternarbiges Männchen mit hoher Stirne und weit herausliegenden grauen Augen, ein rother

Bart umgab Wangen und Kinn: „Und wandl' ich auch im Todesschatten-Thale, ich fürchte kein Ungemach, dein Stab und deine Stütze, die halten mich aufrecht" (Ps. 23, 3.), sprach er mit schnarrender Stimme. Ein Doppeltext aus dem Thalmud wurde noch hinzugefügt und im Verlaufe der Rede fand der gewählte Ausdruck „dein Stab und deine Stütze" die sinnreiche Erklärung, daß unter „Stab" das geschriebene und unter „Stütze" das mündliche Gesetz verstanden werden müsse. Der Prediger stieg dann mit seinen Zuhörern hinab zu dem, „der lebendig eingesargt im Kerker sein Leben verwimmert; die verwilderten Haare seines Hauptes sind sein einziges Ruhekissen, ob es Tag ist oder Nacht, ob der Frühling erblüht oder der Herbstwind die gelben Blätter von den Bäumen pflückt, er weiß es nicht; Moder und Nacht umgiebt ihn, aber innen im Herzen ist lichter, wonniger Tag, denn Gott wohnet drin. In seiner Einsamkeit umschwebt ihn ein zahllos Heer von Engeln, die ihn hinwegtragen aus den starren Kerkermauern, weit weg über alle Welten bis zu dem Throne Gottes, wo er anbetend ruht." Alle Grade der Folter schilderte der Rabbi seinen Zuhörern bis zu jenem höchsten Grade, wo durch Niedertropfen von Wasser auf den Wirbel der Kern der Seele selber angegriffen wird. „Wehe!" rief er, „unsere Augen haben noch all das unnennbare Leid gesehen, das der Herr über uns verhängt; nein, nicht Wehe laßt uns ausrufen, sondern Preis und Dank Ihm, der sie Alle erhoben hat, sich zu weiden im Glanze seiner Majestät." Der Uebersetzer von Erira's „Himmelspforte" schilderte hier die Wonnen der ewigen Glück-

seligkeit in all ihrer Ueberschwänglichkeit und pries jene Lehre, vor der die Engel sich beugen und das Weltall zittert; er schilderte jenes Sichversenken in die Lehre Gottes und seiner Schöpfung, welche den, der in ihren mystischen Kern gedrungen, hienieden schon mit himmlischer Glückseligkeit begabt und ihm Kraft verleiht, zu schaffen und zu zerstören. Mit dem üblichen Schlusse, daß Gott bald seinen Messias senden und Israel wieder in sein Erbtheil einsetzen möge, schloß er seine Rede.

Rabbi Saul Morteira, dessen hohe, wohlbeleibte Gestalt uns schon gestern begegnet ist, trat nach ihm an den Altar. „Er verschlingt den Tod auf ewig, und Gott der Herr wischt die Thränen von jeglichem Angesichte und die Schmach seines Volkes wird er abthun von der ganzen Erde“ (Jes. 25, 8.), begann er mit leiser Stimme: „Ich sehe mich um in dieser Gemeinde und wieder hat ein Jahr ihre Reihen gelichtet, wieder wird ein Jahr kommen, und mit ihm dieser Tag der Trauer und der Freude, und mancher von uns ist von seiner Stätte gewichen, vielleicht auch ich! Auch ich! Herr, hier bin ich, antworte ich, so du mir rufest.“ Bei diesen Worten schlug sich der Rabbi mit beiden Händen auf die Brust, daß die Töne in seinem Munde erzitterten. Er sprach noch lange von der Urplötzlichkeit des Todes und dem Kummer der Ueberlebenden, schwer verhaltenes Schluchzen ward von der vergitterten Gallerie der Frauen vernommen, und auch hier und da aus der Versammlung der Männer; nur Wenige, die eine Trauerrede am Sabbath gesetzeswidrig fanden, blieben ungerührt. Auch Baruch standen

die hellen Thränen in den Augen, es waren Thränen der Sehnsucht, er fühlte sich seinem Gotte so nahe, so innewohnend, daß er zu sterben wünschte, um nie wieder von ihm losgerissen zu werden. „Dränget die Seufzer zurück, die eurer Brust entsteigen wollen, denn Gott der Herr wischt die Thränen von jeglichem Angesicht," rief der Rabbi. Von der Anwendung seines Textes auf das Schicksal Einzelner ging er auf das von ganz Israel über; „denn der Herr wird abthun die Schmach seines Volkes von der ganzen Erde; aber nur die, so das reine göttliche Wort im Herzen wahren, dürfen seiner Verheißungen harren." Er knüpfte eine geistvolle, aber ziemlich unumwundene und scharfe Polemik gegen das Christenthum an diese Worte; mit bitterer Heftigkeit eiferte er aber gegen den klügelnden Menschenverstand, der sich vermesse, selbst das Unerforschliche zu ergründen: „Im Thalmud-Tractat Chulin wird erzählt: Der Kaiser Hadrian verlangte einst von Rabbi Jehosuah, er solle ihm den Unerschaffenen zeigen, sonst müsse er seine Lehre und seinen Glauben für nichtig halten. Es war ein heißer Sommertag, da führte der Rabbi den Kaiser hinaus in's Freie: sieh hinauf dort in die Sonne, sprach er zu dem Fürsten. Ich kann nicht, erwiderte dieser, es blendet mein Auge. Sohn des Staubes, sprach der Rabbi, den Strahl eines einzigen Geschöpfes kannst du nicht ertragen, und du willst den Schöpfer schauen?" So erzählte der Redner und schloß Parabeln aus dem Thalmud an, wie die (auch aus dem Neuen Testamente bekannten und hier theilweise veränderten) von den Arbeitern im Weinberge und von

den Klugen und Thörichten, die des Erlösers harren. Mitunter knüpfte er auch höchst ergötzliche Anekdoten daran, die den Zuhörern ein unwillkürliches Lächeln abnöthigten. Die Kirche und ihre Diener standen damals noch nicht in jenem frostigen, orakulösen Verhältnisse zu ihren Angehörigen, besonders aber die jüdische Kirche, die Alles bieten wollte und mußte, durfte sich auch dem göttlichen Spaß nicht entziehen. Eine heitere Behaglichkeit sprach aus den Mienen Aller, als der Rabbi geendet hatte; hier und dort wendete sich einer zu seinem Nachbar, und gab durch Geberden oder kurze Ausrufe seinen Beifall kund. Es sind Juden, die selten in lenksamer Empfänglichkeit sich ihres Selbst entäußern, vielmehr Alles, selbst das Wort ihrer Lehrer mit dem Maßstabe des geoffenbarten Gesetzes und ihrer eigenen Vernunft messen. Darum war es ihnen auch unlieb, nun noch eine Predigt hören zu müssen, denn schon hatte ein Mann mit gedrungener Figur und feiner weltmännischen Gesichtsbildung die von Rabbi Saul Morteira verlassene Stelle eingenommen.

Es war der Mann mit der beispiellosen Frühreife und Universalität des Geistes, der schon in seinem achtzehnten Jahre als angesehener Rabbi auftrat, der, Arzt und Staatsmann, mit Hugo Grotius über die Schönheiten der Theocrit'schen Idyllenpoesie und mit Rabbi Isaak Aboab über die Mischung der Metalle bei der Bildsäule Nebucadnezars controversirte. Es war Rabbi Menasse ben Israel, dessen Frau, eine Enkelin des hochberühmten Don Isaak Abrabanels, ihre Abstammung in gerader Linie bis auf David, König in Israel zurückführte. —

Mit der linken Hand drückte Rabbi Menasse sich einige Sekunden lang die Augen zu, dann begann er mit klangvoller Stimme, die mächtig aus allen Ecken der Synagoge widertönte:

Haus Jakobs, kommt und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn. (Jes. 2, 5.) Es erneuert sich heute der Tag, an dem wir dieses Haus einweihten, das wir dem Herrn erbaut, da er uns hier eine Ruhestätte finden ließ vor der Hand unserer Dränger; aber nicht durch die Kraft unserer Hände haben wir Alles dieses erreicht. Wenn Gott das Haus nicht bauet, vergebens ist die Mühe der Bauleute. Wir haben dem Herrn hier ein Haus erbaut; aber, o daß sich diese Wände ausdehnten und hinausrückten, so weit das Himmelszelt über die Erde ausgespannt ist, und daß meine Stimme hindränge in alle Welten, daß ich mit Donnersgewalt den Widerhall wecken und ihm diese Worte in den Mund legen könnte, daß ein Echo es dem andern zuriefe: Haus Jakobs, kommt und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn. — Ich selbst, ihr wißt es Alle, ich hatte einen erlauchten Vater, er wurde endlos gemartert und rettete nichts als das nackte Leben aus den Händen derer, die sich Christen nennen; aber schauet nicht mehr zurück in die finsteren Kerker, sondern blicket auf zum Lichte, das uns aller Orten entgegenstrahlt."

Der Verfasser des Buches „die Rettung Israels" fuhr in begeisterter Rede, wenn gleich oft in schwankenden und gewählten Ausdrücken fort, die Nothwendigkeit der Anschließung der Juden an die allgemeine Zeitbildung und deren Bestrebungen darzuthun. Unter dem

„Lichte des Herrn“ begriff er den Classicismus nicht minder als die Lehre Mosis. Er eiferte gegen die polnischen Juden und Aschkenasim,[1] deren verdüsterte Sitten und niedrige Stellung er hauptsächlich ihrem Mangel an wahrer Wissenschaftlichkeit zuschrieb, und endlich erfreute er die Gemeinde mit dem Amen.

Eine Gesetzesrolle wurde nun unter Freudengesängen aus der heiligen Lade genommen; als sie an Baruch vorübergetragen ward, faßte er den Saum des Goldbrokats, in den sie eingehüllt war, und drückte ihn inbrünstig an seine Lippen. Die Thora wurde auf dem Altar auseinander gerollt, und zu jedem Abschnitte, den der Vorbeter las, war je einer der drei Prediger aufgerufen worden, um den Segen darüber zu sprechen. Beim vierten Abschnitte erhob der Vorbeter seine Stimme laut und rief: „Es erhebe sich unser Lehrer und Meister (Doctor und Magister) Rabbi Baruch ben Binjamin!“ Baruch Spinoza, der mit diesem Ehrentitel zur Thora gerufen wurde, ward feuerroth; er verließ seinen Synagogenstuhl und begab sich an den Altar, wo er mit zitternder Stimme den Segen sprach. Ein Jeder in der Synagoge verwunderte sich über die Beispiellosigkeit, daß diese Ehre einem Jüngling von fünfzehn Jahren zu Theil wurde; nur Wenige waren, die solches für unerhörten Mißbrauch hielten, denn Baruch war geliebt von Allen die ihn kannten. — Mit dem langen sogenannten Mussaph (hinzugefügtes Gebet) und einigen Schlußgebeten schloß der Gottesdienst.

[1] Juden im deutschen Reiche.

5. Vater und Sohn.

An der Thür war großes Gedränge. Alles glückwünschte Baruch und seinem Vater zu der Ehre, die ihnen heute widerfahren war.

„Es ist gewiß,“ sagte der Vater auf dem Heimwege zum Sohne, „die Predigten haben heute zu lange gedauert; die Prediger sollten daran denken, daß sie vor lauter leeren Magen predigen (da man vor dem Frühgebete keine Speise genießen darf). Laß dir das zur Warnung sein, daß du einmal nicht zu lange predigst. Freust du dich darauf?“

„Mir schwindelt,“ entgegnete Baruch, „auf solche Höhe gehoben — ich bin zu schwach.“

„Gott erhalte dir diesen frommen Sinn,“ sagte der Vater beifällig nickend. „Rechtschaffene Naturen werden leicht kleinmüthig bei einer Ehre, die ihnen geworden. Vertraue auf Gott, der dich auserwählt hat, er wird dir auch Kraft geben, deinen Ruf zu erfüllen; sage dir nur: ja, du bist auserwählt, weil du die Kraft hast.“

Auf der Schwelle seines Hauses legte nun der Vater wie am vergangenen Abend wiederum die Hände auf das Haupt des Sohnes und segnete ihn abermals: „Der Herr mache dich gleich Ephraim und Menasse.“

Auf der Treppe harrte Miriam und übergab Baruch ein Pergament, das Rabbi Saul Morteira geschickt hatte: es war das rabbinische Diplom. — Der Vater schloß sogleich seinen Silberschrank auf und wählte den

schwersten vergoldeten Becher, um ihn des andern Tages dem Lehrer zu senden.

Baruch durfte von nun an seinem Namen den Titel Rabbi vorsetzen.

Er empfand einen seltsamen Schreck, so oft er von den Besuchenden mit diesem Titel angeredet wurde, es war ihm, als trüge er eine unsichtbare Krone auf dem Haupte. Bald aber wurde diese Majestät von einem innern Aufruhr angegriffen, der sich jetzt mit verstärkter Macht erhob.

Baruch war eingetreten in die Reihe der stimmbefähigten Wächter des Gesetzes und es war nicht Bescheidenheit, wenn er den ihn darob doppelt Lobpreisenden betheuerte, daß er sich für die ihm auferlegte Würde zu schwach fühle. War's die fröstelnde Ermattung, die den überfällt, der am Ziele eines heißen Strebens angelangt ist?

Wie neidische Dämonen wurden Zweifel in seinem Innern laut, ehedem flüchtig gekannte und leicht bezwungene, aber auch neue, nie geahnte; sie spotteten seiner Würde und blähten sich stolz auf.

Baruch schaute oft wie verloren drein. Das Gespenst Geronimo's, des Mannes mit dem zwiespältigen Herzen, das ihm in der Nacht nicht erschienen war, schien ihn jetzt am hellen Tage aus allen Winkeln anzugrinsen.

Bei Tische, wo man auf Baruchs Wohl trank und Alles sich ihm zuwendete, ward er wiederum heiter und theilte mit den Andern die festliche Stimmung.

Als er Nachmittags den heutigen Wochenabschnitt mit den Commentaren nochmals für sich las, ward er erst nach geraumer Zeit gewahr, wie nur Lippen und Augen lasen, seine Seele war nicht dabei. Er zürnte

der widerspenstigen Kraft in ihm und in inbrünstigem Gebete flehte er zu Gott, er möge ihm beistehen, seinen Glauben zu erhalten und zu stärken. Thränen fielen auf das offene Buch, sie lösten die Beklemmung seines Innern. Mit lauter, mächtiger Stimme, als müßte er sie der versammelten Gemeinde künden, sprach er nun die Worte des Gesetzes, und bei dieser Anrufung verschwanden die Dämonen im Herzen und ein glückseliges Hochgefühl durchströmte sein ganzes Wesen.

Der Vater kam, setzte sich eine Weile still zu ihm, dann sagte er, das Buch zumachend, Baruch dürfe jetzt wohl minder emsig sein, er habe ja in so früher Jugend die höchste Würde erreicht; er müsse jetzt auch darnach trachten, seinen Körper zu kräftigen.

Baruch küßte nochmals das Buch und stellte es in die Reihe, dann faßte er freudig die Hand seines Vaters.

„O mein Sohn,“ begann der Vater wieder, „deine Ehre ist siebenfach die meine, du kannst es nicht wissen — mögest du es einst gleich mir erfahren — nichts kommt der Glückseligkeit eines Vaters gleich, der selber nach Ehre gestrebt und nun seinen Sohn sie erlangen sieht; mein Glück und meine Freude ruht auf deinem Haupte, ist dein und doch mehr als mein, besser als mein. Ich sehe die Zeiten des Messias vor mir, ich weiß jetzt, wie es dem Vater zu Muthe sein muß, der den Erlöser seinen Sohn nennen darf. Gott verzeihe mir, daß mein Herz so übervoll ist und ich sollte dir das auch nicht sagen, aber du darfst es wissen, wie glückselig du mich machst. Mein letzter Bruder ist todt, die Wunde ist mit himmlischem Balsam geheilt, du bist mein Sohn und Bruder.“

Baruch hatte seinen Vater noch nie so bewegt gesehen; mit demüthigem Blicke schaute er in sein flammendes Auge; die Seelen von Vater und Sohn ruhten in einander. Der Vater hielt die eine Hand vor die Stirn und sagte nach einer Pause in ruhigem Tone:

„Hast du keinen Wunsch, Baruch? Sprich ihn aus, ich möchte dich gern belohnen für die Freude, mit der du mein Herz erquicktest.“

Das war ein eigenthümliches Zurücklenken in die gewohnte Welt und nur weil ihm dieses Verlangen geläufig war, konnte Baruch sagen:

„Laßt mich doch endlich die Sprache aller profanen Wissenschaften, die lateinische, erlernen. Warum soll ich es minder als meine Mitschüler, Isaak Pinhero, Ahron de Silva und viele Andere?“

„Ja, ich will deine Bitte gewähren. Gott der Allgütige, der dich bisher geleitet, wird dich auch ferner davor bewahren, daß du aus solchen Schriften kein Gift einsaugest. Und weiter wünschest du also nichts?“

„Ist es wahr?“ sagte Baruch, schüchtern zur Erde blickend, „ist es wahr, was Rodrigo Casseres gestern Abend von der moriskischen Abstammung meiner Mutter (ihr Andenken sei gesegnet) gesagt hat? That ich Chisdai Astruk Unrecht, als ich ihm vor einem Jahre in's Gesicht schlug, weil er mich damit neckte?“

Des Vaters Antlitz verwandelte sich plötzlich bei diesen Worten, er blickte starr darein und preßte die Lippen; endlich nahm er einen Schlüssel aus der Tasche, schloß einen Schrank auf, nahm die Todtenkleider, die jeder fromme Jude immer bereit halten muß, heraus,

rollte sie aus einander, bis er ein Papier fand, das er Baruch mit den Worten darreichte:

„Da nimm und lies, du hast vom Tode meines Bruders gehört, du bist der Erbe von unser Aller Leben. Sei dessen eingedenk. Diese Worte sollten erst zu dir dringen, wenn mein Mund verstummt ist, aber es ist besser so. Du bist stark genug.“

Der Vater drängte ihm mit zitternder Hand die Schrift auf und ging mit seinem Gastfreunde zuerst nach dem großen Hafen, dem sogenannten Buitenkant, wo der eintönige Jodelgesang der Matrosen ertönte, und die in sabbathlicher Freude lustwandelnden Glaubensgenossen dem glücklichen Vater wiederholt ihre Theilnahme äußerten. Dann zeigte er dem Gastfreunde die mit üppigem Wachsthum erfüllten Polder und heute schien doch ein gewisser Stolz auf die neue Heimath und ihren durch unablässige Kraft eroberten Bestand in ihm zu walten. Während er dem Fremden die wasserschöpfenden Windmühlen, den Bau der Deiche und Dämme erklärte und wie jedes Stück fruchtbaren Landes seine Geschichte hat, sah der staunend Hörende in seltsamer Bewegung darein. In dem Manne, der jetzt öffentlich sich zum Glauben der Väter bekannte, mußte eine eigene Andacht herrschen, denn er sagte:

„An diesen Niederlanden hat unser Gott zum zweitenmale das Wunder der Trockenlegung des Meeres zur Rettung des Volkes Israel vollendet. Er hat es nicht durch ein unmittelbares Wunder gethan, sondern den Menschen seine Kraft gelehrt.“

Unterdessen saß Baruch in der Kammer und las:

Manuela.

Digitized by Google

Meinem einzigen Sohn Baruch allein.

Wenn diese Worte zu dir dringen, ist mein Mund verstummt. Meine Seele ist wiederum bei der, der sie allzeit angehörte, und von der ich dir erzählen will... Meine ganze Jugend steigt vor mir herauf, meine Wangen brennen, ich habe aus Schmach und Lüge ein seliges Leben erobert.

So vernimm.

Ich war zwanzig Jahre alt, als ich im Frühling nach Sevilla reiste, um meinen Bruder Moses, genannt Geronimo, in seinem Kloster zu besuchen. Ich sage, ich war zwanzig Jahre alt, kannte aber die Menschen und ihre Verstellungskünste. Unglück und Verstellung macht vor der Zeit alt und erfahren. Ich zog also nach Sevilla. Mein Bruder empfing mich mit grausamer Kälte, und reichte mir kaum die Hand durch das Gitter des Sprechzimmers: „Erdensohn, ich habe nichts mit dir gemein, was willst du von mir?" so rief er. Ein solcher Empfang lockte mich nicht ferner zu ihm. Ich hatte ein Geschäft von mehreren Wochen in Stadt und Umgegend zu besorgen. Acht Tage blieb ich darauf in Sevilla, ohne meinen Bruder wieder zu sehen. In der Gesellschaft der so fröhlichen Lindo's

und Majo's verlebte ich manche glückliche Stunde des heitersten Selbstvergessens, aber auch der trübe Ernst der Erinnerung an die Blüthe unseres Glaubens in Sevilla blieb nicht aus. Einsam besuchte ich den erst seit fünf und zwanzig Jahren zerstörten Leichenacker vor dem Thore von Minjoar; dort hatten einst die Gebeine der Großen aus Israel geruht, dort stand einst das herrliche Denkmal für unsern Ahnherrn, den großen Rabbi Baruch de Espinosa, dessen Namen du trägst; aber nichts war mehr zu schauen, nicht einmal eine verwitterte Inschrift bezeichnete die Stätte, wo man die Gebeine des Edeln versenkt hatte; im Grabe selber hatten die Spanier ihnen die Ruhe nicht gegönnt, und dort noch nach Gold und Silber und gottlosen Büchern bei ihnen gefahndet.

Eines Tages überkam mich ein unbezwinglicher Drang (nach dem, was in Folge dessen vorgefallen ist, möchte ich es eine Ahnung nennen), meinen entmenschten und verpfafften Bruder wieder zu besuchen. Als stiege ich den heiligen Berg Zion hinan, wo einst die Herrlichkeit Gottes gethront, mit solcher Freude wandelte ich nach dem Trianen-Kastell, wo Pfaffen im Namen des Schöpfers regierten. Ich konnte mir von meiner Freude keine Rechenschaft geben, und doch sie auch nicht bezwingen. Als ich in's Sprechzimmer trat, begegnete mir ein schluchzendes Mädchen, das mit verhülltem Angesicht aus demselben kam. „Sennora," sagte ich, „bedürft ihr eines Beschützers, und darf ich —" ich konnte nicht ausreden, das Mädchen richtete sein gluthvolles, schwarzes Auge zu mir empor, eine Thräne

perlte von den langen Wimpern, leise den Kopf schüttelnd verneigte es sich und ging. Ich ward von einem Familiaren in die Zelle meines Bruders geleitet. Krampfhaft erfaßte er meine Hand, und als der Familiare die Zelle verlassen, fiel er mir weinend um den Hals: „Benjamin, mein Bruder, da bist du, ja, ich bin kein Joseph, ich habe mich selber verkauft. Doch, nein, nein, ich will ruhig sein; siehst du, es ist noch gerade wie zu Hause, du bist der jüngere und hast doch alle Macht über mich, „„o wie schön und lieblich ist's, wenn Brüder beisammen sind,““ so sprach er. Er sah mir's an, wie der schneidende Gegensatz mit seinem ersten Empfange mich befremdete, er bat mich, ihm zu verzeihen, er habe nicht anders gekonnt, weil das Sprechzimmer so gebaut sei, daß auch das leiseste Wort von dem Prior, dessen Zelle gerade über demselben ist, vernommen werden kann. Man mißtraue ihm immer noch halb, und er habe zeigen wollen, daß er nöthigenfalls alle Bande der Natur zerreißen, die Priester allein als seine Brüder und die Kirche allein als seine wahre Mutter betrachten könne. Er schilderte mir nun seine ganze Lebensweise, und wie er im Verborgenen den Gott der Väter anbete; die schlauesten Ränke, die gräßlichsten Mordgeschichten, Alles erzählte er mir mit unbeweglicher, frommernster Miene, nur selten zuckte ein leises Lächeln um seine Mundwinkel. Ich gab ihm meine Verwunderung über diese stumpfe Ausdruckslosigkeit seiner Mienen zu erkennen. „Das verrätherische Angesicht,“ sagte er, „das ist unser größter Feind. Darum habe ich mit Gottes Hülfe das Alles stumpf

und lahm gemacht. Drinnen mag's toben und sich zanken nach Gefallen, aber auf der Oberfläche, da muß Ruhe sein; das ist die gebenedeite ewige Ruhe der Heiligen." Wir sprachen noch lange mit einander, ich erinnerte an Eleasar, genannt Constantin Montefiore, der in gleicher Absicht wie Moses, in den Dominikanerorden eingetreten war. „An ihm zeigte sich's," sagte Geronimo, „der ward gefangen in jenen unentdeckbaren Schlingen, die in der Luft des Sprechzimmers schweben. Sein Vater hatte ihn besucht, sie waren unvorsichtig genug, ihr Geheimniß den plauderhaften Wänden anzuvertrauen; eine Stunde darauf wurden sie in's Gefängniß geschleudert. Constantin (ich will ihn nicht schelten, er ist jetzt todt) konnte das Bewußtsein nicht ertragen, an den Qualen und an dem Tode seines Vaters Schuld zu sein; mit einem Scherben zerbrochenen Glases öffnete er sich die Pulsadern und verblutete so sein junges Leben. Der alte Montefiore, der schon halb Leiche war, wurde zwei Tage darauf mit der Leiche seines Sohnes in feierlichem Auto da fe verbrannt." So erzählte Geronimo, ich bot nun Alles auf, um ihn, dem Wunsche unseres Vaters gemäß, zur Flucht zu bewegen, er aber schwur hoch und heilig, nimmer lebendig seine Klause zu verlassen. Ich kehrte nach der Stadt zurück, der unerklärliche Starrsinn meines Bruders mit seiner nach außen hin abgetödteten Lebenskraft erschütterte mein ganzes Wesen; aber alle meine Gedanken verschwanden wie nichtige Schattenbilder, als ich das Mädchen, welches mir in dem Sprechzimmer begegnet war, auf einem Stein am Wege

sitzen sah. Sie beachtete mich nicht und ich ging an ihr vorbei; kaum aber war ich drei Schritte von ihr entfernt, als es mich wie mit magischen Banden wieder zu ihr hinzog. „Sennora,“ sagte ich, „ich habe kein Recht darauf, in das Geheimniß Eurer Seele einzudringen, aber ich habe ein Recht darauf, wenn Ihr der Hülfe bedürftig seid, Euch solche anzubieten, und Ihr, sie von mir zu fordern.“ Sie gestand mir später, daß der bewegte Ton meiner Stimme ihr mehr Vertrauen zu mir eingeflößt habe, als die ritterliche Entschlossenheit, die meine Worte bekunden sollten. „Laßt mich, gütiger Caballero, mein Retter ist nur der Tod,“ sagte sie mit einer Stimme, in der der Ausdruck schmerzvollen Entsagens und bescheidenen Hülferufs sich zur schönsten Harmonie versöhnt hatten. O, es lag ein unbeschreiblicher Reiz in dieser ganzen Erscheinung, ich fühlte es, und doch hatte ich in der Abenddämmerung, der sie noch durch sorgfältiges Einhüllen in die Mantilla zu Hülfe kam, fast nichts von ihr gesehen, als ihr leuchtendes Augenpaar. Ein unnennbarer Schauer durchrieselte mein ganzes Wesen, als ich so vor ihr stand, ich war festgebannt in ihre Nähe. Das war mehr als bloßes Mitleid, mehr als bloße Theilnahme an fremdem Kummer; was mich hier festhielt, ich wußte es nicht, das war die Liebe, die sich offenbart, wenn wir uns dem Wesen nahen, das der Herr für uns geschaffen. —

Ich redete noch lange mit dem Mädchen, oder, wie sie hieß, Manuela; sie bat mich um Verzeihung, weil sie meine Hülfe von sich gewiesen, ich solle nichts Arges

von ihr denken, Unglück und Schmerz hätten sie den Menschen mißtrauen gelehrt. Thränen erstickten ihre Stimme. So war also der Schmerz auch der Genosse ihrer Jugend. O! die Unglücklichen verstehen sich bald. Sie erzählte mir, daß dort in dem Schlosse ihr Vater schon seit drei Monaten eingekerkert sei. Sie wolle hier warten, bis der Inquisitor aus der Stadt zurückkehre, sie wisse wohl, ihr eigenes Leben stehe in Gefahr, weil das Gesetz es Jedem verbietet, und sei es auch das eigene Kind, für den um Gnade zu bitten, der der Ketzerei angeklagt ist; sie aber wolle sterben mit ihrem Vater und doch fürchte sie die jetzt wieder einbrechende Nacht. „Ich sehe schon," sagte sie, „es soll so sein, ich soll abermals in Jammer und Thränen dem Tage heranharren." Sie raffte sich auf und entfernte sich schnell. Ich stand wie eingewurzelt da, und als sie an einer Biegung des Weges meinen Augen entschwand, übermannte mich's wie unendliches Heimweh, ich stürmte ihr nach. Am Abhange des Hügels, wo man die prachtvolle Brücke über den Quadalquivir überschauen kann, bemerkte ich wie drei in faltige weiße Mäntel gehüllte Gestalten gemessenen Schrittes einherkamen; Manuela warf sich den Voranschreitenden zu Füßen; ein herzdurchbohrender Jammerschrei drang zu mir herüber, Manuela wurde zur Seite geschleudert. Ich sprang aus allen Kräften, die Männer setzten ruhig ihren Gang fort, sie kamen an mir vorüber; ich hielt in meinem raschen Laufe inne, zog meinen Hut ab und verbeugte mich, es war der Inquisitor von zwei Dominikanern begleitet, die von ihrer Seelentreibjagd in

das Trianen-Schloß zurückkehrten. Die Minute, die ich hier in demüthig bebender Stellung, tausend Flüche für den Schändlichen und tausend Sorgen für Manuela im Herzen, harren mußte, ward mir zur Höllenpein. Wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil eilte ich davon und holte Manuela ein, die mühsamen Schrittes dem Thore zuwankte. Sie erkannte mich und blieb stehen. Ich konnte nicht sprechen vor raschem Athemholen, und ergriff nur ihre Hand. „Laßt mich, ich bitt' Euch," sagte sie, jedoch ohne meine Hand zurückzuweisen. Ich schwor ihr, o! damals fühlte ich's lebhaft, wie gräßlich es ist, das Heiligste, bei dem man schwören kann, nicht nennen zu dürfen; ich meinte, meine Zunge müßte mir erlahmen, als ich hier, wo ich die höchste Gewißheit geben wollte, bei San Jago schwören mußte. Ich konnte nicht reden, so durchwühlt war mein ganzes Innere. Manuela schloß meine Hand in ihre beiden Hände, ihre feuchten Augen blickten vertrauungsvoll zu mir auf. „Ja," sagte sie, „ich folge der innern Stimme, unglücklicher als ich bin, kann ich doch nicht werden; kommt mit, Ihr sollt Alles hören." Ich bot ihr meinen Arm, und mit Zögern legte sie ihre zitternde Hand darein. „So haben mich diese Straßen noch nie gesehen," sagte sie leise, als wir gleich am Thore in eine Seitenstraße einlenkten. Ich suchte sie zu beruhigen, sie schwieg und hüllte sich noch tiefer in ihre Mantilla. Ohne ein Wort zu reden, gingen wir nebeneinander, bis wir in einer engen Straße, unweit der Kirche Unserer Frau vom Pfeiler, in ein unscheinbares Häuschen eintraten. „Kommst du endlich, Manuela?" ertönte

ein ziemlich starker Diskant, und eine runde Gestalt mit einem Lichte wälzte sich wie ein Wollsack die Stiege herab. „Ich habe schon dreizehnmal Ave Maria gebetet, und San Jago eine dreipfündige Wachskerze gelobt, wenn du glücklich nach Hause kommst. Ei, mein süßes Täubchen, wen hast du denn da bei dir? Gelobt sei die heilige Jungfrau, ist das nicht Don Alfonso Sajavedra aus Valencia? Verzeih' Usted, meine alten Augen —" „Du hast wirklich falsch gesehen, Laura, es ist nicht der Vetter, sondern ein Fremder, ein Freund wollte ich sagen, der uns helfen will," sagte Manuela. „Ich habe doch recht," fuhr die Alte fort, „habe ich dir's nicht schon längst gesagt, wenn du gehst, wird uns geholfen? Ich, wo ich hingekommen bin, haben sie mich weggeworfen wie eine ausgedrückte Orangenschale, ja lacht nur," fuhr sie kreischend fort, „es ist doch wie das Sprüchwort sagt: ein frisch geprägter Real mit des Königs Bildniß (Gott schütze ihn) ist besser, als ein abgegriffener. Dürft Euch viel darauf einbilden, edler Ritter, daß mein schüchternes Täubchen bei Euch eine Ausnahme gemacht hat." Die Alte hörte nicht auf, die Tugend Manuela's zu preisen, und sagte, das könne nur durch ein Wunder geschehen sein, daß ich so Großes über sie vermocht hätte. Manuela hatte viele Mühe, sie zum Schweigen zu bringen. Nachdem mich die Alte sattsam gemustert, war sie hinausgegangen. Manuela mußte meinen Blick empfunden haben, sie schlug verschämt die Augen nieder. „Sennor," sprach sie, und ergriff mit Hast meine Hand, „Sennor, was denkt Ihr von mir?" „Daß wir uns lieben,"

antwortete ich, ihre Hand küssend. „Ja, wir lieben uns,“ sagte sie, „Gott im Himmel weiß es, wir lieben uns; o Mutter! Mutter! warum mußtest du sterben, ehe du das unendliche Glück deines Kindes gesehen?“

Thräne auf Thräne rann bei diesen Worten über ihre heißen Wangen. „Und darf ich Euch lieben, Sennor?“ fragte sie leise und bedeckte mit beiden Händen ihre Augen und Wangen; „kennt Ihr denn mich? kenn' ich denn Euch?“ „Wir kennen uns,“ erwiderte ich, „in demselben Augenblicke hat Gott den Funken der Liebe in uns angefacht; wir lieben uns, giebt es ein innigeres Kennen?“ O! es ist nur ein schwacher Nachhall jener Empfindung, den ich aus der Vergangenheit wieder auferwecken kann; aber noch jetzt, da ich dem Grabe entgegen gehe, noch jetzt durchzuckt es mich wie ein Blitz, wenn ich daran denke, wie damals auf Einmal der Liebe Allmacht mich erhob. Das war Gottes Fügung. Dieses Sichfinden und Erfassen, ohne sich gesucht oder erstrebt zu haben. Damals zwar, ich gestehe es, fühlte ich das noch nicht; versenkt in nie geahnte Seligkeiten, erkannte ich die unsichtbare Hand, die Alles so fügte, noch nicht so ganz, wie sie sich jetzt mir gezeigt. Mitten in der Freude erwachte in Manuela wieder das Andenken an die freudlosen Stunden ihres eingekerkerten Vaters. Ich tröstete sie, versprach die Hülfe meines Bruders, sie aber vertraute nur wenig.

Die Alte kam mit dem Essen. „Wie heißt denn der edle Caballero?“ fragte sie Manuela leise; ich sah die Verwirrung des Mädchens. „Sagt nur meinen Namen laut, Sennora,“ fiel ich rasch ein, „er hat ja

guten Klang hier im Lande und das gute Mütterchen hat ja ohnedieß die eine Hälfte prophetisch errathen; ich heiße Alfonso de Espinosa.“ Wir saßen gemüthlich bei Tische; die Alte betrachtete mich immer und forderte Manuela auf, zu gestehen, ob sie nicht Recht habe, daß ich Diesem oder Jenem auf's Haar ähnlich sehe. „Bei Gottes Blut,“ sagte sie, „wie froh bin ich, daß auch wieder ein Sombrero (Männerhut) dort am Nagel hängt, so zwei Weibsbilder ganz allein sind doch gar zu verlassene Geschöpfe, und wer weiß, wie es mit dem alten Valor ausgeht.“ Dieser Name machte mich stutzig, ich drang in Manuela, mir die Geschichte ihres Vaters zu erzählen; sie schlug die Augen nieder und begann nach kurzem Besinnen:

„Ihr wißt, daß mehrere Frauen aus Grenada gerade in Cardia waren, als das Edikt verlesen wurde, daß es den Moriskinnen künftighin nimmer erlaubt sein solle, wie ihre angestammte Sitte mit sich bringt, verschleiert auszugehen. Unter den Frauen, denen die Soldaten auf dem Marktplatze zu Cardia die Schleier zerrissen, war auch die Frau meines Oheims, die strahlende Mirzah genannt. Ihre Schönheit war so groß, daß man glauben mochte, eine Heilige sei aus dem Paradies herabgesendet worden, um den Tapfersten aller Nachkommen der ehemaligen Herren Spaniens zu beglücken. Noch nie hatte eines fremden Mannes Blick diese Reize berührt, und jetzt so dem gaffenden Pöbel preisgegeben zu werden! Die Kunde von dem Schrecklichen, was geschehen war, eilte den jammernd zurückkehrenden Frauen voraus; wie durch einen heftigen

Erdstoß ward dadurch der ganze Aljaniz erschüttert, denn die Absicht, die letzte Sitte der ehemaligen Mauren zu vernichten, war unverkennbar. — Ich weiß gar nicht, wie ich eigentlich zu dieser Erzählung hier komme; ich habe Mirzah, die von ihrem Manne grausam verstoßen wurde, nie gekannt, und ihr Schicksal hängt mit dem unsrigen eigentlich gar nicht zusammen. Verzeiht, wenn ich nicht weiß, wo ich anfangen soll, ich habe mir die Sachen nie zurecht gelegt, weil ich nie glauben konnte, einst davon Rechenschaft geben zu dürfen. Mein Vater wohnte damals wie die übrigen maurischen Christen im Aljaniz von Grenada. Ach! ich kann heute nicht erzählen," so schloß Manuela und erhob sich rasch. „Nun, so bin Ich da," sagte die Duenna, „weiß ich denn nicht Alles so gut als Ihr? War ich nicht dabei, wie es Eure Mutter, Gott hab' sie selig! erzählte? Mir zittern noch die Glieder bis zum Herzen, wenn ich daran denke wie's damals hergegangen sein muß." Unter vielen Zwischenfragen und Einreden erfuhr ich endlich, daß der Vater Manuela's, Don Antonio de Valor, bei den Mauren Aben Hamed genannt, ein Geschwisterkind Aben Humega's sei. Don Antonio, der dem Maurenaufstand abgeneigt, in dem christlichen Glauben beharrt und Grenada nicht verlassen hatte, litt von seinen Stammesgenossen nicht minder als von den eingebornen Spaniern viele Unbilden. Sogar die beiden Söhne Don Antonio's waren heftig gegen ihren Vater ergrimmt, und als der beabsichtigte Sturm auf den Alhambra mißglückt war, flohen sie zu dem sogenannten Alpujarrenkönig Aben Humega in die Sierra

Nevada und fielen mit Ruhm bedeckt in dem beispiellos muthig geführten Vertilgungskriege. „Ja, früher hättet Ihr zu uns kommen sollen,“ sagte die Duenna unter Anderm, „da hättet Ihr Euch umgesehen, da war es anders als jetzt hier: flämische Teppiche auf dem Boden, aus Gold und Seide gewirkte Tapeten an den Wänden, goldene und silberne Becher auf den Tischen, daß man meinte sie müßten brechen.“ — Wir hatten viele Mühe die Alte zum Schweigen zu bringen, und Manuela erzählte: „Der Aufstand war unterdrückt, die Mauren in die Ferne zersprengt, gefallen oder eingekerkert. So lange der menschenfreundliche Marques von Mondejar in Grenada befehligte, lebte mein Vater ungestört in der Selbstbeschränkung, zu der ihn sein Wille und die Zerstörung seiner Güter bestimmte; als aber der edle Marques abberufen wurde, ward mein Vater als heimlicher Anhänger des Islam verhaftet. Der Halbbruder des Königs, Don Juan von Oesterreich, der hierauf den Oberbefehl erhielt, befreite ihn jedoch aus seiner Gefangenschaft. Mein Vater zog hieher, um fern von den Resten seiner ehemaligen Verbindungen in Ruhe zu leben. Zehn Jahre blieb ihm diese unverkümmert; mein Vater besuchte alltäglich die Kirche, sonst aber verließ er das Haus nie und wandte seine ganze Zeit dem Studium gelehrter Schriften und meinem Unterrichte zu.

Da raffte vor anderthalb Jahren ein hitziges Fieber nach wenigen Tagen meine Mutter dahin, fast Niemand hatte sich ihrem Bette nahen dürfen als mein Vater, sie verschied in seinen Armen. Von dem Tage, da

meine Mutter begraben wurde, kam mein Vater nicht mehr über die Schwelle des Hauses; ich selbst, die ich sonst Alles über ihn vermocht hatte, konnte ihn nicht einmal zu einem Gange in die nahe Kirche bewegen. Vorgestern Nacht waren es zwölf Wochen, o Gott! ich vergesse die Stunde nie, da verlangten zwei Familiaren im Namen der Inquisition Einlaß in unser Haus; Laura hatte den Muth aufzuschließen, ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen. Sie drangen ein und schleppten meinen Vater nach dem Trianenschlosse, wo er sich wegen seines vermeintlichen Ketzerthums verthei- digen sollte. Eine Stunde darauf wurde Alles im gan- zen Hause durchsucht und versiegelt; ich mußte es selbst mit ansehen, wie sie jenes Bild meiner Mutter dort herunter rissen, weil sie Schätze dahinter verborgen glaubten, und, wie sie sich ausdrückten, das verführe- rische Heidengesicht Geld geschluckt haben könne.“ Hier hielt Manuela plötzlich inne. „Ich habe Euch Alles erzählt,“ fuhr sie dann in zuversichtlichem Tone fort; „ich habe weder Mißbrauch zu fürchten, noch leider auch erfolgreichen Gebrauch zu hoffen.“

Ich bot Alles auf, um Manuela zu beruhigen; ge- spensterhaft erschien mir aber die Alte, die während der letzten Erzählung mit gefalteten Händen und stieren Blicken dasaß, ihre Lippen bewegten sich mechanisch wie zu einem leisen Gebete. Manuela merkte nicht darauf, denn es war mir gelungen ihren Geist von den traurigen Bildern der Vergangenheit abzuwenden. Mitternacht war vorüber, als ich in meiner Posada ankam. Als ich des andern Morgens erwachte, schien mir Alles ein Traum.

Ich besuchte Manuela und glaubte wirklich Grund zu haben, Alles für ein Gebilde meiner erhitzten Phantasie zu halten. Reue über das verletzte gewöhnliche Herkommen, Unruhe und Verzweiflung an dem Schicksal ihres Vaters sprach aus ihrem ganzen Wesen. Sie erschien mir so ganz verändert: statt der kühn aufstrebenden Schnellkraft ihres Geistes war es heute ein geknickter Wille mit sklavischer Ergebung, den sie mir kundgab, und der mich von ihr entfernte. Ich Thor, der ich glaubte, jenes engelgleiche Hochgefühl, das uns frei über all die Schranken und Hemmnisse des gewöhnlichen Lebens hinweghebt, könne in gleicher Macht endlos so fortbestehen. Aergerlich, daß mir nun abermals das Hohe vor der Alltäglichkeit zerrann, verließ ich Manuela, und nur noch aus Mitleid und um der einmal übernommenen Pflicht zu gehorchen, ging ich zu Geronimo und erzählte ihm Alles. Sein Scharfblick erkannte die Gestalt der Dinge leicht: „Das Mädchen ist ein Engel oder ein Teufel,“ sagte er; „gewöhnlicher Verstellung wie gewöhnlicher Tugend ist so Außerordentliches nicht möglich. Die rein passive Ergebung in den höheren Willen, die dich heute so irre machte, ist nichts als der erste Artikel im Credo des großen Propheten. Doch sei nur ruhig, ich glaube es einleiten zu können, daß der alte Valor bald frei gegeben wird, ob er gleich so wenig Christ ist als du und ich — Man hat nur wenig Geld bei ihm gefunden.“ Ich wollte Manuela erst wenn ihr Vater befreit war, wieder besuchen, um ihre Verzweiflung so am besten zu widerlegen. Ich ging des Abends noch in die Gesellschaft meiner Freunde.

Mit lautem ola amigo! wurde ich von den Versammelten begrüßt, Jeder wollte den Grund meines Ausbleibens seit zwei Tagen wissen, und Jeder erklärte sich denselben nach seiner Sinnes- und Handlungsweise. Ich war lustig und guter Dinge. — Tags darauf nach der Frühmette besuchte ich wieder meinen Bruder. Es war in der That wunderbar, wie schnell Don Antonio freigegeben wurde. Denn kaum hatte Geronimo die Sache bei dem Inquisitor berührt, als man ihm schon willfahrte. Ich durfte jetzt Don Antonio nach Hause geleiten. Am Eingange in die unterirdischen Kerker mußte ich warten, bis er heraufkam; denn Niemand außer den Beklagten durfte jene finsteren Stätten betreten. Endlich kam der Befreite herauf, da sah man, was Folter und Kerker vermögen. Don Antonio hatte kaum die Kraft, sich aufrecht zu erhalten, seine Augen, dem ungewohnten Lichtstrome ausgesetzt, thränten unaufhörlich; um dieß zu verhindern, mußte er sie schließen. Ich geleitete ihn und erzählte, was mir seit den letzten Tagen begegnet war; seine bleichen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, denn er mochte aus meiner Schilderung die Liebe zu Manuela erkennen. „Und weiß mein Kind von meiner Rettung?“ fragte er und riß dabei die Augen auf, so daß die wilden Blicke mir bis in's Herz drangen. Ich gestand, daß ich Manuela für ihre Zweifel bestrafen und sie nur erst an seiner Seite hätte wieder sehen wollen. Er antwortete nicht, und indem er den Kopf schüttelte, murmelte er einige unverständliche Worte vor sich hin. Mir ward unheimlich in seiner Nähe. —

Wir kamen endlich vor Don Antonio's Haus. Niemand aus demselben bemerkte uns. Nur mit Mühe und auf jeder Stufe Athem holend stieg Don Antonio die Treppe hinan. Wir traten in die Stube, ermattet sank er in den Lehnsessel, der schon seit Jahren den Kummervollen zu tragen gewohnt war. Noch immer nahm Niemand Kunde von unserer Anwesenheit; ich öffnete die Kammerthüre: dort sah ich Laura neben einem Bette stehen, auf welchem Manuela schlummerte. Auch Don Antonio schlich mühsam herbei, und als die Duenna uns bemerkte, rief sie in furchtbar gellendem Tone: „O Jesus Maria! der Herr!“ Manuela erwachte, starr blickte sie uns eine Weile an, und als träume sie und wolle die Trugbilder verscheuchen, fuhr sie hastig mit der Hand über die Stirn. „Manuela! mein Kind!“ rief Don Antonio. Da schnellte sie plötzlich empor: „Vater!“ rief sie und lag schluchzend an seinem Halse. Es war eine Minute des höchsten Entzückens, wo das unvermögende Wort zurücktritt und die Seelen sich unmittelbar berühren. „Laß mich, mein Kind, laß mich,“ sagte Don Antonio, und dießmal waren es Thränen, von der Freude erpreßt, die über seine hohlen Wangen rannen: „Ich vermag es nicht, diese unendlichen Liebkosungen zu ertragen, komm zu dir, Manuela, sieh dort unsern Freund, unsern Retter, Don Alfonso, dem danke, er ward auserkoren zum Werkzeuge Gottes in unserer Noth.“ Manuela ließ ab von ihrem Vater, ihr seelenvolles Auge blickte wieder so bittend und strafend zugleich wie damals, als ich sie zum erstenmale sah, sie warf sich vor mir auf die Kniee, erfaßte meine

Hand und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. „Verzeiht mir, hoher Herr," bat sie, „ich habe Eure Macht und Größe nicht gekannt; verzeiht einer armen, unvernünftigen Magd." „Steh auf, Manuela, steh auf, ich befehle es dir, so war's nicht gemeint, so dankt man nicht," sprach Don Antonio. Manuela gehorchte.

Täglich besuchte ich fortan Manuela. Ihr Vater war schwer krank. Die von der Folter halbgelähmte Spannkraft der Muskeln hoffte der Arzt wieder herzustellen, nur die volle Sehkraft glaubte er schwerlich retten zu können. Man hatte Don Antonio schwören müssen, ihm nichts von seinem Zustande zu verhehlen, und eine namenlose Wuth kochte in seinem Innern. „Der Mensch," sagte er einmal, „ist das verworfenste Geschöpf der Erde; wo ist ein Raubthier, das, ich will nicht sagen gegen Thiere seiner eigenen Gattung, nein, gegen solche als deren Herr es geboren ist, so grausam verfährt, wie ein Mensch mit dem andern? Der hungernde Tiger, der reißende Wolf saugt seiner Beute das Blut aus, aber das ist noch barmherzig gegen die Menschen, die mit tausendfachem Tode tödten. Sie haben herrliche Gaben, kühnen Erfindungsgeist, und sie erfinden Gräber, wo sie ihre Mitmenschen lebendig verfaulen lassen. O wenn ich nur vor —" er unterbrach sich und knirschte mit den Zähnen. Manuela kannte diesen Zustand ihres Vaters, sie wagte es nicht, ihn durch Einreden zu beruhigen, und sie bot alle Rührigkeit ihres Geistes auf, um seine Schwermuth zu verscheuchen. Die unzähligen kleinen Aufmerksamkeiten, die sie mit so anspruchloser Miene erzeigte, der Reichthum

von kleinen Geschichtchen und Lieblingserinnerungen ihres Vaters, von denen ihr Mund übersprudelte, die hellen Lieder, die sie so jugendlich frisch zur Guitarre sang, dieses Alles, und auf solche Weise, konnte nur von einem überreichen Herzen geboten werden. Ich that Manuela vielleicht Unrecht, aber meine Eitelkeit schmeichelte sich doch, daß an diesem freudigen Herauskehren ihres innern Lebens nicht blos kindliche Liebe allein, sondern auch meine Anwesenheit einigermaßen Theil hatte. Wir liebten uns nur noch inniger, bewußter.

Don Antonio genas von Tag zu Tage; ein leiser Schimmer seines Auges, durch den ihm die Umrisse aller Gegenstände wie mit einem dunklen Flor überworfen erschienen, war gerettet worden. „Manuela," sagte ich eines Tages zu ihr, als ich mit ihr allein war und Don Antonio noch seine Siesta hielt, „Manuela, darf ich endlich ernste Schritte zu unserer Verbindung thun?"

„Ich bitt' Euch," antwortete sie, „redet mit mir nicht von so ernsten Dingen, ich bin noch zu jung um darüber nachzudenken."

„Ich aber habe Euch schon einmal gesagt, daß ich meine Liebe nicht einem Kinde, sondern einer Jungfrau mit selbständiger Willenskraft zugewendet habe."

„Und wer ist denn die Glückliche?" lächelte Manuela, „ich habe vergessen danach zu fragen."

Ich schwor ihr, daß ich mich nicht länger durch leichten Scherz gängeln ließe, sie müsse mir gestehen, ob sie den Willen ihres Vaters kenne.

„Nein," war ihre einsylbige Antwort.

„Und was seid Ihr zu thun gesonnen, wenn mich Euer Vater, was Gott verhüte, zurückweist?"

In entschlossenem Tone antwortete sie: „Kindespflicht geht über Alles, aber ich werde —" sie konnte nicht ausreden, denn Don Antonio rief aus der Kammer: „Was ist das für ein Lärm? warum habt ihr Streit?"

„Don Alfonso will mir's nicht zugeben, daß ich vor einem Monat erst fünfzehn Jahre alt geworden bin."

„Schon, mein Kind, sage lieber schon, denn je älter man wird, desto schlimmer geht's einem auf diesem vermaledeiten Boden."

„Manuela hat Unrecht," sagte ich zu Don Antonio, als er zu uns herauskam, „sie hat Euch falsch berichtet, sie wollte mir's nicht glauben, daß ich morgen abreisen will."

„Das thut mir in der Seele leid," sagte der Alte, „möcht' Euch gerne immer um mich sehen, man gewöhnt sich in meinem Alter schwer an einen neuen Freund, zumal an einen von Euren Jahren; aber bei Euch, ich muß gestehen, ich möchte, was ich sonst nie wünschte, wieder jung werden, blos um ganz Euer Freund sein zu können."

„Wollt Ihr nicht lieber mein Vater sein?" Ich fühlte wie alles Blut mir in's Gesicht drang, ich sah, wie heftig Manuela erröthete, als ich diese Worte mühsam hervorgepreßt hatte.

„Geh Kind," sagte Don Antonio gleichgültig, „geh

zu unserem Nachbar und hole mir das Buch, das er schon so lange von mir hat."

Manuela ging.

„Ich bin Euch sehr zu Dank verpflichtet," redete hierauf Don Antonio mich an, „aber es ist nicht Männerart, den Dienst und den Dank in süße Worte einzukleiden; auch sollte man ja nach den Lehren unserer Religion keinen Dank verlangen und keinen bieten dürfen, da wir in all unserm Thun und Lassen nur Werkzeuge in der Hand Gottes sind. Ich weiß nicht, ob deßhalb der Undank in der Welt so groß ist — aber verlangt nur von mir was ich geben kann, Ihr sollt es haben, nur mein Kind, meine Manuela! die kann ich nicht missen, sie ist meinem Leben so nothwendig wie die Luft, die ich athme, und so lange ich athme, soll sie keines Mannes Weib werden. Dringt nicht weiter in mich, erspart Euch und mir die unnöthigen Worte."

Ich war wie erstarrt, ich konnte nichts mehr reden, die Thränen standen mir in den Augen, ich nahm meinen Hut und ging. Don Antonio rief mir nach, ich solle bleiben, ich kehrte mich nicht daran. Manuela begegnete mir auf der Treppe; ich sah sie kaum an und eilte davon.

Ich ging zu Geronimo und erklärte ihm meinen Entschluß abzureisen und den Grund desselben.

„Nicht Manuela," sagte er, „willst du fliehen, vor dir selbst, vor der eigenen Neigung deines Herzens möchtest du davon laufen, aber sie wird dir folgen wie dein Schatten, nicht verschwinden wird sie durch die

Entfernung, nein, immer reizender, immer lockender dir erscheinen, und in Sehnsucht und widerstrebenden Hoffnungen dich aufreibend wirst du an einem geistigen Siechthum hinkränkeln. Der Herr behüte dich doppelt und dreifach vor dem andern Wege. Glaub' mir, du weißt, auch ich habe einst geliebt, und da drinnen im Herzen lebt meine todte Isabella, bis es einst zu schlagen aufhört. Drum rette deine erste Liebe, oder sieh zu, daß du die Gewißheit deiner Täuschung mit dir nimmst. Ermanne dich und geh nochmals zu Manuela."

Ich folgte gern seinem Rathe.

Abends wollte ich noch von dem fröhlichen Kreise der Freunde Abschied nehmen. Alle glückwünschten mir zu der schönen Braut; einer meinte, ich sei doch herablassend, daß ich der Freunde noch gedenke, während ich im Begriff stünde, mich mit einem Nachkömmling der Chalifen von Cordova zu verbinden. „Das Geschlecht ist so edel als das der Ponce di Leon, und wer mir's läugnet, dem will ich die Spitze meines Degens als Stammbaum in's Herz pflanzen," erwiderte ich und war bereit meinen Worten schnell die That folgen zu lassen. Alle sprangen auf und beschwichtigten den Streit. Meine Heiterkeit war aber durch diesen Vorfall gestört, ich suchte deshalb so bald als thunlich nach Haus zu kommen.

Ich reichte Diesem und Jenem die Hand zum Abschied; aber Alle riefen: „Nein, so lassen wir dich nicht, du sollst sehen wie sehr wir dir geneigt sind; wir ziehen mit dir vor Liebchens Haus und schicken auf der Töne Leiter deine Gefühle zu ihr hinauf ins stille Kämmerlein,

wo sie von dir träumt.“ Von den Wänden der Posada waren schnell die Guitarren und anderen Instrumente herabgenommen, ihre Harmonie ward durch einzelne Griffe erprobt, die Kehlen wurden noch durch einen guten Zug mit Wasser vermischten Mancha-Weines angefrischt. Ich dankte, ich sträubte mich gegen ihr Beginnen, es half nichts. „Und gehst du nicht mit,“ riefen Alle durcheinander, „so ziehen wir allein hin, und du wirst dann morgen von Wundern hören, welch' himmelstürmende Liebesboten wir nach ihr ausgesendet.“ Um ihre Ausgelassenheit zu verhindern, zog ich bebenden Herzens mit durch die einsamen Straßen, in denen nur der Tritt und das muthwillige Lachen unserer lustigen Genossenschaft wiederhallte. Kaum war das erste Abschiedslied gesungen, als in den benachbarten Häusern neugierige Schönen im leichten Nachtüberwurfe an den Fenstern erschienen; nur im Hause Manuela's blieb Alles still und öde. Die Freunde zogen sich zurück, ich blieb allein und sang abermals jenes wehmüthige Abschiedslied, aber noch immer erschien Niemand; unwillig schlich ich in meine Wohnung zurück. — Mit bewegter Seele und erzwungener Stärke ging ich des andern Morgens früh in Manuela's Haus. Als ich sie in ihrem leichten Morgenanzuge überraschte, schrie sie laut auf, und ohne meinen Gruß zu erwidern, verschwand sie hinter der Kammerthüre, die sie schnell verschloß.

„Guten Morgen flüchtiger Ritter von Obenaus! hat Euer Trotzkopf den Mißmuth in der Nachtmütze stecken lassen?“ so rief sie lachend zu mir heraus, „nun, wer

hat Recht, Vater?" begann sie wieder, „nicht wahr, ich habe auch Menschenkenntniß? Habe ich's nicht gesagt, Don Alfonso kommt wieder, ich weiß es gewiß? Nun mein Herr Ritter, weil Ihr mir einen Sieg über meinen Vater errungen habt, erlaube ich Euch kraft meiner Macht zu binden und zu lösen, noch drei Tage in Sevilla zu bleiben, wenn Ihr Euch die Buße auferlegt, jeden Tag zur heiligen Manuela zu wallfahrten, eine Stunde lang vor ihr zu knieen und sie anzubeten; oder wollt Ihr eine andere Gnade?"

„Ja," antwortete ich, „die, daß Ihr die uns zugemessenen Minuten nicht unnöthigerweise auf Euren Putz verwendet und so bald als möglich herauskommt."

Sie antwortete nicht, sondern sang das Abschiedslied von gestern Abend mit zitternder Stimme. Sie hatte kaum die erste Strophe geendet, als sie, die übereinandergeschlagenen Arme unter einem grauen Ueberwurfe versteckt, heraustrat. „Stürmischer!" sagte sie, „Ihr seid ja unendlich karg mit den Augenblicken, und laßt einem nicht einmal Zeit zum ordentlichen Ankleiden; da bin ich kindisches Ding aus Furcht, Ihr möchtet wieder wie gestern davon rennen, schnell in einen alten Mantel meiner seligen Mutter hineingefahren; es ist aber das ungeschickteste altväterische Ding, ich halte es nicht lange darin aus, darum machet nur, daß Ihr bald fort kommt oder entlaßt mich auf eine kleine Weile."

„Will Euch nicht lange mehr Unbequemlichkeiten verursachen, Sennora," antwortete ich, durch den

Schlußsatz ihrer Rede gereizt. Sie merkte es, und ging, unwillig den Blick zur Erde geheftet, auf und ab.

„Wenn es denn sein soll, daß wir uns trennen,“ sagte sie, „so ist mir's am liebsten es geschieht jetzt; ich sehe schon, durch diese fortdauernden Gereiztheiten werden die Erinnerungen, die uns für eine dunkle Zukunft hell leuchten sollten, farblos und zerfahren. Mein Vater weiß es, ich habe dessen vor ihm kein Hehl, wie sehr ich Euch liebe; der Himmel gebe, daß Eure Liebe gleich sei der meinen, mehr wünsche ich nicht. Ich weiß aber auch zu gehorchen.“

Don Antonio saß schweigsam in seinen Schlafmantel gehüllt, die Hände zwischen den Knieen zusammengepreßt und den Oberleib herniederbeugend in seinem Lehnsessel. „Welche Feuerprobe des Ungemachs hat eure beiderseitige Liebe denn schon bestanden?“ murmelte er mit unheimlicher Stimme, ohne sich im mindesten aus seiner zusammengekauerten Stellung zu erheben.

„Sie ist in Ungemach geboren,“ antwortete ich, „aber freilich, das vergißt man gern und schnell.“

„Was wollt Ihr?“ rief er und erhob sich mit Zittern von seinem Sitze, „was wollt Ihr von mir? Weil Ihr das Schicksal hattet, bei der Rettung meines Lebens behülflich zu sein, sucht Ihr mir nun mein Leben doppelt und dreifach zu rauben, da Ihr meines Kindes Liebe und Gehorsam mir rauben wollt? Ich habe euch Alles gegeben, ihr stolzen Spanier, ihr habt meines Stammes Macht und Kraft mir tropfenweise abgezapft, ich bin nur noch ein abgedorrtes Reis; aber

so wahr das Blut der alten Valor in meinen Adern rollt, mein Kind, mein Leben sollt ihr mir nicht rauben, so lange diese Hand noch Kraft genug hat, den Dolch in eines schwachen Mädchens Brust zu bohren. Geht, ich alter Thor ließ mich wieder hintergehen und hielt Euch für besser als Andere, geht, Ihr seid auch so habsüchtig und tückisch wie alle."

Seine Stimme erscholl wie Schlachtenruf, seine schäumenden Lippen zitterten vor Wuth, kraftlos sank er wieder in seinen Sessel zurück. Manuela war zu ihm geeilt, sie streckte die nackten Arme nach ihm aus und bat ihn weinend sich zu beruhigen.

„Gott! wo soll ich mich hinwenden?" rief sie. Ich erkannte meinen Fehler, bot Don Antonio meine Hand und bat ihn, seine eben gesprochenen Worte zu vergessen, wie ich sie selbst vergessen wolle, damit wir in Frieden scheiden. Er faßte mit Innigkeit meine Hand.

„Ihr habt mich zu hämisch gereizt," sagte er, „Don Antonio de Valor war leider nie undankbar, und nie hat er sich solche Reden ungeahndet in's Gesicht werfen lassen. Mein Kind ist mein, mein eigen wie meine rechte Hand; soll ich sie zum Dank für Euch abhauen und Euch schenken? Ich bin nicht mehr zornig, gewiß nicht; geduldet Euch, es ist ja nur noch eine kurze Spanne Leben, die ich zu durchlaufen habe, ich mache Euch die Zeit nicht mehr lange."

Er hielt inne und strengte all seine Sehkraft an, um den Eindruck dieser Worte in unseren Mienen zu lesen; er muß Beruhigendes darin gefunden haben, denn mit seltener Weichheit der Stimme fuhr er fort:

„Ich hatte es so gut mit Euch vor: wenn der Frühling kommt, wer weiß ob ich nicht nach Guadalajara gezogen wäre, um mit Hülfe Eures weisen Vaters das Licht meines leiblichen und geistigen Auges mir zu schärfen."

„O, das wäre herrlich!" jauchzte Manuela, „gewiß, ich will Euch pflegen, daß Ihr ganz jung werden sollt. Bis wohin kommt Ihr uns entgegen, Don Alfonso?"

Das Gespräch nahm jetzt eine heitere Wendung. „Das hätte ich nie gedacht, daß Alles noch schön ausklingen wird; es ist gut, daß meines Vaters langer Degen drinnen an der Wand in die Scheide eingerostet ist, sonst wäre vielleicht noch unsere Stube zum blutigen Kampfplatze geworden;" so sprach Manuela und ihre Munterkeit lebte aus Schmerz und Thränen nur noch verklärter auf.

Don Antonio sprach keine Sylbe; aber mitten unter Erinnerungen an die Vergangenheit und Planen für die Zukunft fühlte ich, daß jetzt der Augenblick der Trennung sein müsse, denn aus dieser heitern Umgebung wollte ich mich losreißen. Ich reichte Don Antonio die Hand zum Abschied.

„Ziehet hin in Frieden," sagte er, „in Frieden mit Euch und mit uns; gedenket meiner bei Eurem würdigen Vater."

„Und sehen wir uns bald wieder?" fragte ich; er drückte mir die Hand und nickte bejahend. Manuela stand regungslos da, unsere Blicke begegneten sich, es war als ob Jedes von uns nochmals das getreue Bild des Andern in bewußter Anschauung sich einprägen

wolle, in Jedem von uns rang der Schmerz über eine prüfungsvolle Trennung mit dem Willen ihn zu besiegen. „Manuela, lebt wohl!“ sprach ich, mich der Geliebten nähernd; „lebt wohl!“ antwortete sie mit fester Stimme, „ich weiß gewiß, Ihr vergeßt meiner nie, und ist es unsere Bestimmung, daß wir uns einst ganz angehören sollen, so finden wir uns wieder; ist es anders verhängt, was nützt Jammern und Widerstreit? Gehorsam ist unsere Pflicht. Seid dann glücklich mit einer Andern, die Euch gewiß nicht mehr lieben kann als ich; doch daran soll keine Macht der Erde und des Himmels mich hindern, Euch zu lieben bis zum Tode und noch nach ihm. Lebt wohl!“

Ich umarmte den Vater nochmals heftig, o! ich glaube, ich hätte den Großinquisitor selbst damals an mein Herz gedrückt. — Ich weiß nicht mehr, wie ich mich losriß, aber an der Hausthür hielt mich die Duenna auf und jedes Wort von ihr ist mir seltsamer Weise noch in Erinnerung, ja ich höre ihre Stimme. —

Es ärgert uns oft, ist aber doch weise so eingerichtet, daß neben der Nachtigall auch immer ein Kukuk oder sonst ein prosaischer Alltagsvogel sich einnistet, oder ein Frosch im Sumpfe quakt.

„So geht's in der Welt,“ begann die Alte, indem sie den Saum meines Mantels küßte, „die Laura, die's mit der ganzen Welt am besten meint, die wird überall vergessen. Ihr müßt nicht glauben, daß ich Euch nachgelaufen bin, damit Ihr mir danken sollt, wüßt' eigentlich auch gar nicht für was? Ihr seid ja immer so stolz, daß Ihr kaum guten Tag Laura sagtet, und doch

hab' ich schon viel Euretwegen ausgestanden, drum hätt' ich's wenigstens auch verdient, daß Euer Gnaden bei mir Abschied nimmt; es könnte mich kränken, wenn ich Undank nicht schon längst gewohnt wäre bei der ganzen Welt. Ach heilige Maria, Mutter Gottes, steh' mir bei! ich arme Sünderin könnte wünschen, daß man mir jetzt gerade die letzte Oelung brächte und mir ein Häuschen von sechs Brettern mitgäbe; unser guter, lieber Don Alfonso geht fort, jetzt haben wir wieder das ganze Jahr Aschermittwoch. So wahr mir San Jago gnädig sei, Ihr dürft mir glauben, wenn ich Manuela nicht so lieb hätte, bei dem alten Krittler wär' ich keine vierundzwanzig Stunden geblieben, der macht Jahr aus Jahr ein ein Gesicht wie ein Judas, und das gute Kind, ach! was steht das bei ihm aus, das weiß Niemand als ich. O! es geschieht Euch ganz Recht, wenn nur ich nicht darunter leiden müßte; so Alles unter sich ausgemacht, unser Einem kein Sterbenswörtchen davon gesagt, da sieht man, was dabei herauskommt, wenn man nicht auch alte erfahrene Leute, die in der Welt auch schon was mitgemacht haben, zu Rathe zieht. Bei meiner vorigen Herrschaft da hab' ich ein Pärchen zusammengebracht, der Alte hat noch viel ungerner anbeißen wollen als unser Murrkopf da droben, aber die sind auch nicht so stolz gewesen, daß sie vor lauter Schnäbeln und Herzen ihre besten Freunde vor der Nase übersehen haben; es ist wahr, sie haben mir zuletzt auch mit Undank gelohnt, aber was thut das? Giebst du heute, so bist du morgen vergessen, sagt das Sprüchwort, und ein Sprüchwort ist ein wahr Wort. Wenn

Ihr mir nur einen Wink davon gegeben hättet, ich hätt' das Ding ganz anders eingefädelt; Ihr könnt gut und brav sein, aber (nehmt mir's nicht übel, Usted, es ist, so wahr ich eine Sünderin bin, gut gemeint) aber gescheit seid Ihr nicht. Sechs Wochen lang lauft Ihr drum herum wie die Katze um den heißen Brei, gleich den andern Tag, gleich die andere Stunde, wo Ihr den Alten heimgebracht, hättet Ihr um mein süß Täubchen freien sollen; gesteht nur selbst, hätt' er's Euch abschlagen können? Drückt die Limone aus, bevor sie verfault, sagt das Sprüchwort; nach sechs Wochen, San Jago! was vergißt der Mensch nicht in sechs Wochen! da wundert's mich gar nicht, daß er sich das Maul gewischt und Euch mit einem magern Gratias abgefertigt hat. Den kennt noch gar Keiner, der hat einen Stolz wie ein Ritter vom Berge, er ist aber auch, ich glaub's noch immer, ein halber Heide — ich blieb' nicht im Haus, wenn nicht wegen des guten Kindes, das ich so lieb habe, als ob ich's unter meinem Herzen getragen hätte. Ich sag' Euch, ich habe schon viel Verliebte gesehen, ich selbst, seht mich nur an wie Ihr wollt, bin auch einmal jung gewesen und sauber, ich hab' mich dürfen sehen lassen, ich hab' meinen ersten Mann gern, recht gern gehabt, aber daß man so verliebt sein kann wie die Manuela, das hätt' ich mein Lebtag nicht geglaubt. Was liegt dem Alten daran? seinetwegen kann sie graue Haare bekommen und ihr süßes Fleisch verdorren, der hat ein zähes Leben, der stirbt nicht so bald; er gönnt sie gar keinem Andern, Gott verzeih mir meine Sünden, ich glaub' er möcht'

sie selbst heirathen, wenn das nicht gegen die Natur wär'. O! es dreht mir das Herz im Leib herum, wenn ich dran denke, wie sich das Alles so schön hätt' einrichten lassen, dann stünd' es jetzt ganz anders und die alte Laura hätt' noch die Freude gehabt, so eine junge rothwangige Manuelita oder einen Alfonsito auf ihren Armen zu wiegen. Nun das sind jetzt lauter Reden in den Wind und ich halt' Euch nur damit auf; nichts für ungut, edler Herr, macht, daß Ihr bald wieder kommt, dann laßt nur die Laura sorgen, Ihr sollt sehen wie Alles so gut geht."

Ich hatte der Alten fast willenlos, als ob ich dazu verpflichtet wäre, zugehört, und reichte ihr nun einige Dublonen zum Abschied; sie wollte sie nicht annehmen, da sie nicht wisse warum, sie hätte sie ja nicht verdient; nach einigem Zureden nahm sie es, und mit schalkhaft dankbarer Miene sagte sie:

„Ihr hättet früher einsehen sollen, daß das Sprüchwort sagt: Geschenke sprengen Felsen. Habt Ihr keinen Auftrag mehr an Manuela?"

Ich wußte keinen; sie küßte mir die Hand, und unter Schelten und Murren über den heidnischen Kahlkopf ging sie davon. Nach einer Stunde, in der ich noch Geronimo besuchte, hatte ich Sevilla verlassen. Ich fühlte es klar, hier hatte sich ein Wendepunkt in meinem Leben gestaltet, den ich nie aus den Augen zu lassen mir vorsetzte.

Aber was sind des Menschen Vorsätze und Entschlüsse? Ein Hauch, ein Schatten berührt sie, und sie sind nicht mehr.

Ein Jahr und darüber war verflossen; ich hatte zweimal an Manuela und ihren Vater geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Da trat allmälig ihr holdes Bild in den Hintergrund der Seele zurück; die Verschlossenheit und Selbstgenügsamkeit, in die ich mich eingepuppt hatte, verschwand nach und nach. — Der Austritt unsers Oheims zu Madrid mit seiner ganzen Familie aus unserer heimlichen Gemeinde, sein reuiges Eingeständniß und seine Bußfertigkeit für die seitherige Halbheit seines Glaubens erfüllte uns mit Trauer und Angst. Die mächtigen Espinosa's in dem heutigen Spanien sind die Kinder dieses Oheims. Nicht durch ein einziges Geständniß seiner Mitschuldigen suchte er sich jedoch von den harten Bußen, die ihm auferlegt wurden, zu befreien. Wir erfuhren aber durch unsern Geronimo, daß durch ein neues Edikt der Inquisition nicht, wie man bisher geglaubt hatte, nur die maurischen Christen, sondern auch die Judenchristen nach Afrika deportirt werden sollten. In der Sorge um das eigene Schicksal und das der Angehörigen, erwachte in mir auch wieder das Andenken an Manuela mit allem Zauber ihres engelgleichen Wesens. Ich sah es daher als einen Fingerzeig Gottes an, als Rodrigo Casseris, der nach Sevilla reiste, mir die Besorgung jeglichen Auftrags anbot. Ich schilderte Manuela in einem Briefe alle Schrecken, die uns bedrohen, und beschwor sie, mit ihrem Vater schleunigst zu uns zu kommen, damit wir vereint die Zukunft ertragen. Fast ohne Erfolg zu hoffen, und nur um meiner letzten Liebespflicht zu genügen, sendete ich den Brief ab.

Die Brust von tausend Sorgen und Ahnungen bewegt, den Vätern grollend, die uns ein alltäglich wiederkehrendes ruhmloses Märtyrerthum und das Doppelgesicht des Glaubens als leidiges Erbe hinterlassen, war ich eines Tages die Landstraße entlang gewandert. Da bemerkte ich einen Wagen, der langsamen Schrittes den Weg herkam; ich trat näher, ein Blick, ein Schrei und — Manuela lag in meinen Armen. Wie von innerer magischer Kraft getrieben, hatte sie sich behende über die Brüstung des Wagens herausgeschwungen. Ich setzte mich schnell wieder mit ihr in den Wagen, zog die Gardinen vor und fuhr dem Thore zu. Don Antonio saß in eine große wollene Decke gehüllt neben Manuela; auch er freute sich der glücklichen Schickung, daß wir uns hier so bald getroffen. „Wenn's noch lange so fortgegangen wäre über Berg und Thal," sagte er, „hätte Manuela mich als Leiche zu Euch gebracht; das Fahren rüttelt mir alle Glieder so auseinander, daß ich meine, ich wäre wieder auf der Folter. Nicht wahr, Manuela, nun hast du dein Höchstes erreicht, da du mich alten Thor zu der weiten Reise überredet hast? Ja, ja, nun ist an meinem Leben nichts mehr gelegen, jetzt wär's am besten, wenn ich bald sterbe, nicht wahr? Seid nur ruhig, es dauert nicht mehr lang."

Mit einem höhnischen Lächeln grinste er uns an und schob Manuela's Arm weg. War mir seine Weigerung ehedem wie dämonische Habgier erschienen, so hatte ich bei dieser Weise, seines eigenen Kindes Freude zu vergiften, mit Haß gegen ihn zu kämpfen; er war

bei alledem Manuela's Vater. Manuela verstand es, durch unzählige kleine Fragen und Erinnerungen meinen Aerger zu zerstreuen. Es gelang ihr leicht, denn wie unendlich Vieles hatten wir uns zu sagen; aber sonderbar! während hundert gewichtige Fragen sich in unserm Sinne drängen, ist es oft gerade die unbedeutendste, die am ersten zu Worte kommt. „Wie geht's der alten Laura?“ fragte ich.

„Sie ist todt, die falsche Schlange; hört nur, wie es uns mit ihr erging. Es werden jetzt ungefähr sieben Monate sein, mein Vater lag schwer krank darnieder (wie er überhaupt seit Eurer Abwesenheit nicht einen Monat lang ununterbrochen gesund war), da erkrankte auch Laura; sie wurde in das Hospital San Lorenzo gebracht, welches sie zum Erben ihrer ganzen Habe einsetzte. Ihre Krankheit entwickelte sich schnell, sie war unheilbar. Nachdem sie schon die Sterbesakramente empfangen, äußerte sie als letzten Wunsch, man möchte mich zu ihr bringen, sie könne nicht eher ruhig sterben, bis sie mich noch einmal allein gesprochen hätte. Auch mein Vater rieth mir hinzugehen, und mit kaum bezwingbarem Widerwillen ließ ich mich nach dem Hospital geleiten. Ich hätte Laura nicht wieder erkannt, so abgemagert war sie in den wenigen Wochen; sie aber erkannte mich alsbald und streckte weinend ihre knöchernen Hände nach mir aus. Ihre ehemalige Beredtsamkeit war noch nicht verschwunden; nur mit halber Stimme und von Stöhnen und Aechzen unterbrochen, gestand sie mir, wie sie es war, die auf Zureden ihres Beichtvaters bekannt habe, daß mein Vater die Kirche

nicht besuche und den Heidengott im Stillen verehre. Der Beichtvater habe sie zwar schon damals für diese gottgefällige Handlung von allen ihren Sünden freigesprochen, aber jetzt sei es ihr, als ob sie nicht sterben könne, bevor auch ich ihr das viele Ungemach, das dadurch über mich gekommen wäre, verziehen hätte; ich solle bedenken, daß sie damals ihr eigen Seelenheil dafür verbürgt habe, daß ich ein gutes Christenkind sei, darum sei ich auch immer frei ausgegangen; ich solle bedenken, sagte sie — und der alte Schalk guckte noch aus ihrem halbgebrochenen Auge hervor — daß ich nur so den guten lieben Don Alfonso kennen gelernt, und sie versprach mir bald im Himmel für unsere Vereinigung zu beten. Ich dankte für ihre gütige Verwendung, mochte ihr aber doch die Todesstunde nicht verbittern und verzieh ihr, wie ich gestehen muß, nicht recht von ganzer Seele."

Ich erzählte nun Manuela von der letzten Standrede Laura's, und unter solchen Gesprächen waren wir am Hause meines Vaters angelangt. Die Ankömmlinge waren meinem Vater hochwillkommen. Der alte Valor wurde die Treppe hinaufgetragen, das geringe Gepäck war bald an Ort und Stelle. Meine Schwester, die einige Jahre älter als Manuela war, wurde bald deren vertrauteste Freundin, so daß sie sich bei uns heimischer als zu Hause fühlte. Wir bereiteten im Stillen die Abreise vor, aber der kränkliche Zustand Don Antonio's, in welchem er nie etwas von einer Abreise hören wollte, machte uns bange; mein Vater, der als der erfahrenste Arzt in ganz Neu-Castilien galt, fürchtete für ihn ein

langes Hinsiechen. Wie waren wir daher erstaunt, als man ihn eines Morgens mit entsetzlich aufgedunsenem Gesichte im Bette todt fand. Nur dies Einzigemal, als Manuela das schrecklich entstellte Angesicht ihres Vaters zuerst erblickte, sank ihr Körper unter der Wucht des Schmerzes ohnmächtig zusammen, sonst hatte sie alle Wechselfälle des Lebens kräftig ausgedauert. Mein Vater behauptete, das sei nicht das Aussehen eines natürlichen Todes; in der That fand man auch, als man die Leiche entkleidete, das Amulet, das Don Antonio seit seiner letzten Verhaftung auf dem Herzen getragen hatte, aufgerissen und leer, nirgends war aber der Ueberrest eines Giftes zu entdecken. — Nie hat Manuela von diesem Umstande etwas erfahren.

Da nun der alte Valor todt war, glaubte mein Vater mit der Abreise nicht länger zögern zu dürfen. Der Verstorbene hatte keine Kunde von seinem letzten Willen hinterlassen: was war natürlicher, als daß Manuela mit uns reiste? Mein Vater trug mir auf, sie an die baldigste Besorgung ihrer etwa unerledigten Angelegenheiten zu gemahnen. Ich ging zu ihr, fand sie allein, weinend und nachdenklich. „Wir alle ehren diese Zeichen kindlich frommen Sinnes," sagte ich, „aber wozu noch länger düsteren Gedanken Euch hingeben? Mein Vater will auch Euch Vater sein, und ich — nun Ihr wißt, was ich Euch sein möchte."

„Nein, nie!" antwortete sie; „habt Erbarmen mit mir armen Waise und laßt mich hinziehen zu meinem Oheim nach Valencia, er wird den Haß meines Vaters an mir nicht rächen, er wird das Kind seiner Schwester

nicht verstoßen. Wie gern bliebe ich bei Euch, aber ich sehe es zu spät, eine eiserne Scheidewand trennt uns auf ewig."

„So wißt Ihr denn schon?" fragte ich mit Ungeduld, „hat meine Schwester es Euch anvertraut? Glaubt mir, schon lange klang es in meiner Seele wie feiger Meineid, daß ich nicht längst Euch Alles gestanden, Ihr hättet mich nie verrathen. Ja, ich bin ein Jude, und will meinem zertretenen Glauben angehören, so lange noch ein Lebenshauch in mir wohnt, und könnt Ihr mich jetzt verlassen, nun wohlan, so habt Ihr mich nie geliebt; ziehet hin zu Eurem Oheim, Niemand wird Euch hindern." Manuela blickte mich starr mit verzweifelten Blicken an.

„Ihr seid grausam, Sennor," sagte sie, „das hätte ich nimmer von Euch gedacht; wer hat Euch diese Macht über mich gegeben, so freveln Hohn mit mir zu treiben, und daß ich Euch dennoch lieben muß? Glaubt Ihr ich sei verzagt und schäme mich meines Glaubens? Sagt's nur frei, ich weiß du hängst dem Islam an, wie dein todter Vater that — und ich will Eure Kniee umfassen und Euch um Verzeihung bitten, aber verhöhnt mich nicht; was hab' ich Euch denn gethan?"

Ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme, sie wandte sich schluchzend von mir ab. „O Vater! Vater!" rief sie, „so verfährt man mit deinem Kinde; warum hast du mich nicht mit dir in's Grab genommen?"

Ich beschwor alle Flüche des Himmels auf mich herab, wenn ich nicht Wahrheit gesprochen hätte. Sie blickte mich wieder freundlich an, und die stille Thräne

in ihrem Auge verrieth den unendlichen Schmerz über das Unrecht, das sie mir gethan, und über den entsetzlichen Abgrund, der sich vor unseren Augen aufschloß. „So nah und doch so unendlich fern!" sagte sie, mir die Hand zur Versöhnung reichend. Ich bestürmte sie mit all ihrer frühern Liebesmacht: „Gott ist der Gott der Liebe, wo Ihr ihn auch verehret, sei es in Kirchen, Moscheen oder Synagogen; und wäre es nicht der Wille Gottes, hätten wir uns so gefunden und wieder gefunden?" In feuriger Rede stellte ich ihr die verschiedenen Glaubensbekenntnisse so dar, wie sie es für Liebende sind; ich kümmerte mich wenig um das, was in den Büchern geschrieben steht und was die Priester lehren, Gott verzeih mir's! ich möchte heute nicht Alles verantworten. Manuela hörte mir nur halb zu, und in herzzerreißendem Tone rief sie:

„Herr! Gott! vernichte mich nicht, weil ich noch zweifle. Was hab' ich verbrochen, daß du so Unendliches mir auferlegst? Kann ich der Kindheit Glauben aus der Seele tilgen und doch noch leben? Warum denn gerade mir, gerade mir dem schwachen Mädchen, das grausame Geschick Moslemin zu sein im Herzen und Christin im Angesichte, um zuletzt Beides Lügen zu strafen? Giebt's keine Tempel mehr, daß man mich hindurchjage und mein armes Herz zerfleische? Mein Vater hatte doch Unrecht, als er vor drei Jahren eine alte Zigeunerin die Treppe hinab warf, daß ich meinte sie könne nicht mehr aufstehen, weil sie mir prophezeit hatte, ich würde nicht in meinem jetzigen Glauben sterben und ich sei zu großen Dingen geboren; ich

möchte nur wissen, was das für große Dinge sein werden. Wenn jetzt die alte Hexe wiederkäme, wie würde sie staunen über ihre eigene Weisheit!" — Ein Schrei des Entsetzens unterbrach Manuela's Rede, „das ist die schwarze Kunst, die hier ihr Spiel treibt," rief sie und schmiegte sich furchtsam an mich. Ich blickte nach der Thür, dort stand ein altes Zigeunermütterchen auf seinen Stab gestützt und bat mit klugem Lächeln um ein Almosen. Ich beruhigte Manuela, die am ganzen Leibe zitterte, sich jetzt aber Zwang anthat und beherzt vor die Bettlerin hintretend fragte: „Kennt Ihr mich?"

„Ei warum denn nicht?" antwortete die Alte und erhob ihr grinsendes Gesicht, „da seht, hab' ja ein gutes Denkzeichen, die Narbe da über meinem linken Aug', die hab' ich aus Eurem Hause in Sevilla davon getragen; nun wie steht's mit meiner Prophezeiung? Ist sie nicht eingetroffen?"

„Ich weiß nicht," antwortete Manuela.

„Ihr wißt nicht? ei, ei, aber ich weiß."

„Danke schönstens für Eure Weisheit," antwortete Manuela, ihr eine Gabe reichend.

„Nur einen Augenblick laßt mir noch dies Sammethändchen, ich weiß noch viel mehr Dinge." Manuela sträubte sich nur halb. Die Alte kicherte so heftig, als sie eine Weile die Handfläche betrachtet hatte, daß der Stock ihrer Hand entfiel. „Das geht über alle Maaßen," rief sie, „nun seht einmal her, diese feingeschliffene Lebenslinie ist mir nur Einmal vorgekommen: ein schmucker Ritter kommt und holt Euch über's Meer,

dürft Euch darauf verlassen, es ist so gewiß wahr, so gewiß, als ich noch so jung und schön sein möcht' wie Ihr; seht Ihr die kleinen Schnittchen, die da drüber weggehen? Das bedeutet viel Kummer und Herzeleid; aber halt, das müßt Ihr noch hören: da steht ein prächtiger Junge, den Ihr bekommen werdet, braucht nicht so roth zu werden, es giebt einen tüchtigen vielgerühmten Ritter, mit dem keiner in die Schranken treten mag, er führt seine Streiche mit solcher Sicherheit und Ruhe, daß er alle seine Gegner in den Sand streckt; der Ring da abwärts, das bedeutet eine Krone, die er ausschlägt." Solche und andere Narrenspossen sprach die geschwätzige Wahrsagerin noch viel, und ich wundere mich nur über mich selbst, daß ich die Geschichten noch alle im Kopf behalten habe. Manuela schien, so sehr sie es auch verbergen wollte, doch mehr daran zu glauben als ich; ich habe nie auf derlei Dinge etwas gehalten und wir haben ja jetzt den augenscheinlichsten Beweis, was daraus geworden ist. Auch mir wollte sie noch weissagen, ich hatte aber ganz andere Dinge zu thun und zu denken, gab ihr daher ein Geschenk und hieß sie nun ihres Weges gehen.

Durch diesen sonderbaren Zwischenfall war die tiefe Aufgeregtheit Manuela's, die mich schaudern machte, glücklich abgeleitet worden. Ich stellte ihr nun nochmals Alles mit Ruhe vor, auch sie war ruhig; ich mußte ihr versprechen, sie vor dem andern Morgen mit keinem Worte mehr zu bestürmen. „Ich werde Alles treu und gewissenhaft überlegen," sagte sie, „Niemand kann, Niemand darf mir hier rathen."

Des andern Tages als ich erwachte, war mein erster Gedanke: heute entscheidet sich deines Lebens künftige Gestalt. Es ist in solchen Stimmungen nicht möglich, irgend einen Gedanken festzuhalten, eine peinliche Ungeduld verzehrt uns. Ich eilte hinaus auf die Almeda, ich jagte mein Roß, als ob ich mit seinen raschen Schritten auch die träge Zeit zwänge, daß sie ihren Lauf beschleunige, damit ich endlich zu Manuela gehen könne. — „Gott allein weiß, wie ich gerungen," sagte sie als ich zu ihr kam, „Ihr habt gesiegt; aber ich bitt' Euch, macht daß wir fortkommen, hier halte ich's nicht länger aus." — Ich erzählte meinem Vater Alles. „Du hast nicht wohlgethan, mein Sohn," sagte er, „so ungleiche Gewichte in die Wagschale zu legen; mir ist Alles, was du mir hier sagst nichts Neues, doch so mit gebrochener Seele darf das Mädchen unserm Glauben und unserer Familie nicht gewonnen werden; ich werde ihr unverhohlen all die schweren Pflichten, die unser Glaube zu üben befiehlt, all die Leiden, die er noch zu tragen verdammt ist, auseinandersetzen; beharrt sie dann noch auf ihrem Vorsatze, nun denn, so gebe Gott seinen Segen dazu, daß sie die Stammmutter einer frommen Nachkommenschaft werde."

Manuela blieb standhaft.

Kein Hinderniß stand unserer Abreise mehr im Wege. Nachdem wir mit vieler Mühe unsere Habe in beweglichen Werth umgesetzt hatten, reiste Immanuel mit der Schwester und Manuela voraus, denn wir mußten möglichst dafür sorgen, kein Aufsehen zu

erregen. In der Nacht darauf folgte ich mit meinem Vater. Ich konnte mich der Thränen kaum erwehren, als wir uns von den traulichen Straßen wie Diebe, von Nacht und Furcht umgeben, wegschlichen. O! wir liebten unser Stiefvaterland von ganzer Seele, das fühl' ich noch jetzt. Mein Vater sprach keine Sylbe. Erst als die Morgenröthe aufging, befahl er mir hier die Sonne zum Zeugen zu nehmen und bei Gott dem Allerhöchsten zu schwören, daß ich Manuela so lange nicht als die Meine betrachten wolle, bis sie in unsern Glauben aufgenommen und durch den Bund der Ehe mir zugegeben sei. Wir holten die Vorausgegangenen ein und kamen nach manchen Beschwerden in Oporto an. Dort wohnten wir bei dem Vater Uriel da Costa's bis zum Tage der Abfahrt. Auch Mendez Henrico aus Madrid trafen wir hier; er verließ ein hohes Amt am Hofe und eine heißgeliebte Braut, um mit seinen Brüdern in fernem Lande seinen Glauben offen zu bekennen. Es war ein wortkarger Reisegefährte. Einen gräßlichen Fluch, wie ihn noch nie eines Menschen Zunge ausgesprochen, beschwor er über das unglückliche Spanien herab als wir die Anker lichteten; dabei rollten seine Augen wie die eines Rasenden, er knirschte mit den Zähnen und stampfte mit den Füßen, daß mir vor dieser Wuth bangte und ich ihn besänftigen wollte. Ohne mir zu antworten oder nur nach mir umzublicken, ging er an das andere Ende des Schiffes, rückte sich in einer einsamen Ecke ein Gewinde vorräthiger Tauseile zurecht, und kauerte sich dort zusammen. Ich hatte genug zu thun mit den eigenen

Angehörigen und ließ Henrico nach seiner Weise gewähren. Die Fahrt war Anfangs glücklich; das neue Schauspiel erweckte Manuela's Heiterkeit wieder. Aber schon am ersten Abend erkrankte mein Vater. Er suchte wieder wie sonst durch starke Arzneimittel entgegen zu wirken, es half nichts, sein Zustand verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. „Es ist sonderbar," sagte er einmal zu mir, als ich an seinem Bette saß, „da liege ich altes Kind wieder in einer großen Wiege, die mich aus dem Leben hinausschaukeln wird. Werft meinen Leib nur nicht hinaus in die kalte Fluth; wie Joseph einst seine Brüder, so beschwöre ich euch, meine Kinder, nehmt meine Gebeine mit und begrabt sie in dem Lande, wohin der Herr euch führen wird; ich fühl's, mein Auge soll's nicht mehr schauen." Ich suchte ihm solche Gedanken auszureden, er aber sagte: „Ich weiß, meine Stunden sind gezählt, ich habe viel Freud' und Leid genossen auf dieser Welt; Preis und Dank sei Gott dem Herrn für Beides. Komm, rufe mir meine Kinder, auch Manuela, auch sie ist mein Kind, du wirst glücklich mit ihr sein." — „Weinet nicht," sprach er dann zu den Eintretenden, „ich kann ruhig in die Grube sinken, da ich weiß, ihr werdet fortan ungehindert und in Frieden eurem Gotte leben dürfen; und sollte abermals eines Drängers Hand euch verstoßen, verzaget nicht, denn das Gesetz unseres Gottes, des einzig Einigen, wird einst glorreich erkannt werden von allen Völkern."

Mein Vater sprach noch viel über die Einrichtung unseres künftigen Lebens; es war als ob sein naher

Tod ihm das Fernsehen in unbekannte Verhältnisse gestattet hätte. Er segnete noch Jeden einzeln, und nach wenigen Stunden verschied er mit gebetähnlicher Lippenbewegung. Ich habe seitdem vieler Menschen Geist sich losringen sehen vom Körper, aber nie sah ich solch himmlisch verklärtes Antlitz wieder. Unsere Thränen flossen reichlich; am heftigsten aber weinte Manuela, sie war zum zweitenmale verwaist. Als keine Rückkehr des Lebens in den Leichnam mehr zu hoffen war, entleerten wir in der Stille eine große Kiste und zogen der Leiche das Sterbegewand, das noch meine Mutter bereitet hatte, an. Ein Säckchen mit Erde aus dem gelobten Lande, das mein Vater für schweres Geld hatte kommen lassen, lag bei den Sterbegewändern. Wir legten ihm diese heilige Erde unter das Haupt und stellten den Sarg in die unterste Kajüte, wo mein Bruder ihn bewachte. Es war ein neblichter Morgen, als wir weiter fuhren. Gegen Mittag erhob sich ein fürchterlicher Sturm mit all den Schrecken, die ich bisher nur aus den Erzählungen von den vielfachen Reiseabenteuern meines Vaters gekannt hatte; ich dankte Gott, daß er ihn dieser neuen Qual überhoben und suchte durch diesen Gedanken die zitternden Mädchen zu beruhigen. Da trat der Schiffshauptmann zu uns und befahl mir in kurzen Worten, ihm augenblicklich die Kiste anzugeben, worin die Leiche verborgen sei, damit er nicht nöthig habe alles zu durchwühlen und viel Zeit zu verlieren; es sei eine bewährte Regel, daß das Meer sich nicht eher beruhige, als bis ihm die Leiche, die ein Schiff mit sich führe, zum Opfer gebracht

worden. Ich suchte ihn zu beruhigen, war aber dabei so unvorsichtig, ihm das Lächerliche seines Aberglaubens begreiflich machen zu wollen. Er hätte mich für diese Belehrung fast niedergestochen, wenn nicht Manuela ihm in den Arm gefallen wäre. Ich wollte nur mit dem Tode den Willen meines Vaters unerfüllt lassen und setzte mich zur Gegenwehr; die Mädchen jammerten und weinten; die ganze Schiffsmannschaft kam hinzu, ich mußte mich fügen. Nachdem wir noch schnell den Sarg mit Ballast beschwert hatten, damit er sogleich untersinke, trat ich mit hinaus in die Wuth der Elemente und mit blutendem Herzen sah ich, wie die hochaufbrausenden Wellen ihren Rachen über der dargebotenen Beute schlossen. Auf lange Zeit war meine Ruhe dort mit versenkt worden. — Alles auf dem Schiffe war in gräßlicher Bewegung, nur Einer stand regungslos da inmitten dieses Aufruhrs, es war Mendez Henrico. Den gespannten Hahn einer Pistole in der einen Hand, mit der andern sich aus aller Kraft an ein Tauseil anklammernd, stand er auf dem Verdeck. „Was wollt Ihr? Seid Ihr wahnsinnig?“ rief ich ihm zu; er lächelte mitleidig: „Seht Ihr das Meer da?“ sagte er, „seht Ihr das Meer da? Das ist ein großes Taufbecken, da sollen wir nun auch noch nach griechischem Ritus getauft werden; mich aber sollen sie bei lebendigem Leibe nicht dazu zwingen, sie, denen die Elemente selbst sklavisch heucheln. Bricht der dort (hier deutete er auf den Mast), so brennt diese Kugel in meinem Herzen, ich will nicht“ — In diesem Augenblicke krachte der Mast, ein Schuß knallte und Henrico stürzte kopf-

über aus dem Schiff. Ich war selbst wie zerschmettert von alle dem was mich umgab; wir waren ein Spielball in den Händen des Sturmes.

O mein Sohn! Wer sein eigenes Leben und was er von der Welt gesehen, was wichtig und was nichtig ist, erkennen will, der lernt es am besten, wenn er mit Allem was er ist und hat, draußen auf dem endlosen Meere ist. Im Sturm wie in der darauf folgenden Stille habe ich tiefer in Alles geblickt als je sonst. Es war mir wie jenes vierzigjährige Wandern unserer Vorväter durch die Wüste: nicht das alte Geschlecht sollte nach dem gelobten Lande kommen, in mir selbst starb es aus — ein neuer Mensch sah endlich das Land der Freiheit vor sich.

Wir landeten in Antwerpen. Erst über tiefe Trauer hinweg sollte ich unsere neue Heimath lieben lernen.

Dreißig Tage trauerte ich, wie es das Gesetz vorschreibt, um meinen Vater; noch lange erregte es mir tiefe Gewissensbisse, seinen letzten Willen nicht erfüllt zu haben. Manuela war unterdeß in die jüdische Gemeinde aufgenommen worden, und an ihrer Seite fand ich die Ruhe und das Glück, für das ich Gott ewig danke. Wir hatten Beide schwere Lebenskämpfe. Wir hatten uns Beide das Judenthum in der gemeinsamen Ausübung einer freien Genossenschaft ganz anders gedacht; wir wußten nicht, wie viel doch noch von Angewöhnung in uns war, und mir besonders wollte es nicht behagen mit der bloßen Freiheit, ein Leben von tausend religiösen Observanzen eingehegt leben zu dürfen. Gott der Allgütige wird mir meine Schuld

verzeihen, ich habe erkennen gelernt, daß sein heiliger Wille überall waltet und die Beobachtung des Gesetzes nur zu ihm führt. Wir haben Alles aufgegeben, um euch, unsere Kinder, im Frieden unseres Glaubens erwachsen zu sehen. Seid dessen eingedenk. Du vor allen mein Sohn.

Das ist die Geschichte meines Lebens, meiner Liebe, geschrieben für meinen einzigen Sohn Baruch allein.

6. Thalmud und Latein.

Die Hand Baruchs zitterte als er die Blätter weglegte, seine Stirne war heiß als er sie mit der Hand stützte.

Welch ein Wirrsal ist das Leben der Menschheit, das sich in Stammes- und Glaubensgenossenschaften abscheidet; und die eine haßt und verfolgt die andere und dünkt sich allein weise und gottgefällig, und die Tempel werden zu Feldherrenzelten, darin die Parole kundgegeben wird, den Kundigen zum Heile, den Anderen zum Verderben ...

Eine Stimme, noch mächtiger und eindringlicher als die in der Synagoge, rief jetzt Baruch den Segen zu sprechen über das offenbare ungeschriebene Gesetz, dessen beide Säulen Befreiung von jeglicher Stammes- und Glaubenssonderung und Liebe zur Menschheit deuten. Hat nicht schon Maimonides gelehrt: die Frommen aller Religionen gelangen zur ewigen Seligkeit?

Baruch war nicht mehr der Sohn Israels, er war der Sohn der Menschheit. Nicht nur seine Abstammung trieb ihn darauf hin, sich als solchen zu erkennen — wenn gleich dieß die erste Veranlassung war — der Geist des Lebens, der Geist Gottes erfaßte ihn und trug ihn hinweg über alle Schranken und hielt ihn fest und frei in wonniger Schwebe.

Erst als ihn der Vater rief, erwachte Baruch und mußte sich besinnen wer und wo er war. Er gab dem Vater die Blätter zurück und küßte seine Hand. Der Vater hielt die Hand des Sohnes fest und ging mit ihm nach der Synagoge. Baruch antwortete denen, die ihm am Eingange des Gotteshauses zu der erlangten rabbinischen Würde Glück wünschten, nur zerstreut und halb. Die Leute hielten ihn für stolz.

Diese Voraussetzung wurde theilweise zur Wahrheit, als er des Sonntag Morgens nach dem Frühgottesdienste seinen mit Blech beschlagenen Folianten unter den Arm nahm und den Weg nach der Schule „Gesetzeskrone" einschlug.

Wie freudig und behend war er sonst diesen Weg gegangen, und jetzt schaute er wie verworren drein und strauchelte fast bei jedem Schritte. Eine aus Mißmuth und Stolz gemischte Empfindung beherrschte seine Seele; er sollte nun fort und fort diesen Weg gehen, sollte allzeit dieselben Bücher abermals studiren und was konnten sie ihm Neues bieten? Er hatte die rabbinische Würde, das Höchste in diesem Bereiche, errungen, und war und blieb doch wiederum Schüler in den gleichen Lehrgebieten, in denen man nur den Scharfsinn bis zum Aberwitz üben sollte. Er war zu Hause in Allem was sich hier kund gab, wozu sollte das ewige Einerlei? Noch schmerzlicher aber war der Gedanke, daß er ein Fremder geworden, denn die Erfahrungen des vergangenen Tages hatten ihn hinausgehoben über jegliche Gewöhnung; war es nicht ein Frevel, daß er wieder in dieselbe eintrat und sich geberdete als ob nichts geschehen wäre?

Die jüdische Volksgenossenschaft und ihre Lehre war nicht mehr der Kern des ganzen Weltlebens und alles Andere nur äußere Schale. Da sind Häuser gebaut, Schiffe gezimmert, Straßen gebahnt, unbekümmert um die vereinsamte Gemeinde; da tönen Glocken und rufen zu anderen Heiligthümern. Wo ist die Lebenskraft der Welt? — Der zum muthigen Jüngling Gereifte wäre gerne eingedrungen in ihre ewigen Hallen — und ihm öffnete sich jetzt nur die Thüre zur Schule „Gesetzeskrone." Er wollte sich nicht drein finden, daß die Welt nicht plötzlich eine andere werden sollte, weil sie ihm jetzt als eine andere erschien. Warum sollte es nicht möglich sein, zum bewußten Dasein erwacht, auch mit ihm ein neues zu beginnen?

Die Welt geht in ihren gewohnten Gleisen fort.

Die Wunden der ersten Jugend heilen leicht, die Zweifel beschwichtigen sich schnell, sei es im Vergessen oder in gewohnter Unterordnung des Willens.

Als Baruch wieder in die Schule eintrat, war er ganz in jugendlicher Weise dem nächsten Interesse hingegeben und alles andere schien verschwunden.

Rabbi Saul Morteira wies ihm den Platz zu seiner Linken an, den zur Rechten hielt Chisdai durch das Recht der Verjährung inne. Die übrigen Schüler saßen nach Alter und Kenntnissen geordnet an dem langen Tische „zu den Füßen des Rabbi." Der Lehrer befahl Baruch, den am Freitag unterbrochenen Abschnitt bis zum Ende laut vorzulesen. Es war die Stelle Thalmud Tractat Kiduschin Folio 22. Baruch las: „Geschrieben steht 5. B. M. 21, 10: Wenn du ausziehest

zum Kriege wider deinen Feind und der Herr giebt ihn in deine Hand, daß du ihn in Gefangenschaft führest, und du siehst unter den Gefangenen ein Weib von schöner Gestalt und du hast Lust zu ihr und nimmst sie dir zu Frau ... Diese Indulgenz ist deßwegen gestattet, weil sich die Israeliten doch nicht hätten davon abhalten lassen und es besser ist, sie thun etwas das erlaubt ist, als daß sie etwas thäten was nicht erlaubt ist." Kaum hatte Baruch einige Minuten gelesen als sich ein heftiger Streit zwischen ihm und Chisdai entspann. Der große Scholiast Rabbi Samuel Edels hatte zu dieser Ausführung ein Problem aufgestellt und es mit den Worten geschlossen: „hiefür läßt sich eine Auflösung finden." — Chisdai glaubte solche gefunden zu haben, aber einer der jüngsten Schüler, der unten am Tische saß, gab ihn mit zwei Worten dem allgemeinen Gelächter preis. Nun sprang Chisdai auf und wollte den Frechen mit Einem Worte niederdonnern; aber auch Baruch stand auf und schlug sich auf Seite des Kleinen. Chisdai wendete sich zu dem Gegner, den er für ebenbürtig hielt; er zog die Ellenbogen zurück und reckte seine auseinander gespreizten Finger empor, daß sie dastanden wie eine Pallisade von Ausrufungszeichen, mitleidig lächelnd und mit ironischer Verwunderung schüttelte er sein gelehrtes Haupt über die schwachen Gründe, die man gegen ihn aufbot; aber Baruch setzte ihm immer heftiger zu, da endlich fuhr Chisdai kollernd auf seinen Gegner los, er packte ihn an seinem Mantel und wollte ihn nicht mehr zu Wort kommen lassen, er schlug auf den Tisch, wendete sich behende nach allen

Seiten an Diesen und Jenen, es nützte nichts. Baruch hatte ihn durch seine Ruhe in ein Dilemma gelockt, aus dem er sich nicht retten konnte. Chisdai setzte sich nieder und kaute an den Nägeln. Baruch löste das Problem ganz einfach.

„Ich finde es sonderbar," sagte er dann, „daß man hier etwas gestattet, weil man es sonst doch thun würde; das könnte man bei jedem andern Dinge eben so gut anwenden."

„Die Strafe derer, die eine Nichtjüdin heirathen, folgt gleich darauf —" sagte Chisdai mit frohlockender Miene, die Niemand zu deuten wußte als Baruch und er — „denn der Thalmud sagt: fast unmittelbar auf diese Verse folgen die von dem abtrünnigen Sohne, weil aus solcher Ehe nur Gottlose hervorgehen."

Baruch antwortete nichts. „Bleibt nun als Resultat," fragte er den Rabbi, „daß eine Ehe mit einer Nichtjüdin keine Sünde ist?"

„Du siehst es ja," antwortete der Rabbi, „aber nur zu Zeiten des Krieges."

„Kann aber Gott ein Gesetz für den Krieg und ein anderes für den Frieden geben?"

„Warum nicht? Es giebt ja auch viele Gesetze, die bloß für Palästina gegeben sind. Bleib nur bei dem Worte, hier ist allein vom Krieg und nicht vom Frieden die Rede."

„Verzeiht," erwiederte Baruch, „ich muß noch etwas fragen. Hier gleich nach diesem Verse steht: wenn ein Mann zwei Frauen hat, die eine liebt er, die andere aber nicht; die Erlaubniß, mehrere Frauen zu heirathen,

galt doch für Krieg und Frieden, für Palästina und die anderen Länder, warum gilt sie jetzt nicht mehr?"

„Du weißt ja, daß Rabbi Gerschon „das Licht des Exils" auf alle Zeiten denjenigen mit dem Bann belegt hat, der mehr als eine Frau heirathet."

„Wie durfte er aber das, da es ja in der heiligen Schrift nirgends verboten ist, und nach dem Thalmud König Salomo blos verboten war, mehr als achtzehn Frauen zu heirathen?"

„Ich glaube gar," antwortete der Rabbi, „du meinst, das hätte das Sanhedrin von Mainz nicht so gut gewußt als du. Ich kann dir jetzt nicht Alles auseinandersetzen, du bist nicht allein da; wenn du vorwitzige Fragen stellst, kann ich die Anderen damit nicht aufhalten. Chisdai lies weiter."

Chisdai that wie ihm befohlen. Die ganze Vorlesung geschah in einem Tone, den man seines allgemeinen Gebrauchs wegen für Tradition hält; der halb wehklagend singende, halb litaneimäßig recitirende Ton ließe sich eben so wenig auf Regeln der Deklamation oder Musik zurückführen, als aus dem babylonischen Sprachgemengsel des Thalmuds eine Grammatik abstrahirt werden kann. Ein jeder der Schüler bemühte sich aus den vielen kunstreich gewebten Fragen des Textes und der zahlreichen Commentatoren neue Fragen zu combiniren, die dann wieder durch frappante Syllogismen u. s. w. gelöst wurden. Trotz der ungebundenen Geistesrührigkeit, die sich von allen Seiten offenbarte, war doch eine gewisse geregelte Ordnung nicht zu verkennen. Der Rabbi hörte die Fragen eines jeden genau

und forderte dann, je nachdem er deren Lösung schwierig oder leicht fand, Diesen oder Jenen dazu auf. Chisdai, der dem Throne des Rabbi zunächst saß, winkte den jüngeren, die die ersten Ansätze ihrer Dialektik zaghaft machten, freundlich und mit herablassender Aufmunterung zu. Er lächelte wie ein Feldherr, der im Bewußtsein bald Größeres auszuführen, einem Untergeordneten, der ein kleines Scharmützel glücklich ausgeführt, wohlwollend auf die Schulter klopft. Als eine Pause eintrat, führte er zwei sich offenbar bekämpfende Ansichten des großen Maimonides in die Schlachtlinie, indem er gegen die hier dargelegte Ansicht eine widersprechende aus dem Tractat Chetuboth auf vielen Umwegen und mit vieler List auf den Wahlplatz brachte. Alles schwieg.

„Nun Baruch, was sagst du dazu?“ fragte der Rabbi. Baruch fuhr wie aus einem Traume auf, denn er hatte sich in ein ganz anderes Gebiet des Denkens begeben. „Nun Baruch, was sagst du zu dem, was Chisdai hier vorbringt?“ fragte der Rabbi wiederholt.

„Er hat vollkommen Recht,“ antwortete er rasch.

Ein schallendes Gelächter, das Chisdai zuerst begann, bewegte sich von dem einen Ende des Tisches bis zu dem andern.

„Wo sind deine Gedanken jetzt wieder?“ fragte der Rabbi besänftigend, „nicht nur seinen Worten, auch seinen Gedanken muß man einen Zaum anlegen. Nun, wer weiß eine Antwort auf Chisdai's Frage?“ Niemand antwortete. Da brachte Chisdai mit triumphirender Miene eine feingeknöpfte Kette von Autoritäten,

Argumenten und Schlüssen hervor, mit welchen er die unwiderleglich scheinende Frage auf's Glänzendste ausglich. Baruch suchte seine abschweifenden Gedanken mit aller Willensmacht zurückzulenken, mit peinigender Emsigkeit sprach er die Texteswörte vor sich hin, es fruchtete nichts; sein Geist schwebte über den Worten unaufhaltsam nach anderen Richtungen. Von der Anwendung, die die ganze Erörterung auf das Schicksal seiner Mutter an die Hand gab, war er bald zurückgekommen; der Zweifel über die ewige Gültigkeit und Unabänderlichkeit des Gesetzes richtete sich in ihm auf, er glaubte ihn in seinem Entstehen bewältigt zu haben, indem er sich überredete, daß sein Lehrer entweder nicht die Tiefe der Kenntnisse habe, um auf solche Fragen zu antworten, oder daß er ihn noch für unwürdig halte, ihm vom Baume der Erkenntniß mitzutheilen. Vieles was in seiner Erinnerung fast erloschen war, tauchte in frischer Lebensgestalt wieder in ihm auf, und er war froh, als er seine Mitschüler die großen Folianten zuschlagen und den Rabbi mit einem schweren Seufzer aufstehen hörte.

Zu Hause setzte er sich mißmuthig und mit Widerwillen gegen Alles schweigend zu Tische. Der Vater ließ ihn unbekümmert gewähren; nur Miriam schaute ihn fragend an. Man sprach von der so eben erfolgten Abreise des Rodrigo Casseres und den Annehmlichkeiten des künftigen Zusammenlebens beider Familien.

„Was ist denn heute mit dir, Baruch?“ fragte der Vater, nachdem gespeist worden war. „Du hast doch sonst immer daran gedacht, daß „die Väter“ sagen:

wenn drei an einem Tische essen und nicht vom göttlichen Worte sprechen, ist es als ob sie von einem Todtenmahl genössen. Muß ich dich daran gemahnen, vor dem Tischgebete einen Abschnitt aus der Mischnah zu lesen?"

Baruch stand auf, holte den saubern Quartband und sprach einige Paragraphen vor sich hin. Heute zum erstenmale fand er es lästig, daß man, den Bissen noch fast zwischen den Zähnen, abermals die alten Gesetze wiederkauen müsse.

„Ich war auch heute schon für dich bedacht," sagte der Vater, „ich habe einen Lateinlehrer für dich gefunden; doch, lies nur ruhig weiter, ich will dir's nachher erzählen."

Schneller als sonst las Baruch die vorgeschriebene Zahl der Abschnitte; um jedoch durch deren schnelle Beendigung seinem Vater nicht zu verrathen, wie sehr der angeregte Gegenstand ihn erfaßte, las er noch zwei Paragraphen mehr, aber nirgends folgten seine Gedanken den Zeilen, die Auge und Mund ablas. Er maß die Schuld hievon den Reden seines Vaters bei, denn er wollte sich's noch immer nicht gestehen oder wußte in der That nicht völlig, welch eine unabsehbare Veränderung in ihm begonnen hatte. Er schlug das Buch zu und blickte erwartungsvoll auf seinen Vater, der ihm befahl, das lange ebräische Tischgebet laut zu sprechen. Glückliche Macht der Gewohnheit! Hätte Baruch nicht seit seiner ersten Kindheit dieses Gebet täglich mehrmals verrichtet, er hätte jetzt oft gestockt; denn während er Gott für die leibliche Nahrung dankte

und um Wiederaufbauung Jerusalems bat, schweifte sein Geist zu den Göttern nach Rom und Athen und freute sich der geistigen Nahrung, die ihm von Aristoteles und den römischen Historikern geboten werden sollte.

Nach dem Amen stand der Vater auf, zündete sich eine Cigarre an und sprach: „Wenn ich ausgeraucht habe, Baruch, so gehen wir miteinander zu Salomon de Silva. Ich habe Anfangs doch ungern in den sauren Apfel gebissen, aber das machte sich Alles so von selbst, daß ich meinen Widerwillen dagegen ganz verloren habe. Ich begleitete heute Morgen Rodrigo Casseres hinaus an die Amstel, wo er mit der Trekschuit (Ziehschiff) nach Leyden abfuhr, und wie ich zurückkehrte, begegnete mir unser lieber Doktor; ich weiß nicht, die Leute machen viel zu viel Aufhebens von deiner gestrigen rabbinischen Erhöhung; laß dich nur nicht stolz machen von solchen Reden."

„Gewiß nicht," antwortete Baruch, ohne aufzublicken. Wie verändert war der Vater heute! Wo war seine sabbathliche Erhebung?

„Man muß immer noch weiter kommen, das ist die Hauptsache," fuhr der Vater fort. „Eben als ich nun mit dem Doktor darüber redete, fiel mir mein Versprechen ein, und Silva sagte, er könne mir einen Lateinlehrer empfehlen, wie kein zweiter mehr in halb Europa zu finden sei."

Baruch und sein Vater gingen miteinander zu dem Arzt. „Ich warte schon lange auf euch," sagte dieser, „und Magister Nigritius hat mich gewiß schon heute Morgen erwartet." Das Lob, das Baruch nun

persönlich von dem Arzte erhielt, ward ihm doppelt peinlich, weil er durch die Vorgänge in seinem Innern wie durch den in der heutigen Schule sich dessen unwürdig hielt.

Wäre es in der That eine buchstäbliche Nothwendigkeit, daß er ein Abtrünniger werden müsse? — Baruch bebte jetzt vor der Erfüllung eines heiß ersehnten Wunsches.

Ist aber das Abtrünnigwerden eine innere Nothwendigkeit, wer will sich dann dagegen stemmen?

„Ich habe stets einen Widerwillen gehabt,“ sprach der Vater, während die Drei miteinander gingen, „meinen Sohn Latein und noch dazu bei einem Christen lernen zu lassen. Ich habe einst den Spruch aus dem Thalmud gehört: Verflucht sei, wer seinen Sohn die griechische Wissenschaft lernen läßt. Dem Akosta hat nichts Anderes den Kopf verrückt; hätt' er sein Lebtag weder Latein noch Griechisch gesehen, ich möchte darauf schwören, er lebte jetzt noch unter uns in Ruh' und Frieden, in Ehre und Glück.“

„Euer Wort in Ehren, lieber Binjamin,“ sagte der Arzt. „Ihr seid ein geschickter Kaufmann, wißt wie und wann man Rosenholz und Zimmt, die Ihr durch die ostindische Compagnie bezieht, am besten absetzt; aber von diesen Angelegenheiten müßt Ihr Euch anders belehren lassen. Ich kann es nicht glauben, daß Ihr auch einer von denen seid, die ihre Jugend ganz vergessen und die polnische Verfinsterung bei uns einführen möchten. Das Ansehen und die Ehre, die wir genießen (hiebei erhob sich der Blick des Doktors bis zum Stolze),

verdanken wir dem allein, daß wir in den weltlichen Wissenschaften auch ein Wort mitsprechen können. Ein anderes ist wegen des Lernens bei einem Christen; Euer Baruch ist aber so heimisch in der Bibel und im Thalmud, daß er gegen einen Beweis, den man ihm aus der Bibel für das Messiasthum Jesu aufgestellt, leicht zehn Gegenbeweise findet; auch sind die frommen Christen gewöhnlich die, die Jeden gern in seinem Glauben lassen; weit mehr sind die Freigeister unter den Christen zu fürchten, die könnten unsere Jugend verderben, denn wer die Grundbedingungen jeder Religion leugnet, der ist der eigentliche Verführer. Die wahre Wissenschaft aber führt am Ende wieder zum Glauben."

Der gelehrte Arzt erläuterte dieses Thema noch ausführlich, denn nicht nur zeigte er seine, für einen Arzt in der That seltenen theologischen und philosophischen Kenntnisse gern, sondern er wollte auch hierdurch den barschen Anfang seiner Rede vergessen machen. Er hatte noch nicht geendet, als er in das Haus des Magister Nigritius eintrat, und während er mit ziemlichem Geräusch die fünf Treppen voraufstieg, gab er seinen Begleitern Verhaltungsregeln gegen den Mann, den man jetzt besuchte. Man war endlich oben auf einem reichlich mit Spalten versehenen Boden angelangt. Der Doktor öffnete die Thür: ein kleines Männchen mit einem grüngelben Gesichte und einem gleichfarbigen dintenkleckſigen Schlafrocke sprang ihm entgegen und stolperte über einige Folianten, die auf dem Boden lagen. „Heureka carissime amice!"[1] rief der

[1] Ich hab's gefunden, werther Freund.

Magister, „Marsi und nicht Mauri darf man lesen. Sehen Sie, hier will Horaz die Abkunft Augusts vom Kriegsgott ableiten und sagt:

Quem juvat clamor, galeaeque leves,
Acer et Mauri peditis cruentum
Vultus in hostem. [1]

Nun aber sind die Mauren weder kriegerisch noch tapfer. Hier ist eine Stelle im Hirtius über den afrikanischen Krieg, wo weniger als dreißig Gallier zweitausend maurische Reiter aus ihrer Stellung vertrieben; auch hatten die Mauren gar keine Fußgänger. Sodann waren die Mauren ja stets Feinde, und der erlegte Feind, über den sich Mars freut, wäre ein Römer — wie ungeschickt und unpatriotisch! Darum lese ich Marsi und die Marsischen Fußgänger waren die tapfersten unter den italischen Stämmen, wie mehrere Belegstellen aus Strabo, Appian und Virgil, ja sogar zwei Stellen aus Horaz selber beweisen. Seht, mit dieser einzigen Conjectur will ich dem Prahlhans Kaspar Barläus sein groß Maul stopfen, daß er auf Lebzeiten genug haben soll. Ach, lieber Doktor, wie froh bin ich, daß ich einen Mann habe, dem ich das Alles erzählen kann und der einen solchen Fund zu schätzen weiß. Schon seit heute Morgen warte ich mit Schmerzen auf Euch. Ich kann's jetzt gar nicht mehr begreifen, wie man dem feinsten Römer so lange zumuthen konnte, die dummen Mauren gelobt zu haben. Setzt Euch, lieber Doktor."

[1] Den Kriegeslärm und das Blinken des Helmes ergötzt, und des maurischen Fußgängers grimmiger Blick auf den blutenden Feind.

Der Magister legte einige offene Bücher, die auf einem hölzernen Stuhl lagen, sanft auf den Boden. Erst jetzt berücksichtigte er die beiden Fremden, die er bisher nicht zu bemerken schien. Baruch stand starr dreinblickend da während der langen Darlegung des Magisters; er kniff nachdenkend die Lippen übereinander, denn es war ihm, als hätte sich heute die ganze Welt verschworen, ihn auf allen Schritten an die maurische Abstammung seiner Mutter zu erinnern.

„Was will man von mir?“ fragte der Magister ärgerlich. Der Arzt beschwichtigte ihn und sagte, sie hätten eine Bitte. „Setzt Euch hier,“ sagte der Magister zu dem Vater, und rückte ihm seinen mit braunem Leder überzogenen Lehnsessel zurecht, „Ihr, junger Mann, setzt Euch zu mir auf's Bett.“

„Seid Ihr mit der Medicin zur Neige und wie geht's mit dem Husten?“ fragte der Arzt.

„Optime. Diese Nacht mußte ich noch lange im Bette husten, und als ich mein Oellämpchen ausgelöscht hatte, schwebten mir die Buchstaben noch immer vor den Augen; da auf einmal fällt mir's ein, daß man Marsi lesen muß, ich schreie vor Freude laut auf; in meiner Angst, ich möchte den herrlichen Fund im Schlaf wieder verlieren, springe ich aus dem Bette, wenn ich mich aber todt gesucht hätte, ich hätte mein Feuerzeug nicht gefunden; seht, dort steht's noch auf dem Boden, beim Mondschein habe ich es mit Kreide dort hingeschrieben, bin dann ruhig eingeschlafen und als ich heut früh im Schweiß aufwache, ist der Husten wie weggeblasen.“

„Ihr müßt Eure bisherige Lebensart aufgeben," sagte der Arzt, „und beim herannahenden Frühling fleißig Eure Klause verlassen, sonst stehe ich Euch nicht dafür, daß, wenn der Brusthusten wieder kommt, das Freudenfieber über eine glückliche Conjectur ihn wegschwitzen wird." Der Magister lächelte mit gutmüthigem Unglauben. Nun brachte der Arzt seinen Wunsch vor, und Nigritius willfahrte mit der Clausel, daß Silva es verantworten müsse, wenn er zu ungeschickt dazu sei.

„Wie alt ist man?" fragte er Baruch.

„Fünfzehn Jahr."

„Und man kann noch nicht decliniren?"

„Nein."

„Hm, hm," brummte der Magister, „Ars longa vita brevis, sagt Hippokrates; zu fünfzehn Jahren da hatte Hugo Grotius schon die gelehrte Ausgabe des Martianus Capella gemacht, Stevini Seefahrerkunst in's Lateinische übersetzt, die Phänomene des Aratus so ergänzt, daß man nicht wußte, wer schöner Latein schrieb, Cicero oder er; ich selbst, ut ad minora redeam, habe, da ich so alt war, schon ein Carmen gemacht, selbst Virgil hätte mir keinen Germanismus, nicht eine falsche Cäsur nachweisen können. Fünfzehn Jahr! Nun wir wollen sehen; diligentia est mater studiorum, d. h. man muß fleißig sein." Baruch versprach's und der Magister fuhr fort: „Man kann täglich um diese Zeit zu mir kommen, mich aber nicht wecken, wenn ich schlafe. Man braucht keine Bücher mitzubringen, ich habe sie alle."

Nachdem der Arzt nochmals seine Glückwünsche über

die Conjectur wiederholt, verließ er mit Baruch und dessen Vater den Magister.

„Ihr wißt, ich lasse meine Kinder Alles lernen, daran spare ich nie; aber ich mache mich nicht größer, als ich bin, ich bin kein reicher Mann und möchte doch auch wissen, was der Magister fordert; zu viel kann ich für den Baruch allein nicht ausgeben, ja, wenn ich meinen Proceß gewinne, kann ich schon etwas mehr darauf verwenden, aber jetzt, ich muß bedenken, ich habe noch zwei Kinder.“ So sprach der Vater und der Arzt brach in ein lautes Gelächter aus. „Nun, was ist da zu lachen?“ fragte jener ärgerlich.

„Nichts, als daß Ihr den Magister als Kaufmann anseht; und wenn er morgen nichts zu essen hätte, er würde eher verhungern, als daß er nur einen Deut Unterrichtslohn ansprechen würde. Wie der Rabbine es als ein heiliges Werk ansieht, in Bibel und Thalmud zu unterrichten, so geht es ihm mit Griechisch und Latein. So menschenscheu er auch ist, hat er doch alle Menschen ohne Unterschied von Herzen gern, und so schüchtern er aussieht, wenn Leute bei ihm sind, so muthig ja übermüthig ist er gegen sie, wenn er die Feder in der Hand und seine allzeit schlagfertigen Bundesgenossen, seine Bücher, zur Seite hat. Durch sein außerordentliches Gedächtniß kann er jeden Augenblick ein ganzes Heer von Beweisstellen ausheben. Dieser Nigritius ist ein ganz merkwürdiger Mensch.“

„Es ist doch ein trauriges Leben so ganz allein, keine Menschenseele um sich und nichts als Bücher und Bücher; ich möchte nicht so leben,“ sagte Baruch.

„Das glaube ich dir, Junge," versetzte der Arzt. „Da siehst du, das ist auch wieder ein verborgener, aber unberechenbarer Vorzug unserer Religion: es ist gar nicht möglich, daß solche Einsiedlersnaturen in ihr aufkommen. Wenn sich nicht Einer losgesagt hat von allen ihren heiligen Gebräuchen, was Gottlob bis jetzt ungeahndet noch nicht vorgekommen ist, und was auch nicht stattfinden darf, wie will's Einer machen, daß er so allein lebt? Dreimal täglich in einer Versammlung von wenigstens zehn Glaubensgenossen zu beten, an jedem Sabbath und Feiertage unfehlbar die Synagoge zu besuchen, das sind lauter Vorschriften, die ein einsiedlerisches Abschließen unmöglich machen. Auch solche eigentlich pedantische Naturen mit ihrer minutiösen Haarspalterei und kleinlichen sogenannten Ordnungsliebe, wie man sie hier zu Lande so häufig findet, triffst du unter den Juden nicht, das kommt vom südlichen raschen Blut." — Der theologisirende Arzt hätte diese eben erst gefundene Idee noch gern näher ausgeführt, aber die Neugier des Vaters unterbrach ihn mit der Frage:

„Woher ist der Magister und wovon lebt er?"

„Er ist aus Heidelberg, einer deutschen Stadt am Rheine, er heißt eigentlich Schwarz, hat aber, wie alle jetzigen Gelehrten, seinen Namen latinisirt. Er spricht nicht gern von seinem früheren Leben, nur in einer traulichen Stunde habe ich einst von ihm erfahren, daß in dem jetzt bald dreißig Jahre dauernden Kriege seine Vaterstadt von den Kaiserlichen geplündert und eingeäschert wurde. Er war so glücklich, die ihm gehörigen Manuscripte aus der nach Rom gebrachten Universitäts-

bibliothek zu retten; er flüchtete damit, stand aber jetzt verlassen da. Nicht zweimal in seinem Leben war er über das Weichbild seiner Vaterstadt hinausgekommen, in Attika und Latium kannte er jedes Haus und jeden Weg, aber hier wußte er nicht wo aus noch ein. Er schloß sich einer Gesellschaft Auswanderer an und kam hieher, wo er nun seit sechs und zwanzig Jahren lebt. Die Heidelberger Bibliothek hat ihm seine Manuscripte, die er mit sehr reichen Glossen versehen hatte, wieder abgekauft. Außerdem besorgte er für seinen Landsmann Gerhard Vossius und für andere die Correcturen; die besten Emendationen in den alten Classikern sind von ihm, und Niemand weiß es, daran liegt ihm aber nichts. — Es grenzt an's Unglaubliche, wie wenig der Mann braucht, er mag studiren so viel er will, er bleibt einen Tag wie den andern, immer heiter und vergnügt, aber von der Welt weiß er nichts; er ist doch jetzt schon tief in den Sechzigen, aber er ist noch so unerfahren wie ein Kind von zehn Jahren; er weiß Euch genau anzugeben, wie viel Sestertien Crassus im Vermögen gehabt hat, wenn er aber zwanzig Stüber hat und sie zählen soll, weiß er sich nicht zu helfen und nicht zu rathen. Es ist gut, daß er so brave Hausleute hat; der Klaas Ufmsand und seine Frau die gute Gertrui, die sorgen in Allem für ihn. Laß dir das Alles auch gesagt sein, Baruch, damit du dich nie über ihn lustig machst, wenn er etwas linkisch ist; Spott kann er nicht ertragen. Wenn er auch manchmal leeres Stroh drischt, ist er doch so grundgelehrt und du kannst so viel bei ihm lernen, daß du ihm stets mit Ehrerbietung begegnen mußt."

„Ja, ja," sagte der Vater, „wenn du bei dem nicht Latein lernst, ist's aus damit."

Von nun an ging Baruch täglich zu dem Magister. Zwar fühlte er bald, daß dies nicht der Mann dazu sei, um ihn in die gepriesenen Tempel klassischer Weisheit einzuführen, aber eingedenk der Drohung seines Vaters ließ er nichts davon kund werden, wie er sich in seinen Erwartungen getäuscht hatte. An der dürren Schaale der Grammatik des Donat mußte er nagen, während ihn so sehr nach dem nährsamen Kerne gelüstete. Nicht einmal jene Geistesgymnastik des Thalmudstudiums ward ihm bei diesen inhaltslosen Formen, die blos dem Gedächtnisse eingeprägt werden sollten. Ein Schüler wie Baruch hätte einer ganz eigenthümlichen Behandlung bedurft. Ein Geist, der sich schon an den höchsten Fragen des Denkens versucht hatte, war über die Stufe der bloßen Empfänglichkeit längst hinaus, und nur was er in sich verarbeiten konnte, faßte er wahrhaft. Der Lehrer suchte Baruchs Ungeduld stets mit der Versicherung zu beschwichtigen, daß „nur dann, wenn man alle Formen im Kopfe habe, man inoffenso pede im Gebiete des Classicismus umherwandeln könne." Baruch lernte allmälig die fremde Weise, die sich in seinem Lehrer kund gab, achten und ihr nacheifern. Gerade dieser stetige, oft mit peinlicher Aengstlichkeit bemessene Fortgang, der sich keine Beschleunigung, noch viel weniger ein Abspringen erlaubt, gerade diese spröde Disciplin muthete ihn schließlich an gegenüber dem funkensprühenden Absplittern in der Thalmudschule. Er zwang sich zu regelrechtem Schritthalten und der Lehrer

empfand diese Hingebung und gewann seinen Schüler stets lieber, denn er freute sich täglich mehr, ein theilnehmendes Wesen um sich zu sehen. Er versprach seinem Schüler, er wolle ihm, wenn er einst sterbe, seinen Cicero „über das höchste Gut und das höchste Uebel," den er mit reichen Randbemerkungen versehen habe, als Erbstück hinterlassen. — Eines Tages, als Baruch zu seinem Lehrer kam, empfing ihn dieser mit ungewöhnlicher Freude und erzählte, daß er heute eine der schwierigsten Stellen in Cicero's Orator gerettet habe; die Scholiasten und die späteren Philologen hätten die leichtere Lesart immer vorgezogen, das sei natürlich bequemer, aber es sei heilige Pflicht jedes ächten Philologen, gerade die schwierige Lesart, weil sie schwieriger sei und nicht so leichthin von Jedermann begriffen werde, als die richtige und ursprüngliche anzusehen.

„Das ist sonderbar," sagte Baruch, „das kommt mir gerade vor, als ob ich, wenn ich über ein Gerstenfeld gehe und einige Garben dort liegen sehe, sagen müßte: ei, das sind gewiß Hafergarben, die man von einem andern Felde hergetragen hat, denn Gerstengarben zu vermuthen das ist ja keine Kunst."

Magister Nigritius stutzte; dieses Uebertragen thalmudistischer Sophistik auf ein entferntes, wenn gleich nicht unverwandtes Gebiet befremdete ihn; es gelang ihm jedoch, Baruch darzuthun, daß die Abschreiber eine schwierige, nicht leicht verständliche Lesart wohl gern in eine leichtere verwandelten, es sei daher Pflicht, wenn in der schwierigeren Lesart ein Sinn zu finden sei, diese vorzuziehen. Baruch war befriedigt von dieser

Deutung, der Scharfsinn, der hiebei in Anwendung kam, muthete ihn an; dennoch fühlte er seinen Drang nach einer neuen Welt voll heitern Glanzes, die sich ihm erschließen sollte, unbefriedigt.

Die gesteigerte Brustkrankheit des Magisters, und die zwischen ihm und Baruch herrschende geheime Unlust machte den Unterricht fortan zu einem unregelmäßigen und wenig fruchtbringenden.

Um dieselbe Zeit begann Rabbi Saul mit seinen Schülern den Traktat Erubin, und um die Lösung der dort gegebenen geometrischen Probleme zu erleichtern, trug er einen vollständigen Cursus der Mathematik nach der ebräischen Uebersetzung des Euklid vor. Der unruhige Geist Baruchs fand hierin genugsame Beschäftigung; auch gab er sich wieder mit ungetheiltem Eifer dem Studium des Thalmuds hin, er hoffte in ihm seine alte Ruhe wieder zu finden. Die unmittelbare Lust an diesem Studium war von ihm gewichen und doch trachtete er jetzt mit wahrem Heißhunger nach vollerer Sättigung seiner Wißbegierde. Er sprach sich gegen Niemand aus und theilte Niemand etwas davon mit. Denn das liegt ja im Wesen des jugendlich wachsenden Menschen wie jedes Wachsthums in der Natur überhaupt, daß vermöge seiner Anziehungskraft das Aneignen das Entäußern weit überragt und so die Lebenselemente steigert und zu festen Formgebilden zeitigt. In schlummerähnlicher Stille erwuchs der Geist des Jünglings, der eigenen Erkenntniß und fremdem Einblick zur Ueberraschung.

---

7. Der Friedenstraktat.

Der rechtschaffene Mynheer Dodimus de Vries trug das Datum vom 24. Oktober 1648 mit gewissenhafter Frakturschrift in sein Hauptbuch ein und schrieb darunter, wie viel Wolle, Safran und Ingwer heute angekommen, und wie viel Käse, Zucker und Thee er heute abgesendet. Der Thee Nachmittags war köstlich und Mynheer de Vries sagte seiner Frau Eheliebsten, daß er von dieser Sorte noch 7½ Centner auf dem Lager habe, die jeden Tag mehr werth werden, denn der berühmte Dr. Beverocius habe eine Schrift geschrieben, worin er deutlich zeige, daß der Thee ein Heilmittel gegen alle Krankheiten sei und die ostindische Compagnie lasse diese Schrift auf ihre Kosten drucken und verbreiten. Hierauf schlief er sanft ein und lächelte im Traume wie ein Kind, und doch ahnte er nichts von der zarten Ueberraschung, die ihm Mevrouw de Vries bereitete: aus Tulpenzwiebeln von der herrlichsten Sorte und der verschiedensten Größe und Gattung, die sie aus ihrem Garten eingeheimst hatte, baute sie eine Pyramide auf dem Schreibpulte, dem Schlafenden gerade gegenüber, und als der Glückliche erwachte, traf sein erster Blick das sinnreiche Gebäude. Er drückte seine dicke Ehehälfte an sein hocherfreutes Herz und ging heiter und wohlgemuth in das Contor.

Es war ein glücklicher Tag, ein Tag wie alle anderen, nur mit der Extrafreude der Tulpenzwiebel-Pyramide. Was konnte die Welt noch Ungewöhnliches bringen?

Drei prächtig gekleidete Herolde jagten in raschem Trab und mit schmetternden Trompeten durch die Straßen Amsterdams unaufhaltsam dem Rathhause zu. Der Hammer ruhte plötzlich in der Schmiede, das Weberschiffchen hing am Webstuhl, der Handelsbeflissene spritzte seine Feder aus, der Wechsler rückte sich die Brille auf der Nase zurecht, verschloß seine schwarze Kiste schnell und zog noch zweimal am Hängschlosse, um gewiß zu sein, daß es auch recht schließe; unser Mynheer de Vries legte bedächtiglich das Löschpapier auf das so eben beschriebene Blatt, schlug das Hauptbuch zu und verschloß es in das Pult; dann brachte ihm Mevrouw Perücke und Stock.

„Mein Täubchen, hast du mir's nicht angesehen? Mir hat's den ganzen Tag geahnt, daß etwas Wichtiges in der Welt vorgehen muß," so sprach Mynheer de Vries und er nahm seinen Sohn Simon an die Hand und ging nach dem Rathhause, um zu erfahren was ihm geahnt hatte.

Nicht so ruhig ging es in den Häusern der Rathsmänner her, da mußte Alles Hände und Füße in Bewegung setzen, um den Rathsherrnornat herbeizuholen und die stattliche Person des Hausherrn damit zu bekleiden; nichts wollte in der Eile recht passen und der gestrenge Rathsherr schalt über die Unordnung der Hausfrau und suchte noch auf dem Wege Alles so gut als möglich seiner Würde gemäß zurecht zu legen. Er

bedurfte seines ganzen Ansehens, um durch die Menge die sich dort versammelt hatte, den Weg nach dem Eingange des Rathhauses zu finden. Handwerker, die Schürze noch umgebunden und die nervigen nackten Arme übereinandergeschlagen, Contoristen, die Feder hinterm Ohr und Dinte an den Fingern, Lastträger, die ihre Last neben sich gelegt und sich darauf gesetzt hatten, Soldaten, Müssiggänger, Weiber und Kinder, Alles stand bunt durcheinander und theilte seine Muthmaßungen über die Ankömmlinge mit. Ein vornehmer Pflastertreter lobte den leichten Trab der Pferde und die feine Arbeit an den Wämmsern der Herolde: die säßen wie angegossen und seien gewiß in Madrid oder Paris gemacht, hier zu Lande sei die Kultur noch weit zurück, kein Amsterdamer Schneider verstünde einem Wamms solch einen genialen Schnitt zu geben. Ein Höckerweib bewunderte mit ihrer Nachbarin an den Herolden die reiche Goldstickerei und die Breite und Farbenpracht der Bänder, und ein Kaufmannslehrling bemerkte seinem Kameraden, das seien solche Utrechter Bänder, wovon sie viel auf dem Lager hätten und die sie mit fünf und zwanzig Procent Nutzen zu vier und ein halb Stüber die Elle verkaufen. An der rechten Ecke des Rathhauses hatte sich eine lange hagere Gestalt aufgepflanzt, die Beine nachlässig übereinander geschlagen, ein Liedchen vor sich hinpfeifend.

„Gut daß du da bist, Flyns," riefen mehrere Lastträger, „du kannst uns gewiß Auskunft darüber geben, was die goldenen Vögel, die da hereingeflogen sind, im Schnabel stecken haben; du hast doch heut schon mehr

als zehn Rathsherrnköpfen das Kinn geputzt, du mußt wissen was in den vereinigten Staaten vorgeht. Haben wir wieder eine Silberflotte gerapst, oder giebt's sonst was? Ei der Teufel, du machst ja ein Gesicht wie ein Mynheer draußen am Hafen, wenn er hört, daß ihm ein Schiff versoffen ist." So riefen Alle durcheinander, und der Bartkünstler wollte sich aufmachen, um mit stolzer Miene ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

„Holla, halt, so geht's nicht," riefen Alle; „gelt, draußen in der Feuerkugel beim vollen Glas Genever, da weißt du immer Alles so gut und noch besser als der Großpensionarius selber, da kannst du uns gut Alles vorschwatzen; jetzt, Bruder, jetzt zeig's wenn du was weißt, und wer dann noch einmal sagt: du lügst, dem wollen wir sein Fell gerben, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll." Ihre geballten Fäuste zeigten, daß sie wirklich gesonnen waren, ihren Worten Kraft zu geben. Flyns aber antwortete noch immer nicht und suchte aus der ihm öffentlich nicht genehmen Umgebung herauszukommen.

„Laßt ihn gehen," sagte Einer, „der Bartkratzer hat uns Alle immer über den Löffel barbiert; warum wär' er denn da, wenn er etwas mehr wüßt' als wir? Er muß eben auch warten, bis uns von da droben herunter was zugeworfen wird."

„Ha, ha!" lachten Alle, „gelt, du weißt auch nichts, du mußt auch warten!"

„Ich warte nur," sagte Flyns, „um mich daran zu gaudiren, wie ihr mit Wind in den Ohren abziehen könnt; ihr Häringsseelen meint, man wird euch brüh-

warm die Neuigkeiten um eure Schandmäuler streichen? Ja, prosit die Mahlzeit, das sind keine Sachen für euch Strohlümmel; geht, wenn ich nicht meinen eigenen Werth kennte, müßt' ich mich selbst verachten, daß ich mich mit euch so gemein gemacht hab'; das kommt dabei 'raus, wenn man zu gut ist und das Ansehen seines Standes nicht immer vor Augen hat; ihr habt mich gesehen."

„Nein, nein, so war's nicht gemeint, du darfst nicht bös von uns gehen," riefen Alle, „und wenn der kleine Rattenfänger da noch ein Wort gegen dich sagt, so wollen wir ihm seine Schnauze verklopfen, daß sie aufschwillt wie ein Wollsack, dem man den Reif abnimmt. Sei jetzt nicht bös und erzähl' uns, du weißt's gewiß."

Der Gefeierte nahm wieder seine frühere vornehm nachlässige Stellung ein, und begann: „Wißt ihr noch, was ich gesagt hab', als wir gestern Abend beim Nachhausegehen weit gegen Osten feurige Kriegsschaaren am Himmel fechten sahen? Nun werdet ihr bald sehen, was darauf erfolgt. Mir ist die Sache nicht aus dem Sinn gekommen. Wie ich heut früh zu dem reichen van Kampen, der bei der Oude Kerke wohnt, komme, um ihn zu bedienen, macht der ein Gesicht wie die Katz wenn's donnert; der ist immer zäh und ist nichts von ihm herauszukriegen, ich leg' aber mein' Sach' fein an und erfahre von ihm, ohne daß er's weiß, daß der Krieg jetzt erst recht angeht. Mit dem Spanier, mit dem sind wir längst fertig, der kann nicht mehr mucksen; aber Brüder! Ihr werdet die Augen aufreißen vor

Staunen, man wird mit Menschenköpfen ein ganzes Land pflastern können. Der Türk', hab' ich's nicht schon lang gesagt, der ruht nicht, der möcht' Oestreich gern eine Schlappe beibringen? Aber seht einmal an, dort hat sich der pausbackige Seilerobermeister Neuwerz auf ein Faß gestellt und plappert den Maulaffen, die umher stehen, wieder was vor; es ist nicht mehr zum Aushalten mit dem Pack; seitdem der Seilergeselle Michel Ruyter ein tapferer Seeheld geworden, glaubt Jeder, der aus Werg ein Tauseil zusammentroddeln kann, in ihm steck' auch so etwas von einem Admiral; jeder Lehrbursch, der am Haspel dreht, meint, die hundert Kriegsschiffe und die hundert Kauffahrteischiffe, die wir täglich können in See gehen lassen, verdanken wir ihm allein, und so ein Kerlchen, das noch nicht trocken hinter den Ohren ist, gackst auch schon von Freiheit und Recht. Aber es müßt' kein Gott im Himmel sein, wenn es nicht wieder einmal auch anders ginge, dann gelten Leute von Stand und Bildung wieder was; mein Vater war erster Kammerdiener" —

„Ei, wärmst du wieder die alte Geschichte auf? Die haben wir schon hundertmal gehört und haben dir immer gesagt, wir wollen nichts wissen von einer Herrschaft der Oranien; Statthalter mögen sie sein, da haben wir nichts dagegen, aber bei ihrer Herrschaft könnten wir verhungern, und jetzt haben wir vollauf zu essen, wenn wir nur die Hände nicht in den Schooß legen." So sprach Maessen Blutzaufer, der das Wort für seine Kameraden führte, und ehe sich's der Bartkünstler versah, war er von seiner Zuhörerschaft verlassen.

„Hoch leben die vereinigten Staaten!“ rief Einer aus der Menge, und wie von einem elektrischen Schlage berührt, riefen alle Versammelten unaufhörlich: „Hoch leben die vereinigten Staaten!“ daß von dem mächtigen Rufe die Scheiben an den Häusern klirrten. Als wieder Stille eingetreten war, drängte sich Alles um den sprechenden Seilerobermeister.

„Brüder!“ rief er, „Gehorsam ist die erste Pflicht des braven Bürgers, Gehorsam gegen das Gesetz und Achtung und Vertrauen gegen die Obrigkeit, die wir nicht mehr von fremden Tyrannen erhalten, sondern die wir aus unserer Mitte wählen. Ich habe Viele von Euch darüber murren hören, daß man freie Bürger der Republik hier unten warten läßt, während sie droben bei verschlossenen Thüren die Staatsgeheimnisse, die uns Alle, Einen so gut wie den Andern angehen, für sich behalten. Ihr Alle wißt, Brüder, ich liebe die Freiheit so gut als Einer, ich würde meinem eigenen Sohn ohne Bedenken meinen besten Strick um den Hals hängen, wenn ich erführe, daß er ein Verräther an der Freiheit geworden ist oder werden will; ich hasse das Herrengeschmeiß, das besser sein möchte als wir, wie ich den Gottseibeiuns hasse. Drum dürft ihr mir's glauben, daß ich's ehrlich meine, wenn ich euch ermahne ruhig zu sein. Es kann Fälle geben, wo die Väter der Republik es für besser erachten, die Nachrichten nicht gleich in alle Winde auszuposaunen. Gesteht selbst, können nicht auch Verräther unter uns sein?“

„Nieder mit den Verräthern! hoch lebe die Freiheit!“ brauste der begeisterte Ruf der ganzen Menge auf.

„Drum Brüder,“ fuhr der Redner fort, „mag kommen was da will, Krieg oder Friede, zu Wasser oder zu Land, wir haben das Heft in Handen und wollen's uns nicht entwinden lassen, wir haben uns die Freiheit erkämpft, wir können sie auch schirmen.“ —

Der Ruf: „Hoch lebe Hooft! hoch leben die Generalstaaten!“ unterbrach den Redner, denn oben auf dem Balkone des Rathhauses erschien der alte Drost Hooft und mit ihm die Rathsherren, so viele der Balkon fassen konnte. Andächtige Stille herrschte als der Drost gedankt hatte und darauf begann:

„Brüder! Ein kleiner Zufall hat es verhindert, euch alsbald die Nachricht mitzutheilen, die eines Jeden Herz mit Freude und Dank gegen Gott erfüllen muß. Gestern endlich ist den dreißigjährigen Kriegesschrecken und den siebenjährigen Friedensunterhandlungen ein Ziel gesetzt worden. Ehrenvolle und gedeihliche Punkte für die vereinigten Staaten sind in den Traktat, den alle Mächte Europa's beschworen haben, aufgenommen worden. Vor allem hat Spanien mit der Bekräftigung von ganz Europa die vollkommene Unabhängigkeit unserer Republik anerkannt. Es ist das ein Ehrenpunkt und weiter nichts, denn wir haben nicht gewartet bis man uns die Freiheit geschenkt hat, wir haben sie uns errungen mit Hülfe Gottes und unserer guten Sache. Unsere rechtmäßigen Eroberungen in Brabant, Flandern und dem Limburgischen, das Recht, die Schelde nach unserm Gutdünken zu schließen, und noch andere Vortheile sind uns verblieben. Freuet euch und danket Gott, denn er ist's, der die Menschen bestimmte, endlich

das Schwert in der Scheide ruhen zu lassen, daß Friede sei zwischen Christ und Christ; betet zu ihm, daß er den Frieden erhalte. Liebet Gott, schirmet die Freiheit.“

„Hoch lebe die Freiheit!“ ertönte unaufhörlich der Ruf der sich zerstreuenden Menge durch alle Straßen, bis er endlich durch das Geläute der Glocken, welche die Friedensbotschaft in alle Lüfte verkünden sollten, abgelöst und übertönt wurde.

Es war ein herrlicher, herzerhebender Anblick, das Leben eines Volkes zu betrachten, wie es nur aus dem Bewußtsein einer glücklich errungenen und froh empfundenen Freiheit emporsprossen konnte. Zwar vermochte manches Gemüth noch lange nicht sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß endlich Friede sei, wie der lange von einer Last Gedrückte noch immer ihre Schwere auf sich ruhen glaubt, auch wenn er längst davon befreit ist.

Die Frommgläubigen waren die ersten, die sich dem neuen Stand der Dinge mit Zuversicht hingaben, denn sie hatten's ja deutlich gefunden in den Weissagungen Daniels und in der Offenbarung Johannis, daß dieses Jahr, dessen Zahlen getheilt und zusammengerechnet die heiligen zwölf und Sieben ergeben, sein werde ein Jahr des Friedens und der Gottseligkeit, und sie gingen heim und riefen ihre Kinder und ihr Hausgesinde und sprachen: „Betet und thuet Buße, denn das tausendjährige Reich, das Reich des Herrn ist gekommen, und in Erfüllung gehen alle die Verheißungen, und einziehen wird der Herr in seiner Pracht.“ Die aber

nicht so gläubigen Sinnes waren, vertrauten auf die sieben Siegel und die Unterschriften der europäischen Mächte und waren damit zufrieden.

Als Mynheer de Vries nach Hause ging, sagte er zu seinem Sohne Simon: „Hast du recht Acht gegeben? So etwas wirst du, will's Gott, in deinem Leben nicht mehr erfahren," und ein Fernstehender hätte weder aus Miene noch aus Gang errathen, daß Mynheer de Vries seinem Sohne bei dieser Gelegenheit das höchste Gut der Bürgerfreiheit erklärte. Er that das mit so bedachtsamer Ruhe und so ohne irgend eine äußere Erregung, daß sich darin jene unverwüstliche Ausdauer der Niederländer bekundete, die selbst wo die Leidenschaft waltet, doch auch den Nationalbegriff, das makkelyk (gemächlich), gern festhielt. Zu Hause sank Mynheer Dodimus freudetrunken an die Brust seiner Eheliebsten. „Siehst du, Täubchen," sagte er, auf die Tulpenzwiebeln deutend, „die können in friedlichem Boden wachsen, und mein Thee ist um ein Drittel im Preis gestiegen, denn die Soldaten, die jetzt heimkehren, haben lange keinen Thee getrunken und werden sich nun gütlich daran thun." Still und ruhig setzte er sich an den Tisch und suchte die außerordentliche Gemüthsbewegung, die ihn heute überrascht hatte, dadurch auszugleichen, daß er am Abend ein halbes Glas über sein regelmäßiges Quantum trank, bei Tische kein Wort sprach, und noch ehe der Thee kam, sanft einschlief.

Es ist gut, daß das Haus des de Vries weit weg von der Schenke „zur Feuerkugel" ist. Das Schreien und Jubeln, das von dorther ertönte, hätte den Guten

gewiß aus seinem Schlummer geweckt. Dort saß der ganze Troß von Lastträgern und that sich gütlich beim Genever. Das liebliche „Het daghet uyt den Osten“ hatten sie bis zum Ende gesungen, und Maessen Blutzaufer hatte so eben das „Wilhelmus van Nassawe“ angestimmt, als er durch ein furchtbares Gebrülle unterbrochen wurde. „Holla! da kömmt Judas der Erzschelm, der falsche Prophet, steiniget ihn, kreuziget ihn, ersäuft ihn!“ so riefen Alle durcheinander, denn eben trat Flyns ein. „Jetzt gieb Antwort, warum hast du uns heute Morgen so angelogen?“ rief Einer. Flyns stand ruhig da und lächelte vornehm. Sein Vater war nicht umsonst erster Kammerdiener des Prinzen Moriz von Nassau gewesen, er hatte diplomatisches Geschick genug auf ihn vererbt. Er ließ die Zechbrüder austoben. „Seid ihr fertig?“ fragte er dann ruhig, „Ihr versteht doch gar keinen Spaß, ich wollt' euch nur auch einmal blau anlaufen lassen.“

„Aber das ist niederträchtig und hundsföttisch von dir,“ rief der Kleine. „Kusch dich, du Rattenfänger,“ erwiederte Flyns; „bellst du noch ein einzigesmal, so zerreib' ich dir deine krummen Knochen zu Mehl und verkaufe sie als Rattengift.“

„Still, still, keine Händel, es muß überall Friede sein, reicht euch die Hände,“ so riefen Alle und Flyns setzte sich zu seinen Freunden.

„So, jetzt da bleiben wir sitzen,“ sagte Maessen Blutzaufer; „zehn Pferd' sollen mich nicht vom Platz bringen. Und wenn der Kaiser von Japan käme, angethan wie der drinnen im Ostindienhaus, und thät'

sagen: da trag' mir das Goldkistchen zwei Häuser weit, du kriegst tausend Stüber von mir; ich thät' sagen: Kaiser! thu mir Bescheid, aber heut kann ich dir nicht dienen, setz' dich her zu uns, wir sind auch Kaiser, grad so gut als du. Und wenn der Großpensionarius selber schickt, so darfst du heut nicht mehr vom Fleck, Flyns, es soll keinem Bart heut mehr was zu leid geschehen, auch die Bärte sollen Friede haben."

„Ihr freut euch jetzt Alle mit dem Frieden," sagte Flyns, „und wißt nicht einmal was das Kind für einen Namen hat."

„Nun wie heißt es denn?"

„Der ewige Friede."

„Vivat! Es lebe der ewige Friede!" so riefen Alle und leerten dann ihre Gläser bis auf den Grund. Flyns prophezeite jetzt die Wiederkehr des lustigen Lebens von Jakob von Artevelde aus Gent, und erzählte, wie der es in vergangenen Zeiten durch weise Anordnungen und Handelsverbindungen dahin gebracht hatte, daß man nur zwei Tage in der Woche zu arbeiten brauchte und die übrigen müßig in der Schenke sitzen konnte. Das war ein schmackhafter Köder, und Jeder hatte seine eigenen Phantasien, wie er sich ihn herrichtete. Nur Maessen Blutzaufer wollte nichts davon wissen und behauptete: es sei weniger gottlos gar keinen Sonntag zu haben als fünf in der Woche.

Die lustige Gesellschaft zechte bis spät in die Nacht und taumelte dann unter Gesang und Jauchzen nach Haus.

Ueberall war Freude und Jubel, in Kirchen und

Tavernen wie im traulichen Kreise der Familien, denn Friede war über der ganzen Christenheit, Friede in den Religionen, Friede im Himmel und auf Erden.

Nur auf dem Burgwall trauerte eine Seele um den entschwundenen Frieden, der ihr durch keinen Traktat irdischer Mächte mehr zugesichert werden konnte, denn der himmlische Bund, das Gesetz Mosis, lag vor ihr zerrissen. Dort im Bibliothekzimmer der Schule „Gesetzeskrone" saß Baruch Spinoza einsam, und vor ihm aufgeschlagen war Ebn Esra's Commentar über die fünf Bücher Moses, dessen Studium ihm sein Lehrer der Dunkelheit und Schwierigkeit wegen mißrathen hatte. Zwei Stellen waren es, deren Enträthselung ihn lange beschäftigte. Bei der Geschichte vom „Haderwasser," (4. B. M. 20.) das aus einem Felsen hervorbeschworen wurde, war angemerkt: „Die mir richtig scheinende Erklärung will ich hier nur andeuten. Wisse, daß wenn der Theil das All kennt, er dasselbe umfaßt und in ihm Wunder thun kann." Die Schriftstelle 4. B. M. 18.: „Ich kann nicht übergehen das Wort des Herrn" hatte er erklärt: „Das Geschöpf kann das Werk des Schöpfers oder sein Gesetz nicht ändern; das Mysterium ist: ein Theil kann den andern Theil nicht ändern, sondern nur das Gesetz des Alls kann das des Theils ändern. Ich kann dieses Mysterium nicht weiter enthüllen, denn es ist tief; allerdings hat die Eselin gesprochen. Wenn du das Geheimniß von den Engeln Abrahams und Jakobs begriffen hast, wirst du auch hier die Wahrheit einsehen." Die Stelle, wo es heißt: „wenn du verstehest das Geheimniß der zwölf ꝛc."

verstand Baruch leichter. Ein verwandter Geist zog ihn hier an, er erkannte dessen Behutsamkeit und geflissentliche Verschleierung und kühn und frei stellte sich ihm das Ergebniß, daß die selbständige Vernunft und der überlieferte Glaube nur durch beiderseitigen Zwang versöhnt werden können. Es war ihm klar dargethan, daß die heilige Schrift nicht nach ihrem ganzen Inhalte von gottbeseelten Männern geschrieben war, die Glorie war verschwunden, das Ganze war Menschenwerk — wie konnten sonst spätere profane Hände in die heiligen Schriftzüge Gottes hineinklekſen? Wer hat die Bibel verfaßt, wer sie überarbeitet? Darf man eine Antwort auf diese Frage heischen und wer kann sie geben? Wer? — Baruch las die Commentarstelle zu 1. B. M. 12, 6, die der kluge Spanier mit den Worten schließt: „Und wer hier das Mysterium eingesehen hat, der schweige.“ „Ja, ich will schweigen,“ sagte Baruch zu sich. Zu tiefem Nachdenken erregte ihn eine andere Darlegung Ebn Esra's, daß es nur Eine Substanz gebe und diese sei Gott, und Gott sei die erste Kategorie von den zehn Kategorien des Aristoteles, wie die Zahl Eins die Wurzel aller Zahlen, und wunderbar war die Erklärung zu dem schwerverständlichen Verse Hiob 23, 13. „Er (Gott) ist im Einen, wer kann ihm entgegnen?“ Das Wörtchen „im,“ erklärt Ebn Esra, scheint hier überflüssig, ist es aber in der That nicht; ich kann das nicht erklären, denn hierin liegt ein großes Geheimniß.“

Was sollen diese räthselhaften Hinweise? Warum aber an einem Worte, an einer Partikel deuten und

suchen, wenn diese nicht mehr ist, als oft mangelhafte und unklare Ausdrucksweise eines Menschen?

Baruch schlug schnell das Buch zu und blätterte in einem andern, denn er hörte Tritte sich dem Bibliothekzimmer nahen.

Chisdai Astruk und Ephraim Cardoso traten ein. Chisdai reichte Baruch freundlich die stets feuchte, krebsrothe Hand und schielte dabei in das Buch, um zu sehen, was er treibe. Chisdai hatte eine ziemlich lange Figur mit etwas gebückter Haltung; seine langen schwarzen Augbrauen, deren Enden weit in die Stirne hineinliefen, zog er stets zusammen, so daß sich die Haare borstenartig emporsträubten; die nicht unschöne gewölbte Stirne war fast ganz von den unordentlich herabhängenden kohlschwarzen Haaren bedeckt, der Ausdruck der braunen Augen war wegen der zwei großen runden Brillengläser nicht erkennbar. Diese Brille hatte ihre besondere Bedeutung, denn die jüdischen, wie die christlichen Orthodoxen verpönten das Tragen derselben als unstatthafte Neuerungssucht. Welchen Grund die christlichen hiebei hatten, können wir nicht angeben; die jüdischen hatten wahrscheinlich keinen andern als: weil Josua und Caleb keine Brillen getragen und doch Alles genau gesehen hatten. Während sich nun Chisdai bei den Orthodoxen stets mit seiner Kurzsichtigkeit entschuldigte, war es ihm dennoch lieb, durch die Annahme dieser Neuerung von den Aufgeklärteren, deren Zahl in der Amsterdamer Gemeinde nicht gering war, als junger Mann von zeitgemäßer Bildung angesehen zu werden. In der Hitze des Gesprächs war er stets bemüht, dieses

bedeutsame Instrument in seiner rechten Stelle zu erhalten, denn seine Nase schien in der That nicht für dieses occidentalische Kunsterzeugniß geschaffen; es rückte immer bis zu dem Höcker herab, von wo sich die Nase bis zur Spitze schnabelförmig abbog. Der ziemlich breite Mund lächelte stets nur halb, denn Chisdai war immer eingedenk, daß die Thalmudisten verordnen: kein frommer Jude dürfe aus voller Seele lachen, so lange die heilige Stadt Jerusalem verwüstet liegt, damit erfüllt werde, was geschrieben steht (Ps. 126, 1. 2.): „— Wenn der Herr die Gefangenen Zions zurückführt, dann erfüllt Lachen unsern Mund.“ Einen sonderbaren Contrast in dem durch beständige Grimassen verzerrten Gesichte Chisdai's bildete das schöngeformte runde Kinn, dessen lange Haare sich zu färben begannen, denn Chisdai war vier Jahre älter als Baruch. Er ließ sich den Bart nie scheeren. Außer an den gewöhnlichen Fasttagen fastete er noch jeden Montag und Donnerstag, und tauchte sich jeden Freitag Mittag neunmal in frischem Quellwasser unter, was jedoch die Unsauberkeit seiner Erscheinung nicht beeinträchtigte. Wo er ging oder stand, summte er unaufhörlich einen Abschnitt aus der Mischnah oder eine Synagogenmelodie vor sich hin, und wenn er saß, bewegte er seine übereinandergeschlagenen Beine wie in gichtischem Zucken. — Als Chisdai sich gesetzt hatte, sagte er zu Baruch:

„Gerade recht, daß wir dich treffen, du sollst Schiedsrichter sein zwischen mir und Ephraim, aber versprich, daß du nicht wie sonst halbe Antworten geben und verschlossen sein willst; ich weiß auch gar nicht, was du dabei hast. Sind wir nicht Brüder?“

„Was verschließe ich denn?“ fragte Baruch.

„Ich will das jetzt nicht ausmachen, sparen wir's auf ein andermal. Damit du ganz unparteiisch bist, will ich dir nicht sagen, wer von uns dieser oder jener Ansicht ist. Also frei heraus: glaubst du an das Dasein von Engeln?“

„Das ist wieder eine sonderbare Frage,“ antwortete Baruch.

„Nun meinetwegen anders,“ fuhr jener fort, „müssen wir an das Dasein von Engeln glauben?“

„Das ist dieselbe Frage; aber sind wir nicht Juden? Müssen wir nicht Alles glauben, was hier steht in der Bibel und in der schönen Reihe von Büchern dort hinter den Drahtgittern?“

„Was steht denn aber in der Bibel von den Engeln?“

„Das weißt du so gut als ich,“ antwortete Baruch.

„Was ist denn aber nach der Bibel das Wesen der Engel? Sind sie körperlich oder unkörperlich?“

„Da hast du eine Musterkarte von Ansichten,“ antwortete Baruch, „und kannst nach Belieben auswählen: Abraham, Hagar und Loth, Isaak, Abimelech und Jakob sind Engel erschienen; der erste hat ihnen ein frischgeschlachtetes Kalb und frischen Kuchen vorgesetzt, mit Jakob hat einer die ganze Nacht hindurch einen Zweikampf gehabt und ihm zuletzt den rechten Schenkel verrenkt, und deshalb dürfen wir ja noch heut zu Tage das Hintertheil von einem geschlachteten Thiere nicht essen. Hast du da nicht Engel genug? Verlangst du noch körperlichere, geh weiter: Bileam ist ein Engel erschienen und die Eselin hat ihn zuerst gesehen, Josua

erschien ein Engel mit gezücktem Schwerte, Simsons Mutter ist zweimal ein Engel erschienen, worauf sie das gottlose Riesenkind gebar. Samuel, David, überall erschienen Engel. Willst du einen ganzen Hofstaat von Engeln? Gleich im ersten Kapitel des Hesekiel ist große Parade. Ich hörte einmal den verstorbenen Akosta sagen, die Hofengel seien weit glücklicher gewesen als alle jetzigen Hofcavaliere, denn sie hätten in der That vier Flügel und vier Hände, und was noch das beste ist, auch vier Gesichter gehabt: ein Menschen-, ein Löwen-, ein Ochsen- und ein Adlergesicht, und wo sie hingingen, gingen sie grad aus, wenn sie einem beliebigen Gesichte folgten. Willst du unkörperliche Engel? Es steht ja auch geschrieben (Ps. 104, 4.): Er macht die Winde zu seinen Engeln."

„Glaubst du auch nicht an böse Engel?" fragte Chisdai.

„Glaubst du, und wieder glaubst du! Was steht geschrieben, mußt du fragen, und so viel ich von unserer Bibel weiß, steht von einem Satan oder einem Teufel, wie ihn die Christen haben, nichts darin. Die Geschichte mit Hiob ist auch nach dem Thalmud bloß Dichtung. Vor Gott ist Alles gut, nur uns Menschen erscheint Manches böse; darum heißt es auch bei dem herrlichen Jesaias (45, 6. 7.): „Ich der Herr bin, und nichts ist außer mir, ich bilde das Licht und schaffe die Finsterniß, mache Frieden und schaffe das Böse."

„Könnte es aber nicht doch böse Engel geben?"

„Nein, das unterscheidende Merkmal eines Engels ist ja, daß er bloßes Werkzeug Gottes ohne freien

Willen ist: Satan soll nun ein gefallener Engel sein, der sich gegen Gott empört hat, das konnte er aber ja nie, wenn sich nicht Gott gegen sich selber empörte."

„Im Midrasch findet sich die Entstehung der bösen Engel auf schöne Weise erklärt," sagte Ephraim, der bisher still zugehört hatte: „Jedesmal, wenn ein Engel auf der Erde sichtbar erscheinen will, muß er eine Elementarkraft an sich saugen, und keiner darf länger als sieben Tage auf der Erde bleiben. Einst überschritten mehrere diese Frist, und sie hatten durch ihren längeren Aufenthalt so viel Elementarkraft an sich gesogen, daß sie, hiedurch beschwert, sich nicht mehr zum Himmel aufschwingen konnten, und so entstanden die Teufel, wie auch 1. Buch Mos. 6, 2. angedeutet ist."

„Das mag recht schön sein," sagte Baruch, „aber wahr? Wie könnte ein Engel sein Gesetz überschreiten?"

„Also glaubst du nicht an das Dasein von bösen Engeln?" fiel Chisdai ein.

„Kommst du wieder mit deinem: glaubst du," antwortete Baruch jähzornig, „ich weiß so gut als du, daß das tägliche Kadischgebet in der Synagoge deshalb in chaldäischer Sprache gebetet wird, weil die bösen Engel dieses Idiom nicht verstehen und also bei Gott keine Gegensprache wider dasselbe einlegen können; ich weiß so gut als du, daß durch das Schopharblasen[1] am Neujahrstage der Satan wirr gemacht und dadurch ein gutes Jahr für Israel erreicht werden soll."

[1] Eine Art Hüfthorn, auf dem keine Melodie, sondern nur bald Tremolo, bald ganze und getheilte Noten geblasen werden. Vielleicht überlieferte Feldsignale.

Ephraim erklärte nun seine dem großen Gelehrten Maimonides entnommene Ansicht, der die Engelerscheinungen für bloße prophetische Gesichte erklärte.

„Das grenzt an Ketzerei! Das ist verwerflich!“ schrie Chisdai.

„Einverstanden,“ stimmte Baruch bei mit seltsamem Lächeln. „Es ist lächerliches und eitles Geschwätz, wenn Maimonides seine eigenen Erdichtungen aus der Schrift herausquälen und die übernatürlichen Offenbarungen als Traumgesichte deuten will. Das ist Halbheit. Er hat den Muth nicht zu sagen: so lehrt die Schrift und so lehrt die Vernunft.“

Baruch hielt inne, er erkannte noch, wie weit er sich hatte hinreißen lassen. Er las noch in einem Buche und verließ bald das Zimmer.

„Da geht er hin,“ sagte Chisdai zu Ephraim, „der will ein zweiter Akosta werden.“

„Du hast's auch so spitzig darauf angelegt, ihn zu bösen Reden zu verleiten,“ entgegnete Ephraim, „laß ihn seines Weges ziehen.“

„Nein,“ sagte Chisdai, und fuhr mit den Worten des Thalmud fort: „in Religionssachen ist jeder Israelit einer Bürge für den andern. Auf mir, auf dir und auf uns Allen liegt die Schuld der Sünden, die der begeht.“ Er verließ summend das Zimmer.

8. Der Kabbalist.

Es war in der Abenddämmerung, Baruch und Miriam saßen nebeneinander, die alte Chaje erzählte eine wundersame Geschichte. „Wißt ihr auch schon, unsere Schabbesmagd, die alte Elsje, hat heute Nacht einen gräulichen Tod genommen? Mir wird's grün und gelb vor den Augen, wenn ich dran denke, was die uns hätt' anthun können, und ich bin Stunden lang draußen am Herd bei ihr gesessen. Vor Zeiten, ja, da hat man weit mehr Wunder gehört; meine Mutter hat mir oft erzählt, es hat in Warschau in der Synagoge einmal gebrannt und das Feuer hat schon zu den Fenstern herausgeschlagen, aber der Rabbiner, der war ein großer Baal-Schem,[1] der hat ein Pergament, worauf er verborgene Namen geschrieben hatte, hineingeworfen und die Flamme war aus, wie man ein Licht ausbläst. Nun Gott sei Dank, daß auch in unseren Tagen noch fromme Männer aufstehen, die die Schedim[2] bändigen können."

„Du erzählst wieder so, daß kein Mensch weiß was du willst," sagte Miriam, und Chaje erwiderte:

„Ich hab' die ganze Geschichte in der Metzge von der schwarzen Gudul gehört, ihre Schwester ist ja bei

[1] Exorzist.

[2] Dämone.

dem frommen Rabbi Isaak Aboab in Dienst. Des Rabbi Aboabs Sara, was war das ein liebes Kind! ich hab' immer Angst gehabt, sie möcht' einmal beschrieen werden; jetzt wird's bald ein Jahr, da bekommt sie plötzlich ein Gesicht, kohlschwarz, und statt daß man sonst lauter goldene Reden von ihr gehört, hat sie von da an stets geschrieen und Reden ausgestoßen, wie man sie, so lang die Welt steht, von keinem fünfzehnjährigen Mädchen gehört hat; dabei zuckte sie immer mit den Händen wie eins das die Gicht hat. Es hat's Jeder gesagt, die ist beschrieen worden und es ist ein Sched in sie gefahren. Da hat kein Doktor und kein Apotheker helfen können. Rabbi Isaak hat ganze Nächte hindurch gebetet und geweint, daß sich der Stein in der Wand hätt' erbarmen mögen. Seitdem ihm das Unglück widerfahren ist, hat er von einem Sabbath bis zum andern gefastet, und nur jede Nacht hat er eine Suppe und ein paar Feigen gegessen. Gestern in der Abenddämmerung ist er in das Mikwe[1] gegangen und hat sich neunmal untergetaucht, und als er heimgekommen ist, hat er sein Sargniß (Sterbehemd) angezogen, hat sich seinen Stuhl aus der Synagoge holen lassen und hat seine Tochter hineingesetzt, vier Mann haben sie herausgetragen und in den Stuhl hineinbinden müssen, so hat sich der Sched dagegen gewehrt. Als alle Leute fort waren, hat er an allen Thüren und Fenstern im ganzen Haus den Psalm 130 angeheftet und hat Jedem im Hause eingeschärft, daß heut die ganze Nacht kein Mensch in's Haus hereingelassen

[1] Reinigungsbad.

werden darf; mag Einer bitten und betteln wie er will, es soll sich Niemand unterstehen eine Thür oder ein Fenster aufzumachen, wenn er nicht, Gott bewahre! gleich todt sein will. Darauf hat er lauter heilige Bücher rings um den Stuhl angehäuft so hoch als die Sara war, dann hat er ein blankes schartenloses Schlachtmesser genommen und hat die Sara neunmal damit bekreist, der Sara, die ganz laut geröchelt hat, legt er ein mit heiligen Zeichen beschriebenes Pergament auf die Herzgrube, und an die linke Seite des Stuhls hat er das Schlachtmesser gestellt. Als dies Alles geschehen war, öffnete er die in der Ecke stehende heilige Lade, nahm die Thora in den linken Arm und öffnete mit der andern Hand ein Fenster. Dann legte er schnell die Thora auf den Tisch, auf dem sechs schwarze Wachskerzen gebrannt haben, und wie er die Thora auseinanderrollte, beugte er sich darüber hin, warf sich auf die Kniee und rief den Namen Gottes und aller Engel an, daß es Alle, die es gehört haben, am ganzen Körper eiskalt überlaufen hat. Dann hat er das Schophar genommen und damit geblasen wie am Neujahrstag, daß man gemeint hat, der Messias kommt. Kaum hat's zwölf Uhr geschlagen, da klopft's an die Thür, als ob hundert Mann Hellebardiere mit Kolben daran schlügen. „Macht — macht auf, ich bitt' euch, macht auf — seid barmherzig, ich muß sterben — macht auf, ich bin's, die Elsje ist's — macht auf." So ruft es draußen mit kläglicher Stimme und der Sched in der Sara fangt wieder an zu schreien, daß man es zehn Häuser weit hat hören können. Niemand hat's

gewagt aufzumachen. Rabbi Aboab hat immer fort gebetet und geschrieen, Gott und alle Engel angerufen, daß ihm schier die Stimme ausgegangen ist. Endlich ist es draußen still geworden, auch die Sara war still, und als man nach ihr sieht, lauft ihr kohlschwarze Brüh' wie Tinte aus dem rechten Ohr heraus und auf dem Schlachtmesser, das früher ganz rein war, war ein Blutstropfen mitten drin. Gott sei gelobt! sagt Rabbi Aboab, mein Kind ist gerettet. Man bringt die Sara zu Bett und heute Morgen steht sie auf frisch und gesund und so schön wie noch nie; sie weiß gar nichts von Allem, sondern meint, sie habe lang, lang geschlafen. Die Elsje ist gestern Nacht um zwölf Uhr mit Schaum vor dem Mund nach Haus gekommen und wie sie die Klinke ihrer Stubenthüre in die Hand nimmt, fällt sie todt nieder. — Ihr dürft mir Alles glauben, die Schwester der schwarzen Gudul hat durch das Schlüsselloch dem Rabbi Aboab Alles zugesehen. Gott ist groß, daß er auch noch solche Männer unter uns aufstehen läßt; aber sagt nur Kinder, wer hätte das je geglaubt, daß die Elsje so eine verfluchte Hexe war? Wer weiß wie viel Kinder sie umgebracht hat; und der Undank noch dazu: sie hätte ja verhungern müssen, wenn sie nicht ein paar Stüber bei den Juden als Schabbesmagd verdient hätte; wie manchen guten Bissen habe ich ihr zugeschanzt. Ich fürchte mich, wenn ich nur zwei Minuten allein in der Küche bin, ich mein' immer, die Elsje müsse als schwarze Katze das Kamin herunterkriechen, oder gar als Hex' mit feurigen Augen und Schlangen auf dem Kopf und einen Besenstiel in

ihrer magern Hand, brr! ich blieb' todt." — Plötzlich that es einen fürchterlichen Plumps oben an der Decke des Zimmers, so daß das ganze Haus erzitterte, Jammern und fernes Wehklagen ward vernommen; die Alte schrie: „Schema Israel!" Miriam faßte bebend die Hand ihres Bruders, Alle waren still und horchten auf das ferne Wehklagen.

„Kommt, zündet ein Licht an," sagte Baruch aufstehend, „wir müssen sehen was das war." Chaje steckte mit zitternder Hand ein Licht in die Laterne und Baruch mußte auf ihr dringendes Verlangen seine Thephillin[1] in die Hand nehmen, damit kein Böser Gewalt über sie hätte. Miriam ging auch mit, denn sie fürchtete sich in der Stube allein zu bleiben, und selbst Baruch konnte sich eines leisen Grauens nicht erwehren, als er die Treppe nach dem Speicher mit hinanstieg. Oben angekommen, sah man einen Kasten, der schon lange auf drei Füßen gewackelt, umgestürzt daliegen.

„Also das war's?" sagte Baruch lachend, da hinkte eine schwarze Katze hinter dem Kasten hervor und wischte rasch zum Dachfenster hinaus: „O über unsre Sünden! die Elsje!" schrie die Chaje und ließ vor Schreck die Laterne fallen. Die Drei standen im Finstern und machten sich schnell von dem Orte, wo es nicht geheuer war; Chaje und Miriam hielten sich an dem Rockzipfel Baruchs und so stolperten sie die Treppe hinab.

Baruch sah den geringfügigen Vorfall in seinem Hause für das an, was er war, aber die räthselhafte

[1] Gebetriemen mit Amuletten, Stellen aus der heiligen Schrift enthaltend.

Geisterbannung Rabbi Aboabs befestigte in ihm den Vorsatz, Alles aufzubieten, um in die Geheimlehre einzudringen. Die Kabbala, von der man immer nur erstaunt und mit leisen Worten sprach, enthielt vielleicht die Lösung aller Fragen und Zweifel; die Eingeweihten bildeten vielleicht eine Gemeinde von Wissenden.

Des andern Mittags, es war am Donnerstag, ging er zu Rabbi Aboab. Es war ein Mann in den sogenannten besten Jahren, von hoher und umfangreicher Gestalt. Das viele Fasten hatte ihm wenig zugesetzt, denn er sah wohlgenährt aus; das runde Gesicht mit den vollen rothen Wangen und dem schwarzen bis auf die Brust herabfallenden Barte war schön zu nennen und nur durch eine große Warze über dem linken Auge entstellt, die, wenn er redete, besonders aber wenn er lachte, lustig hüpfte. Baruch wurde freundlich empfangen, doch als er seinen Wunsch vorbrachte, sagte der Rabbi rundweg:

„Nein, das geht nicht; weißt du nicht, daß Rabbi Salomo ben Adereth bei Androhung des Banns verboten hat, Jemand vor dem fünf und zwanzigsten Jahre in die Kabbala einzuführen?" Baruch bat dringend. „Weißt du auch," fuhr jener fort, „daß, wenn du, Gott bewahre! nur die leiseste weltliche Absicht bei dem Studium der Kabbala hast, wenn nur je ein fremder Gedanke sich dabei in dir regt, dein eignes Leben und das Leben all der Deinigen in namenloser Gefahr schwebt? Kannst du dir's getrauen, dich solchem auszusetzen? Willst du?"

„Ich will," antwortete Baruch mit fester Stimme.

Ohne ein Wort zu reden erfaßte der Rabbi die linke Hand Baruchs und folgte mit geschärften Blicken den feinen Lineamenten derselben, dann rückte er ihm den Hut aus der Stirne und betrachtete eine Weile die Züge seines Gesichts. Nachdenklich durchschritt er hierauf mehrmals das Zimmer; Strenge und Milde, Alles wendete er an, um Baruch von seinem Vorhaben abzubringen. Baruch war fast zu Thränen gerührt, aber wenn auch mit zitternder Stimme, wiederholte er doch seinen festen Vorsatz ohne zu wanken. „Nun, es sei!" sagte der Rabbi endlich, „ich fürchte, du begiebst dich allein in die Gefahr und kommst darin um; drum will ich dein Führer sein. Gott wird mich leiten auf dem Wege der Wahrheit. Komm heute nach dem Nachtgebete zu mir."

Der Synagogendiener Elasar Merimon konnte seine Verwunderung nicht unterdrücken, als er den Jüngling mit dem Rabbi nach dem Mikwe kommen sah. „Schalom Alechem,[1] Rabbi Baruch," sagte er und grinste dabei neugierig. Der Rabbi befahl ihm, Niemand etwas von der Anwesenheit Baruchs zu sagen und sich jetzt zu entfernen, da er heute seiner nicht bedürfe. Er nahm ihm Schlüssel und Laterne ab und öffnete das thurmähnliche Gebäude. Der matte Schein der Laterne erhellte die schwärzlich kahlen Wände und die hölzernen Bänke rings an denselben nur spärlich; in der Mitte des runden Gemaches war ein brunnenartiges tiefes Loch, das war das Bad. Der Rabbi murmelte leise ein Gebet vor sich hin und entkleidete sich sorgfältig,

[1] Friede mit euch. Grußformel.

indem er die Vorschriften, die das „Buch der Schamhaftigkeit“ hierüber aufstellt, genau beobachtete. Er hatte sich noch nicht völlig entkleidet, als er die Laterne ergriff und mit schnellen Schritten die dreißig steinernen Stufen des Bades hinabsprang: „Aus der Enge ruf ich zu Gott, er erhört mich in der Weite, Gott!“ so rief er aus voller Kraft und seine Stimme dröhnte geisterhaft aus dem Brunnen. Baruch schauerte zusammen, da er hörte wie hier in stiller Nacht aus den Tiefen der Erde eine Seele um Erlösung und Erhebung zu Gott flehte. Der Rabbi stellte die Laterne auf die unterste Stufe des Bades und stürzte sich plätschernd in das Wasser. Auf dieses Zeichen legte sich Baruch über die Brüstung des Brunnens, und neunmal, so oft der Rabbi sein Haupt aus dem Wasser emporreckte und sich wieder ganz untertauchte, rief er sein „koscher“ (rein) hinab in das erleuchtete Gewölbe. Der Rabbi kam halb angekleidet und mit bedecktem Haupte wieder herauf; sein langer Bart triefte noch, die zusammengeballten Haare gaben dem sonst so freundlichen Gesichte ein wildes Aussehen. Er gab Baruch ein kleines Buch, worin ein Gebet stand; bei Todesgefahr durften die vielen Namen der Engel, die darin vorkamen, nicht mit Mund und Zunge ausgesprochen, sondern nur im Geiste gedacht werden. Baruch zitterte vor Angst, als er in die dunkle Grube hinabstieg, seine Kniee wankten, aber er faßte Muth und stürzte sich behende in das Wasser. Der Rabbi versah nun den gleichen Dienst, den Baruch bei ihm geübt hatte; auch er rief neunmal das Wort der Reinigung hinab in den Brunnen.

Ohne ein Wort zu reden verließen sie das Mikwe. Als sie auf die Straße kamen, die von der hellen Scheibe des Mondes erleuchtet war, blieb Rabbi Aboab plötzlich stehen, schüttelte wiederholt den Kopf und blickte stets nach dem langen Schatten, der ihm seine Bewegungen nachahmte. Dann sprach er mit himmelwärts gekehrtem Blicke den sonst nur beim Erwachen üblichen Spruch: „Ich danke dir, lebendiger und ewiger König, daß du durch deine wahrhafte und große Gnade mir meine Seele wiedergegeben.“ Baruch wagte es nicht, nach dem Grunde dieser Vorgänge zu fragen, und wahrscheinlich hätte ihm auch Rabbi Aboab noch nicht gesagt, daß die Kabbala lehrt: wer in der „Nacht des Zeichens“ [1] seinen vollen Schatten im Mondschein sieht, der stirbt in diesem Jahre nicht. Rabbi Isaak Loria hatte in dieser Nacht seinen kopflosen Schatten gesehen, und er starb den Tag vorher, ehe das Jahr um war.

Rabbi Aboab war sehr heiterer Laune als Baruch mit ihm zu Nacht speiste. Der Novize hütete sich, auch nur mit einem Blicke nach der schönen Sara zu sehen, aus welcher der böse Geist ausgetrieben war, und die nun, während sie die Speisen auftrug, mit schüchternen Blicken auf den blassen Jüngling schaute, dessen Ruhm in der ganzen Gemeinde so groß war.

Rabbi Aboab tafelte sehr lange, und erst spät in der Nacht ging er mit Baruch in sein Studirzimmer, nahm die Thora aus der heiligen Lade und rollte die Stelle auf, wo die Zehn Gebote standen. Baruch mußte die rechte Hand darauf legen und also sprechen:

[1] Etwa 27. September.

„Ich rufe dich an, Gott, Allmächtiger, Verborgener, der du die Geheimnisse deines Wesens gegeben hast an Adam, Henoch, Abraham und Moses, die sie überlieferten bis auf heute. Laß über mich kommen deinen heiligen Geist und leite mich, daß ich nicht strauchle auf dem Wege, den ich wandeln will; und wenn ich je frevelte und sündigte gegen deine Geheimnisse, so mögen mich überfallen alle die Schrecken, daß ich erbebe vor meinem eigenen Schatten, meine Zunge möge verdorren, meine Eingeweide vertrocknen, mein Augenlicht erlöschen, mein Athem sei Gift, daß er tödte alle meine Lieben, denen ich mich nahe, Gras wachse vor der Thüre meines väterlichen Hauses, weil sie Niemand mehr betritt, und wie ich verloren bin hier, so mögen über mich kommen alle Qualen des Gehinom dort in der Unendlichkeit. Drum, o Herr! leite mich, daß ich ruhe unter dem Schatten deiner Flügel und mich weide an dem Glanze deiner Herrlichkeit. Amen! Amen!“

Ein Schauer durchströmte sein ganzes Wesen, seine Lippen erbleichten, als er diese Worte gesprochen hatte, und noch während er sie sprach, hatte eine Stimme im Innern ihm zugerufen: „Wehe! du hast gefrevelt, da du es wagtest hier einzudringen; kehr' um.“ Es gab hier aber keine Umkehr mehr, das Furchtbarste war geschehen, und der Rabbi war von diesem Tage an zutraulicher gegen seinen Schüler. — Sie setzten sich an den Tisch und nun begann die Lehre: der mystische Grund, warum die heilige Schrift mit dem Buchstaben Beth beginne, ward enthüllt; jeder Buchstabe und jeder Punkt, jede Stellung und jede Versetzung derselben

enthielt eine tiefe Bedeutung. Als Beweis, daß eine Geheimlehre in den Worten der Bibel liegen müsse, wurde angeführt, daß die heilige Schrift ja viele unwesentliche Dinge erzähle wie z. B. 1. B. M. 19, 11, daß Rahel von Jakob geküßt worden sei, wie (4. B. M. 7.) die namentliche Aufzählung der gleichen Beisteuer, die die zwölf Stammfürsten zum Bau der Stiftshütte gegeben und dergleichen mehr. Alles dieß hatte eine geheime Deutung.

Man hatte sich in diese Erörterung vertieft, als der Vielklang des Glockenspiels von der Zuyderkerk die anbrechende Mitternachtsstunde verkündete. Der Rabbi stand auf, zog seine Schuhe aus, streute sich Asche auf das Haupt und setzte sich an dem Thürpfosten (dort, wo in einer kleinen Nische ein Pergament mit dem Schema steht) auf den Boden; er verhüllte sein Angesicht und unter Thränen sprach er das alphabetische Sündenbekenntniß, mit wehklagender Stimme sang er den Psalm 137: „An den Bächen Babylons, dort saßen wir und weinten, da wir Zions gedachten. — Wenn ich dich vergesse, Jerusalem, so möge meine rechte Hand mein vergessen. Meine Zunge klebe mir am Gaumen, so ich nicht dein gedenke, so ich nicht Jerusalem auf das Haupt meiner Freude setze." Die Klagelieder Jeremiä sprach er in derselben Lage; hierauf richtete er sich empor mit den Worten: „Erhebe dich aus dem Staube, auf! Gefangene Jerusalem, schüttle von dir die Fesseln deines Halses, gefangene Tochter Zions. (Jes. 52, 2.) Auf deine Mauern, o Jerusalem, stell' ich Wächter, den ganzen Tag und die ganze

Nacht, nie sollen sie rasten, die des Herrn gedenken; ihr sollt nicht still sein. Ihr sollt ihm nicht Stille lassen, bis er gründet und bis er setzet Jerusalem zum Ruhme der Erden.“ (Jes. 62, 6.)

Baruch that dem Rabbi Alles nach, nur kannte er noch nicht die geheime Bedeutung, die jedes dieser Worte, jede Betonung und jede Miene hatte. Lehrer und Schüler setzten sich wieder an den Tisch, zogen die Schuhe an und studirten bis zum andern Morgen, da es Zeit war in die Synagoge zu gehen. So pflegten sie jeden Donnerstag die Nacht zu durchwachen. —

Baruch durchforschte das Buch „Geheimnisse Gottes,“ dessen Verfasser Adam, und das „Buch der Schöpfung,“ dessen Verfasser der Erzvater Abraham sein soll. Nicht nur seine ganze Seele, auch seinen ganzen Körper erregte er bei diesem Studium; unaufhörlich schaukelte und bäumte er sich, denn die Kabbala lehrt: wie es überhaupt nichts in der höhern Welt giebt, dessen Abbild nicht im Mikrokosmos ist, so entspricht den 248 Geboten der jüdischen Religion eine gleiche Anzahl von Gliedern im menschlichen Körper, und alle diese müssen geweiht und thätig sein bei dem heiligen Studium. Baruch kannte die Namen und Thätigkeiten aller Engel und wußte die Formeln, welche sie dem Menschen dienstbar machen; aber alles dieß so wie die Lösung der chemischen und magischen Probleme hatte weniger Interesse für ihn. Das „Verborgene alles Verborgenen“ war es, über das er unaufhörlich nachsann, und hier lehrt die Kabbala, daß alles physische und geistige Leben nur ein Abbild des Urbildes im Himmel sei und eine

Kette von Wesen und Thätigkeiten bis zu Gott hinaufreiche. Das ist die Himmelsleiter, die Gott dem Erzvater Jakob (1. B. M. 28, 12) im Traume zeigte; daran die Kräfte der geschaffenen Welt als Engel, je nach ihrer geistigen Befreiung oder materiellen Beschwerung, auf und nieder steigen; die Stufenleiter aller Wesenheiten steht auf der Erde und reicht bis in den Himmel, dort ist das himmlische Jerusalem, dort der Tempel, dem der auf der Erde nachgebildet, dort Alles im Geiste was hier auf Erden an die Materie gebunden ist. Aus dem hebräischen Wort Ruagh (Seele) wird durch Zahlen, die die Buchstaben angeben, bewiesen, daß dieselben ebensoviel wie die verschiedenen ebräischen Worte für Gott bedeuten, die Seele also ein Theil Gottes sei. Das ebräische Wort für Messias hat gleich viel an Zahlengehalt wie das ebräische Wort für Schlange, in deren Gestalt der Satan Eva verleitet hat; der Messias wird demnach der Schlange den Kopf zertreten, Sünde und Tod von der Erde vertilgen. Dem Adam auf Erden entspricht ein dreifacher Adam im Himmel; das wird aus den dreifach veränderten Ausdrücken bei der Schöpfung des Urvaters (1. B. M. 1, 27.) abgeleitet, das Urbild des irdischen Adam ist der Adam Cadmon im Himmel, das Ebenbild Gottes und dessen erstgeborener Sohn. Es giebt vier Welten, die je nach ihrer näheren oder entfernteren Emanation aus Gott geistiger oder materieller sind. Zweck der Weltschöpfung ist aber das Gesetz, nur um der Offenbarung willen ist die Welt geschaffen, denn nach eigenthümlicher Wortabtheilung heißt es (Jerem. 33, 25.): „So

spricht Gott: wäre mein Bund nicht, Tag und Nacht und die Gesetze des Himmels und der Erde hätte ich nicht festgestellt."

Was ist aller Siegesruhm, was alle Macht der herrschenden Völker gegen solchen unmittelbaren Geistesverkehr?

Rabbi Aboab benützte das von ihm aus dem Spanischen in's Hebräische übersetzte Buch Erira's als Leitfaden zur mündlichen Lehre, die nach Wort und Begriff der Kabbala immerdar ungeschrieben bleiben und sich nur von Geist zu Geist vererben sollte.

Hier endlich boten sich Baruch höhere Handhaben, an denen er sich aufschwingen konnte. Er bestrebte sich stets den innern Kern von den possierlichen und abenteuerlich gestalteten Aeußerlichkeiten zu trennen; aber mit Schmerz mußte er finden, daß gerade diese den Hauptheil bildeten, ja daß jene allgemeinen Ideen selbst, wo es gilt herabzusteigen in die wirkliche Welt und die Räthsel der Völker- und Menschengeschicke zu lösen, nicht mehr ausreichen, und man zu den abenteuerlichen Annahmen von Seelenwanderung und Dämonenherrschaft greifen muß, wodurch die Natur und ihre Gesetze sich in Unvernunft und Anarchie auflösen. — Der Rabbi hatte seine Freude an dem eifrigen Schüler, nur bemerkte er ihm oft, daß, wenn man in die wahren Tiefen der praktischen Kabbala eindringen wolle, man alle sinnlichen Gelüste, die eine Schöpfung des Satans seien, von sich abthun müsse. „Am sechsten Schöpfungstage," setzte er hinzu, „ist das Weib und mit ihr alle sinnlich böse Neigung erschaffen worden; darum lehren

die Rabbinen, daß man im Alter von dreimal sechs Jahren heirathen soll. Ihr habt jetzt gerade dieses Alter erreicht." Es unterliegt keinem Zweifel, die Absichten und das Streben des Rabbi waren über alles Irdische erhaben; dieß mochte ihn gleichwohl nicht verhindern, an eine Verbindung Baruchs mit seiner Sara zu denken. Der junge Kabbalist merkte aber nichts, selbst da nicht, als ihn der Rabbi einst absichtlich mit der schönen Sara allein ließ.

Der Rabbi belehrte einst seinen Schüler, daß auch Jesus von Nazareth in der Sekte der Essäer in die Kabbala eingeweiht worden sei. Der Rabbi ahnte nicht, was er damit veranlaßte.

Schon oft war Baruch in der Bibliothek seines Lehrers Nigritius von einem Buche in schwarzem Einband fast unwiderstehlich angezogen worden, aber eine innere Scheu hielt ihn zurück. Und jetzt stieg wieder in ihm die Frage auf: warum soll mitten im freien Felde der Erkenntniß ein Baum voll prangender süßnährender Früchte stehen, den gerade du nicht berühren darfst? Wer hat ein Recht, wenn doch die verbotene Frucht nicht todbringend ist, zu sagen: du darfst sie in dich aufnehmen, und du nicht? Verborgen vor jedem fremden Auge wagte es Baruch das Buch aufzuschlagen.

Er las das neue Testament.

Noch zitterten seine Hände, als sie das Buch hielten. Das war die Macht der Gewohnheit, der ein solches Beginnen als Abfall erschien. Und doch ließ er nicht davon ab. Eine stille Macht erhob sich in ihm. Er fand keinen neuen Aufschluß über die Kabbala, aber

Anderes, Unerwartetes. Eine neue Bibel las er jetzt, und nicht wie ein Kind dem Fingerzeige eines Lehrers folgend, sondern zum Erstenmale und sogleich mit freiem Auge und unbefangenen, selbständigen Geistes. Das wirkte zunächst auf die Auffassung der ihm bisher allein heiligen Schrift zurück. Muß nicht auch diese als Gegenstand freier Betrachtung angesehen werden? Ist es nicht möglich, auch das Gewohnte, mit bestimmten Deutungen Aufgenommene wieder neu und in seinem einfachen Inhalte zu erfassen?

Ueber die Wunder ging er leicht hinweg. Auch die Gleichnißreden mit ihren vielfachen thalmudischen Anlehnungen drangen nicht tief ein. Er hatte auf dem rabbinischen Gebiete zu oft erfahren, wie gern innere Halbheit, die nichts als Unfertigkeit des Gedankens, und äußere Halbheit, die nichts als Muthlosigkeit ist, sich solcher Verhüllungen bedient. Und heißt es nicht, daß Christus selbst seinen Jüngern allein die Wahrheit unverhüllt gegeben? Ist es nicht möglich, den Menschen den reinen Gedanken zu lehren? Ist die Kindwerdung als Rückkehr zu dem unmittelbar eingeborenen Naturwalten einziges Heilmittel für eine durch äußere Dogmen verwirrte, phärisäisch verdorbene Zeit? Muß nicht auch die Mannwerdung als Entfaltung und Zeitigung des auf erkannten Naturgesetzen beruhenden Denkens Heilmittel werden? Bietet jene allein einen festen Halt, weil sich in ihr die Anordnung der Natur unvermittelt darstellt? Muß die natürliche Ordnung sich nicht auch durch die Erkenntniß aufbauen lassen?

Ist das Kindwerden der Willenskraft nicht oft unmöglich, die männliche Denkentwicklung aber eine nothwendig und selbständig zu erreichende Aufgabe? Muß nicht der thalmudische Satz seine Geltung haben: Alles wird von Gott gegeben, nur nicht die Gottesfurcht? Ist Gerechtigkeit, die sich durch freies Denken erringen läßt, nicht fester und höher als Liebe? Welches ist der reine, unverhüllte Gedanke, den „Christus ohne Gleichniß seinen Jüngern insonderheit gelehrt" (Markus 4, 34.) und der nicht ausdrücklich in den Evangelien dargelegt wird? . . .

Es läßt sich nicht bestimmen, wie viel von anerzogenem Widerspruchsgeiste sich in diesen Fragen bei dem jungen Denker regte. Er suchte sich davon frei zu machen, und hocherhaben stand ihm als neue Offenbarung, daß nirgends gesagt ist: Gott sei Christo erschienen und habe mit ihm durch eine Stimme, durch Zeichen u. dgl. geredet, wie im alten Testament; sondern er habe sich unmittelbar in Christo den Aposteln offenbart. Es war keine Offenbarung von Angesicht zu Angesicht, wie bei Moses, nicht von einem außerhalb stehenden Wesen, sondern von innen heraus.

Baruch kannte die Dogmen nur dürftig, die man in den Kirchen an die hier gegebenen Lebensereignisse und Weisheitslehren anknüpfte. Als das Höchste, was Christus von sich gesagt hat, steht da: daß er ein Tempel Gottes sei, und Johannes sagt, um dieß eindringlicher auszudrücken: das Wort ward Fleisch; denn in Christo unmittelbar hat sich Gott am meisten offenbart.

Baruch fühlte sich wundersam, ja gewissermaßen verwandtschaftlich angezogen vom Leben und Lehre des Gekreuzigten. Gerade weil er aus einem Lebenskreise kam, der nichts davon kennen wollte und fort und fort von den Bekennern Christi gemartert wurde, gerade weil er nicht befangen war von irgend einer Kirchensatzung, strebte er um so freier nach der lautern Gerechtigkeit und er lernte sie üben, einer durch viele Jahrhunderte und weite Länder sich ausbreitenden Erscheinung gegenüber, deren äußere Gestaltung ihm selbst fremd bleiben sollte.

Wie viel scheinbar sich ausschließende und einander auflösende Elemente fördern das jugendliche Wachsthum! Und wie der Frühlingswind den jungen Baum hin- und herzerrt, senkt er seine Wurzeln tiefer in das nährende Erdreich und erweckt ihn zu frischer Triebkraft. Und wie in der äußern Natur, dringt auch Vieles in die Seele ein, was nicht alsbald im Wachsthum als äußerlich erkennbare Erscheinung heraustritt; es harrt seiner Zeit, die es entwickelt und reift.

Aus der Bibliothek des Magisters hinweg mußte sich Baruch wieder in das Studium der Kabbala vertiefen, und er that das mit offenbarer Begierde. Die geheimnißvollen Verhüllungen lockten ihn immer wieder, daß er hier eine Lösung der Räthsel finde, die ihn beunruhigten; aber das Unbegriffene wurde hier nur durch neue Unbegreiflichkeiten ersetzt. Manchmal tauchte ein Wegweiser wie ein Irrlicht in der Dunkelheit auf, versank aber auch bald wieder ohne Spur und ohne Zusammenhang.

Baruch sehnte sich danach, von dem Joche befreit zu werden, das er sich durch pflichtmäßigen Besuch bei dem Rabbi auferlegt hatte. Es geschah ohne sein Zuthun.

Als eine jüdische Kolonie nach Nordbrasilien abging, schloß sich Rabbi Isaak Aboab ihr an.

Auf dem Meere, so wird berichtet, sammelten sich Delphine und Seeungeheuer um das Schiff, in welchem Rabbi Aboab war. Alles war in Todesangst, nur Rabbi Aboab blieb ruhig. „Seht, in diese sind die Seelen der Gottlosen gefahren. Seid ruhig!“ rief er mit mächtiger Stimme hinaus in die Fluthen, „geduldet euch, noch müßt ihr harren, denn noch ist die Zeit nicht gekommen, wo ich euch erlösen kann.“ Er warf ein Pergament hinab in das Wasser, und alsbald verschwanden die Ungethüme.

Die schöne Sara hatte dieses große Wunder ihres Vaters, das die Sage weithin verbreitete, nicht mehr erlebt. Sie hatte viel Thränen vergossen, als sie von Baruch Abschied nahm; sie liebte ihn still und heiß. Sie starb auf der Ueberfahrt. Als die Auswanderer in Nordbrasilien an das Land stiegen, war ihr erstes, in dem neu gewonnenen Erdreich ein Grab zu graben, in das sie den jungfräulichen Leib der Tochter des Kabbalisten versenkten. Bei ihrem Begräbnisse wurde nach geheimnißvoller kabbalistischer Anordnung das Schophar geblasen, wohl als Vorzeichen der einst bei der Auferstehung der Todten erschallenden Posaunen. In dem Lande, das noch nie der Fuß eines Juden betreten, ertönte alsbald der Posaunenton aus Canaan,

der zurück zu alten Zeiten und hinaus ans Ende alles Erdenlebens rief ...

Wenige Tage, nachdem Rabbi Aboab ausgewandert war, ging Baruch um die gewohnte Stunde nach dem Hause des Magister Nigritius. Frau Gertrui Ufmsand, die Hauswirthin, trat ihm entgegen mit der Kunde, daß der Magister heute Morgen in seinem Lehnstuhle todt gefunden worden sei, seine Lampe hatte noch gebrannt.

Baruch ging hinauf und schaute noch einmal in das erstarrte Antlitz des Lehrers, eine kindliche Milde war in den Zügen des Verstorbenen festgebannt, sein Lieblingsbuch Cicero de finibus bonorum et malorum lag vor ihm aufgeschlagen.

So waren nun dem Jüngling auf Einmal die Führer entrissen, die ihn leiten sollten zum Empfange der Schätze, die die Menschen vor ihm errungen hatten. Wie viel Tausende erben ohne Mühe und auf geebnetem Wege die geistigen Erträgnisse der Vorzeit und sind glücklich in deren Besitze, und immer auf's Neue mußte Baruch darnach trachten und konnte sich des Erworbenen doch nicht vollauf freuen.

In jugendlicher Selbstanklage däuchte ihn der Verlust der Führer gerechte Strafe für die Sünde, weil er im Stillen widerspenstig gegen ihre gepriesenen Ergebnisse war. Konnte er aber anders?

Hatte ihn das Schicksal berufen, gleichsam ein erster Mensch zu sein, unbelastet von den Errungenschaften der Vorfahren, unbeirrt von ihren Fingerzeigen, aus der Tiefe des eigenen Lebens, aus der Erkenntniß der

Menschennatur und ihrer Gesetze das Heil zu schöpfen? Muß Jeder, dem eine Offenbarung des Ewigen werden soll, sich zurückziehen aus der verwirrenden Menschengemeinschaft in die lebensberaubte Wüste, in die Einsamkeit, wo er allein auf Erden ist, wo nur die Pulsschläge seines Herzens ihm die Zeit messen?

---

9. Der Lucianist.

Ein neues Denken, das erfuhr Baruch jetzt an sich selbst, verändert nicht alsbald das gewohnte Leben; man muß von Manchem noch Abschied nehmen und die Trennung wird schwer, denn im Scheiden drängt sich nochmals mit lebendiger Kraft das Bewußtsein auf, wie traut und fest die Gewohnheit war.

Baruch hatte am letzten Versöhnungstage mit zerknirschter Seele gebetet: „Herr! Gott! laß mich sterben, ehe ich werde der Sünder oder Gottlosen Einer." Er blieb aber am Leben und verlor noch dazu seinen treuesten Freund, der ihm in jeder Fahr und Noth beigestanden hatte. — Dreimal des Tages in der Synagoge, und außer derselben, wenn er ein Glas Wasser trank, einen Apfel oder ein Stück Brod genoß, wenn er sein Studium begann oder endete, bei jedem Genuß und jedem Ereigniß, stets hatte er das vorgeschriebene entsprechende Gebet verrichtet; und des Nachts, wenn er einsam im Bette lag, sprach er das alphabetisch gesetzte Sündenregister und schlug sich bei jedem Worte reuvoll auf die Brust; drauf schlief er ruhig und heiter bis zum andern Morgen. Hier aber, in nächtiger Stille, schlich der Zweifel auf leisen Socken zu ihm heran und raunte ihm in's Ohr: was zerhämmerst du deine Brust über Dinge, die du nie begangen?

Hast du je geraubt, gestohlen, muthwillig gesündigt, geflissentlich Jemand falschen Rath ertheilt, wie hier in dem Küchenzettel der Hölle verzeichnet ist? — Er that Einsprache: dies Gebet ist nicht für mich allein, ich bete für ganz Israel, ja, für die ganze Menschheit um Vergebung ihrer Sünden. — „Was Andere durch die That verbrochen, willst du durch dein Wort gut machen?“ entgegnete es ihm. Er brach mitten im Gebete ab und schlief ruhig ein. „Wenn du betest so zweifle nicht,“ sagte der weise Jesus Sirach; wie aber gebietet man den Zweifeln? Und als Baruch in der Synagoge stand und vor ihm aufgeschlagen war das tägliche Frühgebet, da trat der Versucher abermals zu ihm und sprach: hast du dich wieder mit dem Glockenschlage eingefunden? Wie magst du nur die von David oder anderen Männern in ihrer Bedrängniß ausgestoßenen Worte dir in den Mund legen lassen? Sollen deine eigensten religiösen Gefühle erst durch fremdes Machtwort hervorgerufen werden? — Er faßte den Entschluß, fortan nur in selbstgewählter Form und wenn ein unbezwingbarer Drang ihn dazu nöthigte, zu beten. Das geschah lange nicht, und als es geschah, ward er inne, daß er durch die lange Unterbrechung außer Zusammenhang mit seinem Schöpfer gesetzt sei; er fand ihn nicht so bald wie sonst. Was braucht es der Worte, sprach er dann zu sich, der Gedanke muß genügen, wenn Gott allwissend ist . . . wenn er ist — Wehe! er konnte nicht mehr beten.

Das fühlte er jetzt noch beschwerender, als er an dem Krankenbette seines ächzenden Vaters saß; tiefe

Seufzer entstiegen seiner beklommenen Brust, Thränen brannten in seinen Augen, er konnte nicht mehr weinen.

„Beruhige dich, mein Sohn," sagte der Vater, „vertraue auf den Allgütigen, er wird helfen." Er wußte nicht, daß diese Worte gleich zweischneidigen Dolchen das Herz seines Sohnes durchwühlten. Keines Gedankens mehr fähig, saß dieser kalt und stumm da. Der politische Chirurgus Flyns pfiff im Nebenzimmer die Melodie des Liedes: Wilhelms van Nassawe, und strich Pflaster dabei; der Vater hielt die kalte Hand seines Sohnes und ächzte unaufhörlich. Der Oranier draußen schwieg plötzlich, Miriam öffnete die Thüre, und Salomon de Silva von einem fremden Manne geleitet, trat ein; der Chirurgus folgte ihnen mit Pflaster und Etui.

„Ich kann die Sache nicht allein über mich nehmen," begann Silva, „und habe daher meinen geehrten Collegen hier, den Dr. van den Ende gebeten mit mir gemeinsam die Operation vorzunehmen. Fühlt Ihr Euch im Augenblicke stark genug dazu und seid Ihr bereit?"

„Ich bin's," sagte der Kranke, „mein Leben liegt in Gottes Hand." Ein flüchtiges Zucken bewegte bei diesen Worten die Mundwinkel des neu angekommenen Arztes. Baruch hatte denselben mit aufmerksamen Blicken betrachtet, und glaubte in diesem Lächeln die sichere Kunde von seines Vaters Tode zu lesen. Er täuschte sich. Van den Ende fragte lateinisch, ob er sich vor dem anwesenden Sohne in dieser Sprache unterreden dürfe. Silva bejahte, denn Baruch verstünde nur wenig Latein. Die beiden Aerzte besprachen sich nun geraume

Zeit, es lag ein unverkennbarer Spott in den Mienen van den Ende's, während er sehr eifrig sprach. Der lange Flyns hörte der ärztlichen Besprechung mit gespannten Mienen zu, und nickte bald diesem bald jenem, als ob er Alles verstünde, in der That aber verstand er kein Wort davon; auch Baruch erging es fast so, nur hie und da fiel ein Wort wie ein vom Windzuge hergetragener Ton an sein Ohr, aber nichts desto minder heftete auch er seinen aufmerksamen Blick auf den fremden Arzt. Aus Wesen und Haltung dieses kleinen Mannes sprach eine so seltene Heiterkeit und Ruhe, die Baruch in seiner jetzigen Lage besonders anziehen mußte. Die beiden Hände, die bis an die Fingerwurzeln von weißen gekrausten Manschetten bedeckt waren, hatte er auf dem vergoldeten Knauf seines spanischen Rohres übereinander gelegt, der Oberkörper ruhte behaglich auf der gepolsterten Rücklehne seines Stuhles; das runde Bäuchlein schien fast etwas zu weit hervorzuragen für das kurze niedliche Fußgestell, an welchem Schnallen und bunte Bänder zur aufmerksamen Beachtung reizten; aber bald mußte man seinen Blick erheben zu dem Haupte: aus den fein gekräuselten Wellen der Perücke, die bis auf die Schultern herabflossen, guckte das runde Antlitz wohlgemuth in die Welt hinein, und wohl Niemand hätte geahnt, daß es schon mehr als fünfzig Winter gesehen, wenn nicht einige Falten, die sich beim Lächeln um die Augenwinkel nisteten, so wie das dunkle Roth auf der Nase und den ihr zunächst liegenden Theilen ein vorgerücktes Alter gedeutet hätten. Die halb versteckten grauen

Augen bewegten sich unaufhörlich; sonst stach die äußere Ruhe des kleinen Mannes vortheilhaft ab gegen die heftigen Gestikulationen Silva's, der seinen Collegen bald am Mantel faßte und ihn, ohne es zu wissen, bald auf den Arm und bald auf den Schenkel schlug, um seinen Worten die gehörige Aufmerksamkeit zu verschaffen. Baruch hatte den Fremden genau betrachtet, er hätte ihn um den lateinischen Redefluß, der so rasch und frei über seine Lippen strömte, beneiden mögen, wenn er hier am Krankenbette seines Vaters an seine Studien hätte denken dürfen.

Die Operation ging über alle Erwartung glücklich vorüber, van den Ende besuchte den Genesenden fast täglich und unterhielt sich dabei am meisten mit Baruch; seinem Scharfblicke blieb die innere Unruhe des Jünglings, so wie dessen rühriger Geist nicht lange verborgen. — Der dankbare Vater willfahrte gern seinem Wunsche, Baruch in den klassischen Wissenschaften unterrichten zu dürfen.

Baruch ging mit dem Arzte in dessen Wohnung, am Ende der Warmoesgasse, unweit der St. Olaikirche und der Kapelle, die nach dem Modell des Tempels zu Jerusalem gebaut ist. Baruch war einst mit Chisdai hier vorübergegangen, Chisdai hatte dreimal ausgespien; Baruch hatte nur bemerkt, daß die Baumeister sehr gegen das Original verstoßen hätten, es sei dieß aber auch nicht anders möglich, denn selbst wer den Thalmud verstehe, könne sich noch keinen vollständigen Begriff von der äußern und innern Gestalt des Tempels zu Jerusalem machen, da das wahre Urbild

desselben nur im Himmel sei. Jetzt aber kümmerte er sich wenig mehr um die Architektur des Tempels im Himmel oder auf der Erde, als er in das Haus des Arztes eintrat. Es war eine ganz neue Atmosphäre in der er sich hier bewegte: jubelnde Triller einer Mädchenstimme von Orgelklang begleitet, drangen ihm schon auf der Hausflur entgegen. Der Arzt führte seinen Schüler in ein großes Zimmer und ließ ihn eine Weile allein. Farbenfrische Bilder schauten von allen Seiten nieder und buhlten und wetteiferten um Augenmerk: hier eine Leda im Bade, ein Oelgemälde mit frischen lockenden Farben; dort eine Venus, wie sie in aller Herrlichkeit und Vollendung aus dem Schaume geboren wird, neben ihr eine Semele auf die sich eine Wolke niedersenkt; an den andern Wänden vlämische Stillleben, Blumen und Fruchtstücke, Landschaftsbilder mit unerreichter Farbentreue und Naturwahrheit, kleine Büsten von weißem und röthlichem Marmor auf den feingebohnten Schränken. Kanarienvögel stimmten in vergoldeten Käfigen die wohleinstudirten Lieder an, und zwischendrein schmetterten sie wieder den mächtigen Schwall ihres Naturgesangs. Rosen, Tulpen, Nelken, Lilien und Anemonen blühten in zierlichen Töpfen unter den Fenstern und zogen den Blick dorthin. Der Arzt kam wieder und erklärte Baruch die Schönheiten der Bilder und manche nahm er sogar herab und überging sie zur besseren Beschauung mit einem feuchten Schwamme. Besonders lange hielt er sich bei einer Natureinsamkeit des Zeitgenossen Jakob Ruysdael und bei einer Landschaft mit reicher Staffage des ebenfalls

gleichzeitigen Nikolaus Berghem auf. — Sodann führte er Baruch in ein anderes Zimmer, das fast noch mehr Staunen erregte. Die Wände waren über und über mit anatomischen Tafeln behangen; gläserne Kästchen, in denen Käfer und Schmetterlinge in bunter Ordnung angespießt waren, hingen dazwischen; ausgestopfte Vögel saßen auf kleinen geschnitzten Bäumen, die auf den Bücherschränken angebracht waren. An dem einen Ende des Zimmers standen Kolben und Retorten, in einer Ecke lag ein großer Stoß grauen Papiers, aus welchem ein Stiel oder ein Blatt der ausgetrockneten Pflanze hervorragte; auch ein großes Skelett, dem ein goldpapiernes Scepter zwischen die Fingerknochen gesteckt war, stand dort. Ueber dem grünen Schreibpulte stand eine Marmorbüste, ein dürrer Lorbeerkranz war um die Stirne dieses griechischen Schalksgesichtes gewunden.

Baruch betrachtete aufmerksam diese ganze Umgebung, in der trotz einer fast überladenen Mannigfaltigkeit eine behagliche Ordnung herrschte: das Leben läßt sich noch mit andern Dingen als mit Bibelstellen, Commentaren und Religionsgebräuchen ausfüllen; hier ist eine ganz andere Welt — so sprach es in ihm und der Arzt störte ihn nicht in seinen Gedanken, denn er suchte in den Schränken nach einem Buche. Er nahm endlich Cicero de officiis und ließ Baruch daraus übersetzen. Der Lehrer schüttelte oft bedenklich den Kopf; nicht weil Baruch gar kein Latein verstanden hätte, das konnte man nicht unbedingt sagen; er war dadurch, daß er mit der Schnellkraft seines Geistes die grammatischen Formen sprengen wollte, in ein sonder-

bares Verhältniß zu dem Autor, den er las, gerathen; waren ihm nur einzelne Worte klar, die den ungefähren Gang oder einen Zielpunkt des Gedankens bezeichneten, so setzte er leicht und oft ganz richtig den Sinn desselben zusammen; weit häufiger aber folgte er, den Ideenkreis des Autors überspringend, seinen eigenen oft weiter gehenden Combinationen. Van den Ende sah, daß hier eine ganz eigenthümliche Unterrichtsweise befolgt werden müsse; hier war ein ausgewachsener Baum, der schon manches Jahres Blüthe und Frucht fallen gesehen, und nun versetzt werden sollte in ein anderes Erdreich.

Die Fortschritte erfolgten indeß nicht so schnell als man glauben sollte, denn der Unterricht ward beinahe immer durch Erörterungen über andere Gegenstände unterbrochen.

Baruch hatte Vertrauen zu seinem Lehrer gefaßt und erzählte ihm einst in treuherzigem Tone den Verlauf, wie er das Gebet verloren. Der Arzt lachte so heftig, daß er sich den Bauch halten mußte; er sah indeß, wie sehr das seinen Schüler verdroß.

„Müßt mir verzeihen,“ sagte er, „ich lach' nicht über Euch, ha, ha, ha! wir hatten im Narrenhause zu Mailand ein Prachtexemplar von einem theologisch-philosophischen Narcissus. Er hing ein Tuch über sein Angesicht, lag den ganzen Tag auf den Knieen und betete: heiliger Christoph, steh mir bei und vergieb mir meine Sünden — ha, ha, ha! und wenn man ihn fragte: wo und wer ist denn der heilige Christoph? dann stand er auf, lüftete das Tuch vor seinem Angesichte

und mit majestätischem Tone rief er: seht her, seht ihr die Glorie um meine Stirne? Kniet nieder und betet, Ich bin der heilige Christoph, ha, ha, ha! Wenn man es aber recht bedenkt, lag viel Methode in diesem Wahnsinn. Was soll am Ende das Gebet? Auf Gott einwirken? Das gestehen auch die Halbvernünftigen, daß es widersinnig wäre, wenn sich Gott etwas von uns einflüstern ließe; sodann sagt auch schon das Sprüchwort: ora et labora; also das Ganze ist, um unsere von Schmerz und Kummer zerknickte und verwirrte sogenannte Seele wieder aufzurichten und zu sammeln; kann ich das durch eine Anekdote, durch ein Kapital aus der Logik oder Physik, so ist es gerad so gut; darum betrübt Euch nicht, daß Ihr selbständig geworden seid, laßt den Kopf nicht hängen und seid lustig und guter Dinge, ich bin es auch und habe seit mehr als zwanzig Jahren nicht an das Beten gedacht. Wenn man nur der Jugend recht eindringlich beibringen könnte, daß sie nicht die schönste Lebenszeit mit unnützem Krimskrams vergeuden sollte."

So sprach der Arzt und seine kleinen grauen Augen funkelten. Baruch konnte seiner Auffassung nichts entgegenstellen, aber von dieser Stunde an wurde er rückhaltender gegen ihn; fleißig studirte er die naturwissenschaftlichen und mathematischen Werke, die er von ihm erhalten, fragte ihn über einzelne Schwierigkeiten, die Darlegung seiner eigenen Seelenzustände vermied er sorgfältig.

Der Arzt verstand es indeß durch Zutraulichkeit abermals Vertrauen zu erwecken.

„Ich war auch einst so in verworrenen Zweifeln gefangen wie Ihr," sagte er einmal zu Baruch; „ich weiß auch, wie anerzogene Befangenheit nachwirkt, und noch jetzt, da ich mich frei gemacht zu haben glaube, ertappe ich mich noch oft auf jener Ausschließlichkeit, die der Besitz der alleinigen Wahrheit einflößte. Ich bin nicht wie Ihr aus der Bibel selbst auf den Weg der Freiheit gekommen. Es war ein seltsamer und eigentlich geringer Anstoß, der mich dahin führte. Ich war als frommer Katholik auf die Universität nach Leyden gezogen; einst, es war am Himmelfahrtsabend, ich hatte lange studirt, bis mein Licht abgebrannt war; als ich sodann ruhig im Bette lag, da fuhr mir wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele: wo ist sie nun hin, diese Kraft der Erleuchtung? Das Feuer hat die Nahrungsstoffe verzehrt und ist in's All zerflossen. Wie, wenn es mit unserer Seele auch also wäre? Meine Lehrer bestärkten mich in der sonst auch vielverbreiteten Ansicht, daß das Leben ein Verbrennungsproceß sei. Man kann es so nennen ohne eigentlich damit etwas erklärt zu haben; das was wir Seele, Denken und Empfinden nennen, ist nichts als eine Verarbeitung der Stoffe, hat seine Nahrung aus Stoffen, greifbaren und ungreifbaren, und wird wieder zu solchen. Der eine Mensch verdaut schwerer, der andere leichter, der mit Lust, jener mit Unlust."

„Und was wäre dann unser Vorzug vor den Thieren?"

„Wer sagt Euch, daß wir einen solchen haben müssen? Aber wir haben ihn wirklich, und zwar wieder

nur, weil wir reichlicher mit den feineren Stoffen begabt sind, und darum wirken die sogenannten ungreifbaren Stoffe, Farbe, Klang und Wort mächtiger auf uns. Das Gehirn des Menschen übertrifft oft den fünfzigsten Theil vom Gewichte seines ganzen Körpers, und darum hat er auch am meisten von dem, was man Vernunft und Geist heißt. Beim Ochsen z. B. beträgt das Gehirn kaum den achthundertsten Theil seines Gewichts, und darum ist er dumm; der Elephant ist schwerfällig, aber klug, weil er ein verhältnißmäßig sehr großes Gehirn hat. Verletzt man Euch Euer Gehirn, so seid Ihr ein Simpel, was faselt Ihr nun immer von Eurem Jenseits und Eurer ewigen Fortdauer?"

„Unsre Bestimmung wäre also, möglichst viel Annehmliches zu verarbeiten oder zu verdauen wie Ihr es nennt?"

„Allerdings."

„Ich hätt' Euch nicht für so egoistisch gehalten," entgegnete Baruch.

„Ich bin es nicht," erwiderte der Arzt, „freudig schlage ich Gut und Blut in die Schanze für das Gemeinbeste, für den Staat; aber für Religion und Glauben ließe ich mir nicht ein Haar auf meiner Perücke krümmen. Das sicherste und höchste Wohlbefinden des Menschen liegt im Staatswohl, und dafür zu sorgen, das ist die Bestimmung des Menschen; in allem Uebrigen steigt man von einer Nebelwolke in die andere."

„Eure Bestrebungen für Vaterland und Menschheit wären ja am Ende wieder nichts Anderes, als daß es

diesem und jenem, oder wenn man sagen will, der Gesammtheit möglich werde, besser und bequemer zu essen und zu trinken und seinen Lüsten nachzugehen; in ihrer Ausdehnung werden sie somit nichts Höheres, sondern nur etwas Allgemeineres."

„Ich will offen mit Euch sprechen," sagte der Arzt, und rückte vertraulich seinem Schüler näher, ein seltener Ernst sprach aus seinen Mienen; „es muß ein jeder diese Krisis durchmachen, in der Ihr jetzt seid. Auch ich schwärmte einst, da ich in Eurem Alter war, für die sogenannten höheren oder geistigen Anliegen der Menschheit und glaubte, sie dürften nie getrennt werden von den Bestrebungen für das Staatswohl; ich war in dieser Beziehung ein eifriger Katholik, aber auch nur in dieser Beziehung. Es war die Zeit, da

Gomar und Armin mit Toben und Schnauben
Stritten um den rechten Glauben.

Ich sah den Advokaten das Schaffot besteigen, weil er sich gegen den alten Judenglauben wehrte, mit dem man nun die Christen durch die Gnadenwahl zur auserwählten Leibgarde Gottes machen wollte; da stand, auf seinen Stab gestützt, der zweiundsiebzigjährige Oldenbarnevelt auf dem Blutgerüste. „O Gott!" rief er, „was wird aus dem Menschen!" und um und um stand die kopflose Menge, und doch Kopf an Kopf, das glotzte drein und jauchzte als das edle Haupt vom Rumpfe getrennt ward. Damals lernte ich das Volk verachten, damals gewann ich die Einsicht, daß es vor

Allem Noth thut, sich jeglicher Einwirkung auf das, was dem Volke Religion heißt, zu enthalten. Der Aberglaube ist ein hohler Zahn; oft läßt er lang in Ruh, aber ein harter Bissen, ein Luftzug macht, daß man oft rasend wird. Versucht es, ihn auszureißen, so schlägt Euch der Patient in's Gesicht, und laßt Ihr einen Splitter stecken, so kriegt Ihr den nicht heraus, außer mit Gefahr das Zahnfleisch mitzureißen, oder einen Kopfnerv zu verletzen. Wer denn aber doch helfen will, der sagt, daß er nur untersuchen wolle, bringt die Zange in den Rachen und dann Ruck! heraus damit; am besten ist's aber, man hilft dem nicht, der den Muth nicht hat, sich helfen zu lassen."

„Ihr erklärt somit das Streben nach Besitz und Vermehrung der idealen Errungenschaft der Menschheit für einen Geisteslurus?"

„Ja, wenn es nicht reelle Zwecke hat; euch Juden verarge ich es aber nicht, wenn ihr euch gerne ein Himmelreich aufbaut, euch fehlt das Erdenreich. Warum lacht Ihr? habe ich nicht recht?"

„Im Thalmud heißt es: der beste unter den Aerzten kommt in die Hölle, die Heilkünstler hatten gewiß auch schon damals solche Ideen, wie Ihr jetzt."

„Was geht mich Euer Thalmud an? Euer Moses war ein großer Politikus; aber der weise Salomo ist mein Mann, der hat das Leben verstanden, darum hat er auch in seinem Prediger gesagt: ich lobe mir die Lustigkeit, es giebt nichts Besseres für den Menschen unter der Sonne, als daß er esse und trinke und fröhlich sei."

„Da erfüllten die Thiere am nächsten ihre Bestimmung, und die Mollusken, die nur aus einem Magen bestehen, wären die vollkommensten Geschöpfe."

„Nein, ich will Euch zugeben, daß das Thier auch fröhlich sein kann, aber der Mensch hat doch einen besondern Vorzug, nicht den, daß er aufrecht geht, schreiben und lesen kann, damit er weiß was vor ihm geschah, und berichten was mit ihm geschah; nein, der Mensch allein kann lachen. Demokrit und Lucian das waren die zwei gescheitesten Männer Griechenlands, die Anderen haben meist nur nach Wind geschnappt. Ich bin ein alter Praktikus, glaubt mir, kein Genuß auf der Welt ist so unvergänglich als das Lachen, und dabei verdaut man ganz normal und bleibt frisch und gesund."

„Merkwürdig ist's, daß Ihr wieder mit dem Thalmud übereinstimmt, denn auch dort heißt es: das Lachen ist ein Vorzug des Menschen."

„Wahrhaftig? da steht doch einmal was Gescheites in den dicken Büchern; aber ich gehe noch weiter und sage: es ist auch ein Vorzug des Menschen vor den Göttern, denn wen nichts überrascht, der kann auch nicht lachen."

„Bleiben wir bei den Menschen," fiel Baruch ein, „was sollen nach Eurer Ansicht die Armen, die ihre Brodrinde mit Thränen befeuchten, die Alten, Kranken und Traurigen, die nichts zu genießen und nichts zu lachen haben? wo ist Trost und Freude für sie?"

„Die sollen glauben und fröhlich sein in der Gottseligkeit."

„Wenn sie aber zur Erkenntniß kommen, und Alles zu unterst zu oberst kehren?“

„Ist nicht zu fürchten, dahin wird es nie kommen; es wird zu allen Zeiten nur wenig Einsichtige geben, der Pöbel wird stets glauben, und das muß auch sein, weil ihm Bildung und Urtheilskraft fehlt, und er anders nicht in Zaum zu halten wäre.“ —

Das also sind die, welche sich die Freien nennen, auch der Unglaube hat seine auserkorne Schaar! — Solches und noch manches Andere hegte Baruch in seinem Sinne, als er wegging.

Wieder einmal lagen die Bücher vor ihnen aufgeschlagen, und Lehrer und Schüler sprachen über ganz andere Dinge, als da geschrieben standen. „Glaubt mir,“ sagte der Arzt, und er blinzelte mit seinen grauen Aeuglein wie Einer, der in die tiefsten Geheimnisse eingeweiht ist, „glaubt mir, ich lugte schon oft hinter die Gardinen; ich kenne gar wohl die Ehegeschichte von dem, was man Materie und Geist nennt und durch einen Religionsact eingesegnet und zusammengekuppelt hat.“

„Daß doch Jeder verlangt, man soll ihm glauben,“ antwortete der Schüler: „Hätte ich aber das gewollt, wäre ich dort geblieben bei meinen Rabbinen, vielleicht wäre mir's gelungen, noch ein Stockwerk auf den babylonischen Thalmudbau zu zimmern, der mit dem Ende in den Himmel hineinragen soll; ich aber will Erkenntniß, will Gewißheit.“

„Die findet Ihr nur im Stoff, von allem Anderen kann ich Euch eben so gut beweisen, daß es wirklich existirt, als daß es nicht existirt.“

„In der Zusammensetzung meiner selbst aus einer ununterbrochenen Reihe von Eindrücken, Gefühlen und Gedanken, weiß ich mich doch als geistige Einheit, die selbständig und unabhängig vom Körper ist. Der Selbstmord, so verabscheuungswürdig er auch ist, bezeugt er nicht eine Herrschaft des menschlichen Geistes über den Körper, die sich sogar bis zur Vernichtung dieses letztern erstreckt?“

„Der Menschenstolz!“ entgegnete der Arzt, „das ist doch die Erbsünde, die Allen anklebt. Was Ihr da sagt, kann eben so gut Folge eines physischen Triebes sein, wie man das bei den sogenannten unvernünftigen Thieren als ausgemacht annimmt. Man hat Beispiele, daß ein Marder oder eine Ratte, die mit einem Fuß in der Falle gefangen waren, sich mit den eigenen Zähnen den Fuß abbissen und davon liefen. Mir fällt noch ein deutlicheres Beispiel ein: auf meinen Reisen in Unteritalien sah ich oft, wie sich die Bauern das grausame Vergnügen machten, daß sie in die Mitte eines ziemlich großen Kreises von glühenden Kohlen einen Skorpion warfen. Das arme Thier wollte fliehen und schoß hastig nach allen Seiten umher, aber überall war es von dem brennenden Ringe gefangen; wie um Gnade flehend richtete es seinen Kopf zu den Umstehenden empor, aber Alle lachten und jauchzten, und Niemand öffnete ihm einen Ausweg; da schoß es wüthend im Kreise umher, von Angst und Verzweiflung gejagt, es wagte mit seinen Scheeren die glühenden Kohlen zu berühren, aber schnell zuckte es zurück und schüttelte seinen ganzen Körper. Als es keinen Ausweg mehr

sah, kroch es langsam bis in die Mitte des Kreises, weit weg von der Gluth. Ohne Bewegung wie todt lag es da, aber plötzlich hob es den Stachel an seinem Schweife empor, es bäumte sich aus aller Macht, durchbohrte sich selber und war todt. Sagt mir nun einmal: fühlte sich der Skorpion auch als unabhängige geistige Einheit?"

Baruch wollte dieß geradeswegs zugestehen und somit in allen Kreisen der Natur ein freies Walten des Geistes annehmen; aber er fühlte, daß er die bloße Kraft seines eigenen Nachdenkens nicht in die Wagschale legen konnte gegen einen reichen Schatz von Erfahrungen, wo ihm stets Ungewohntes vor die Augen geführt wurde, das er im Augenblick nicht bewältigen konnte. Eine innere Stimme widersprach der ihm hier gebotenen Anschauungsweise, aber er vermochte nicht diese Stimme nach außen zu begründen. Er schwieg. Der Lehrer zweifelte nicht, hier einen Proselyten gewonnen zu haben und bedeutete Baruch des andern Abends zu ihm zu kommen, er wolle ihm die Geheimnisse einer Lehre offenbaren, die ihm Staunen und Bewunderung abnöthigen würden.

Baruch fand sich zur bestimmten Stunde ein. Van den Ende führte ihn in sein Studirzimmer, verriegelte die Thür sorgfältig hinter sich, zog die Fenstergardinen herunter und lauschte ob Niemand dem Zimmer nahe. Baruch mußte fast lachen über die komisch ernste Miene des Arztes, der ein brennendes Licht zwischen die Fingerknochen des Skelettes steckte.

„Kennt Ihr die Legende von dem Prior bei St.

Domonicus zu Tiel?" fragte der Arzt, während er in einem Schranke nach Etwas suchte.

„Nein!" antwortete Baruch.

„Hört," fuhr Jener fort, „der fromme Prior wurde einst vom Teufel heimgesucht, während er gerade mit dem Lesen eines heiligen Buches beschäftigt war. Der Teufel wollte den Frommen von seinem heiligen Geschäfte abbringen, sprang auf den Tisch und machte allerlei Possen vor ihm; aber der Prior zwang den Teufel, ihm die Kerze zu halten, bis sie abgebrannt war, worauf er ihn dann gnädig entließ. Seht, der Domine dort, der soll uns jetzt leuchten, während wir des Teufels Testament lesen. So, da ist der Schlüssel. Betrachtet einmal das Beinhaus da genauer: das ganze Gebälke war einst mit Fett ausgefüllt, da war ein Wanst, der viel Leckerbissen von der Tafel des Prinzen Moritz von Oranien beherbergt hat, jene Backen- und Stirnknochen hatten einen karfunkelrothen Ueberzug, dort in den Höhlen saßen gehorsame Augen, die den menschlichen Vorzug sich himmelwärts zu kehren oft in Anwendung brachten, über jenen Zähnen war ein Lippenpaar, das viel gegen die Remonstranten geiferte, und beim Schlürfen köstlichen Rheinweines sich in der Enthaltsamkeit übte. Das war ehedem der dicke Domine, der am meisten gegen den edlen Oldenbarnevelt wüthete und ihn auf's Schaffot geleitete. Er war prädestinirt, daß er einst als Leiche von mir gestohlen werden sollte; ich habe Todesgefahr bei dem Unternehmen ausgestanden, es ist das eine schöne Geschichte, ich will sie Euch ein andermal erzählen. Heiliger Laurentius! hier ist

wieder ein Jünger, der zu Euch wallfahret, um aus Eurem weisen Haupte Lehre zu empfahen. Freut Euch, denn bald ist die Schaar gleich dem Sand am Meer und den Sternen am Himmelszelt." Bei diesen letzten Worten kreuzte der Arzt seine Arme auf der Brust über einander, und verbeugte sich dreimal vor dem Skelett; „ha ha ha!" unterbrach er sich, „es ist zum Todtlachen, ich werde ja noch ganz biblisch, aber ich will Euch weiter keinen Hokus Pokus vormachen." Er stieg nun auf einen Stuhl, öffnete mit dem Schlüsselchen die obere Schale des Schädels, nahm eine Schrift heraus, und sagte im Heruntersteigen: „So lang der da gelebt hat, ist nichts so Gescheites dort beherbergt worden, als ich ihm jetzt zum Aufbewahren gebe; schwört mir, daß Ihr Niemand verrathen wollt, daß Ihr das Buch bei mir gesehen; meine bürgerliche Stellung wäre dadurch gefährdet."

„Wie soll ich schwören?" fragte Baruch, indem er den Vorsatz faßte, lieber Nichts zu erfahren, als nochmals einen so gräßlichen Eid zu leisten wie bei dem Kabbalisten. Der Arzt verstand es anders.

„Ihr habt Recht," sagte er, „könntet Ihr schwören, so dürftet Ihr das nicht vernehmen. Seht diese runden gemächlich gezeichneten Schriftzüge, so schön schreibt man in des Teufels Canzellei; das Buch ist ein Erbstück von einem Frater Dominikaner, der es aus Augsburg mitgebracht hat: ein deutscher Kaiser, Friedrich der zweite von Hohenstaufen, ist der Verfasser; den Titel werdet Ihr wohl verstehen, er heißt: de tribus impostoribus; es sind nur neun und zwanzig

Paragraphen. Da setzt Euch her, ich will's Euch holländisch vorlesen."

Baruch schauderte vor der verzweifelten Gottverlassenheit und kaltblütigen Section alles Glaubens, die hier vor seinem Geistesauge vorging, und als er die Stelle des 21. Paragraphen hörte, wo es heißt: „Quid enim Deus sit, in revelatione qualicunque obscurius longe est quam antea," war's ihm als ob man mit glühenden Zangen den Kern alles religiösen Bewußtseins ausreißen wollte.

„Junger Freund, wenn Ihr das Leben näher kennen gelernt haben werdet," sagte der Arzt als er aufstand, „werdet Ihr einsehen, daß die Moral, die sich auf dem Markt des Lebens umhertummelt, eigentlich nicht aus Tintenfässern geschöpft wird. Euer Judenthum und unser Judenthum taugt nichts mehr, Euer Judenthum ist längst nur eine Mumie, die bei einem Luftzuge in Staub zerfällt; das unsrige war bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts eitel Barbarei, es hat den Geist des Classicismus in sich aufgenommen, und dieser Geist wird es auseinandersprengen. Tretet nur ein in die luftigen lichten Hallen classischer Weisheit, Ihr werdet genießen, spotten und schweigen lernen . . ."

Gräßliches Labyrinth! sprach Baruch im Herzen als er wegging; aber ich fühl's, ein Ausweg muß gefunden werden.

---

10. Benedictus sit!

Es sollt' eine Jungfrau früh aufsteh'n,
Und ihren Liebsten suchen geh'n;
Sie sucht ihn unter den Linden
Und konnt' ihren Liebsten nicht finden.

So sang Olympia van den Ende, und sie jagte die langathmenden Töne ihrer kleinen Orgel mit mächtigem Gebrause durcheinander, als ihr Vater in's Zimmer trat.

„Du hast dich ja heute wieder ganz in deinen Liederhimmel verstiegen," sagte er, „und weißt gar nichts von dem, was unten auf der unmusikalischen Welt vorgeht; schon vor einer Stunde sind wir an deinem Zimmer vorübergegangen. Hier habe ich endlich den vielbesprochenen Herrn de Spinoza mitgebracht; hiemit stelle ich Euch meine Tochter vor, sie ist beständiger Ministrant bei meinem heiligen Lehramte, Ihr müßt Euch in gutes Vernehmen mit ihr setzen."

„Mein Vater hat mir, so oft er aus Eurem Hause kam, von Euch erzählt," sagte Olympia, „und ich freue mich, endlich meinen Wunsch erfüllt zu sehen. So viel ich aber von Euch gehört habe, sehe ich doch jetzt, daß ich mir wieder eine falsche Vorstellung von Eurer persönlichen Erscheinung gemacht hatte. Sagt mir nun,

Ihr seid ja ein Philosoph, darf ich das nicht als einen Beweis annehmen, daß alle unsere Vorstellungen von Dingen und Personen, die über unserer unmittelbaren Sphäre hinausliegen, unrichtig sind?"

Welch eine Begegnung war das, die ihm sogleich ein Problem entgegenwarf und ihn zum Erstenmal einen Philosophen nannte?

Baruch schlug die Augen nieder, er glaubte das Forschen ihrer Blicke in seinen Gesichtszügen zu verspüren; er machte eine stumme Verbeugung, er wußte nicht, was er antworten sollte.

„An meiner Tochter findet Ihr eine halbe Philosophin, mit der Ihr viel disputiren könnt," sagte der Arzt, um Baruch aus der Verlegenheit zu helfen; er aber wurde dessen nicht gewahr.

„Da hat mir Oldenburg heute ein anmuthiges Lied geschickt," sagte Olympia zu ihrem Vater, reichte ihm das Blatt und fuhr zu Baruch gewendet fort: „sind Sie auch musikalisch, Herr von Spinoza?"

„Nein!"

„Aber Sie singen doch gewiß die Psalmen? Sie müssen mir einmal einen ebräischen Psalm singen, ich möchte doch auch hören wie das lautet. Hat man noch die Melodien von König David?"

„Wir haben noch viel ältere, denn fast alle unsere Synagogenmelodien stammen nach der Tradition vom Berge Sinai; obgleich die Gebete erst viel später abgefaßt wurden, so gingen die Melodien einstweilen wortlos von Mund zu Munde."

„Das ist ergötzlich, das wäre ja gerade, wie wenn

Kleider ohne Leib spaziren gehen, oder ein Arsenal ohne Soldaten eine Schlacht liefern wollte."

„Ich sprach blos von der herkömmlichen Annahme," antwortete Baruch.

„O, es ist doch eine schöne Tradition. Das muß herrlich gewesen sein," fuhr Olympia fort, „das Rollen des Donners und das Schmettern der zahllosen Posaunen war ein grandioses Accompagnement, bedeutend furioso, aber so mußte es sein; o singen Sie mir doch etwas aus dem Sinai-Oratorium, wenn's meine christlichen Ohren hören dürfen."

Baruch entschuldigte sich, da er nicht singen könne; aber Olympia ward immer dringender, so daß Baruch vor Verlegenheit sich nicht zu helfen und zu rathen wußte.

„Das ist ein musikalischer Fanatismus," sagte van den Ende. „So warte doch, bis Herr von Spinoza von selbst dir die Scala seines Glaubens angiebt; du bringst ja durch deine sonderbaren Launen Jeden, der dich nicht kennt, in die peinlichste Verlegenheit."

Olympia bat Baruch um Entschuldigung wegen ihres Ungestüms, sie sei eben in aufgeregter Stimmung, er solle nicht ungünstig von ihr urtheilen. — Baruch ging nach kurzem Verweilen in nie gekannter Beklommenheit weg, er glaubte Olympia habe ihn verspottet, und nicht sowohl ihn persönlich, als den Juden überhaupt. Diese Wahrnehmung verletzt den aus dem abgeschlossenen Lebenskreise Heraustretenden noch weit mehr und selbst dann noch, wenn er sich in Denken und Thun von der Genossenschaft getrennt weiß.

Das war sein erstes Zusammentreffen mit Olympia

an jenem Tage, an welchem ihn van den Ende zuerst in sein Haus gebracht hatte. Seitdem war er ihr noch oft begegnet, hatte flüchtige Worte mit ihr gewechselt, sonst aber kümmerte er sich wenig um sie; er konnte mit Hiob sagen: „Ich hatte einen Bund geschlossen mit meinen Augen, auf daß ich nicht achtete auf eine Jungfrau." (Hiob 31, 1.) Nun aber war die Zeit gekommen, da er achten mußte auf eine Jungfrau, und da er mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes ihrer Worte lauschte. Der Arzt war verreist, und hatte die Fortsetzung des Unterrichts seiner Tochter übergeben; auch Baruch ward ihr Schüler.

Gleich ihrer Namensschwester Olympia Morata aus Ferrara, die im vergangenen Jahrhundert durch griechische und lateinische Dichtungen die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erregt, war Olympia van den Ende in der klassischen Welt heimisch, neigte aber mehr zu gelehrten Forschungen, so daß sie es hätte wohl erreichen können, mit dem philosophischen Doctorhut gekrönt zu werden; aber sie wußte, daß das schwarze Sammethäubchen, mit den feinen Brüsseler Spitzen eingerändert, zu der Fülle ihrer blonden Locken und der Lilienweiße ihrer Haut weit besser kleide, als der rothsammetne spitze Doctorhut. Tullia, Cicero's eigne Tochter, hätte die Briefe, die ihr schönrednerischer Vater an sie gerichtet, nicht in eleganterem Latein beantwortet, als die Tochter des Amsterdamer Arztes. Darum trug auch ihre zarte weiße Hand sehr häufig Spuren gelehrter Tinte, denn sie übte bei ihren Schülern ein scharfes Censorenamt gegen jegliche Ausdrucksweise, die sich nicht

das römische Bürgerrecht erworben hatte; darum zog sich ihre schneeweiße glatte Stirn in Falten, wenn ihr Barbarismen vorkamen, ihr helles blaues Auge leuchtete freundlich, und ihr Mund, der sonst einen gewissen Ausdruck der Herbheit hatte, lächelte mild und einnehmend, wenn sie bemerkte, daß ihre Schüler in den lateinischen Versen keine Masche hatten fallen lassen.

Mißmuthig saß Baruch die ersten Stunden vor seiner Lehrerin, die an dem Periodenbau des Curtius in der Geschichte Alexanders die Feinheiten der lateinischen Syntax demonstrirte. Olympia ärgerte sich über den linkischen Juden, der mit der augenscheinlichsten Befangenheit auf jede ihrer Fragen antwortete; sie stand auf und ging nachdenklich das Zimmer auf und ab. Baruch betrachtete die hohe schlanke Gestalt mit dem majestätischen Gange, und statt den Kriegszügen Alexanders zu folgen, forschte er in den Zügen Olympia's, deren Syntax von schwärmerischer Gutmüthigkeit und herber Schärfe des Verstandes er eben so wenig entziffern konnte, als die verschlungenen Perioden des Curtius. Der Unterricht war hier Anfangs fast wieder eben so unerquicklich, wie bei dem alten Magister Nigritius, denn Baruch hatte sich seit seinem ersten Zusammentreffen nur mit innerem Mißbehagen Olympien genähert. Diese aber verstand es bald, Beziehungen zwischen ihren so verschiedenen Geistesrichtungen aufzufinden, die Baruch ihren Umgang immer angenehmer machten. Er war wieder so glücklich, daß von Allem mehr als von lateinischer Grammatik die Rede war. Er sprach mit Olympia über die in der Geschichte

waltenden Gesetze, über Menschen- und Staatengeschicke; sie fand die Ideen Baruchs hierüber höchst eigenthümlich, ja oft seltsam, denn er war gewohnt, Alles gewissermaßen vom Standpunkte der jüdischen Geschichte aus zu betrachten und nach seinen Beziehungen zu dieser zu beurtheilen. Hieraus ergab sich für Olympia oft die ergötzlichste Wendung, aber Alles was Baruch mit ihr sprach, war so ungewöhnlich, bezeugte eine so tiefe innerliche Rührigkeit, daß Olympia sich die Pflichtvergessenheit zu Schulden kommen ließ, den Unterricht mehr als billig hintanzusetzen. Bis zu den entferntesten Zonen und Zeiten stieg der Geist Beider hinan, und dort fanden sie sich wieder, denn Beide beseelte der gleiche Drang zum Ursprung des Weltgeschicks und des Weltdaseins hinanzudringen. — Mit Sehnsucht harrte Baruch von nun an jedesmal der Unterrichtsstunde, und er machte sich schon lange vor dem Glockenschlage auf den Weg; es war nicht selten, daß dann gerade Olympia aus dem Fenster sah und ihn schon von fern freundlich grüßte.

Sie hatten eines Tages im achten Kapitel des siebenten Buches jene bekannte Rede der scythischen Gesandten an Alexander gelesen. Olympia bemerkte: „Es ist charakteristisch, daß Valerius Maximus erzählt: Aristarchus habe einst zu dem Könige gesagt, es gebe nach Demokrit zahllose Welten. Wehe! rief der König aus, ich Unglücklicher habe noch nicht einmal Eine erobert."

„Im Thalmud finden sich auch die abenteuerlichsten Legenden über den „macedonischen Alexander," dem die Welt zu enge war," entgegnete Baruch.

„O erzählen Sie, erzählen Sie," bat Olympia. „Solche Blumen, die in der heißen Gluth des Orients üppig aufgeschossen sind, die liebe ich sehr."

Es klopfte an, Olympia rief: „herein!" Ein großer stattlicher Mann mit einem feingeschnittenen Profil trat in das Zimmer. Mit ruhigem Anstand näherte er sich Olympien, ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. „Ich freue mich," sagte er, „diese Hand küssen zu dürfen, die das Plectrum wie den Griffel der Geschichte mit gleicher Kunst führt, und schon so Manchem den Weg nach Attika's und Latiums herrlichen Gefilden gezeigt hat."

„Es wäre Schade, wenn Sie nicht in die diplomatische Laufbahn gerathen wären," entgegnete Olympia.

„Sonst könnte ich auch nicht das Vergnügen haben, Ihnen zu sagen, daß heute die Nachricht einging, Ihr Günstling, der fromme General Oliver Cromwell, sei von der Armee zum Lordprotektor Englands ernannt worden. Er hat das Parlament nicht umsonst mit der hohen rednerischen Formel: ihr Trunkenbolde! auseinander gejagt."

„Lachen Sie immerhin über sein Rednertalent, er ist kein Demosthenes," sagte Olympia, „aber ein starker Charakter mit tiefdringendem Scharfblick; es freut mich, daß er so hoch gestiegen ist. Doch, wie sieht's bei uns aus? Können Sie mir nicht sagen, ob jetzt bestimmte Nachrichten eingegangen sind, wie viele Menschen bei dem letzten Sturme verunglückt sind?"

„Nein! aber da hat sich der Humor wieder in's Tragische gemischt. Ich habe Ihnen schon oft gesagt,

daß meine niedersächsische Heimath in Lebensgewohnheit und Denkweise auffallende Aehnlichkeit mit Ihrem Vaterlande hat; in Einem aber sind sie grundverschieden, und das ist ihr Verhältniß zu den Juden. In meiner frommen Vaterstadt hätte man's nie geduldet, daß die Kinder Abrahams ein Schiff ausrüsten, um es mit dem Namen „der Jude" in See stechen zu lassen; ist die Nordsee nicht ein christliches Meer? Darum hat die See auch den Juden zuerst verschluckt. Ich habe heute Morgen von meinem Fenster aus zugehört, wie ein alter Matrose seinem Kameraden das ganze Unglück aus der Gemeinschaft mit den Juden ableitete."

Baruch war, sobald der Fremde eingetreten, aufgestanden, er hatte sein Buch unter den Arm genommen und wollte sich bei Olympia verabschieden; schon zweimal hatte er den Ansatz zu einer Verbeugung gemacht, aber immer war er des Fremden wegen unbemerkt geblieben, er trat jetzt vor, aber der Fremde stellte sich wieder zwischen ihn und Olympia.

„Ich muß Ihnen doch auch noch erklären," fuhr der Fremde fort, „warum ich zu so ungewöhnlicher Stunde zu Ihnen komme. Sie gehen doch gewiß heute Abend in die Rederykers Kamer;[1] ich wollte Sie darauf aufmerksam machen, vorher in den botanischen Garten zu gehen, Sie sehen dort, was Sie vielleicht noch nie gesehen haben: einen blühenden Palmbaum; es sind Blumen daran, so groß, daß zehn ganze Elfenfamilien bequem darin wohnen könnten."

Hier trat wieder eine Pause ein, und endlich gelang

[1] Redekammer, zugleich auch eine Art von Theater.

es Baruch, eine Verbeugung vor Olympien zu machen und einige Worte herauszustottern.

„Sie dürfen noch nicht gehen, Herr von Spinoza,“ sagte diese, „Sie müssen mir noch die Legende erzählen, und wenn ich dann die Lilien des Südens in Augenschein nehme, kann ich ihnen auch etwas von ihrem Heimathlande erzählen.“

„Der Matrosenglaube könnte der richtige sein, ich will mich daher lieber entfernen,“ sagte Baruch mit einem Seitenblicke auf den Fremden.

„Ah!“ sagte dieser aufstehend, „mein alter Freund Caspar Barläus hatte doch Recht, er hatte viel Umgang mit Juden gehabt und war eher vorurtheilsvoll für sie eingenommen, weil er sie Alle für geistreich hielt; über einen ihrer Fehler hat er sich aber oft beklagt, es ist die Empfindlichkeit; der unschuldigste Blick, der harmloseste Scherz wird von ihnen als Spott mißdeutet. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß es nicht im Entferntesten meine Absicht war, zu beleidigen, und Jufrow Olympia kann mir meine unchristlichen Gesinnungen in Bezug auf die Juden bezeugen.“

„Ja,“ sagte diese, „und ich bin eigentlich Schuld an der ganzen Verwirrung, da ich Sie nicht vorgestellt habe; Herrn de Spinoza kennen Sie nun, und das ist Herr Oldenburg, so ein Stück von der Bremer Gesandtschaft. Ich bitte, erzählen Sie nun die Legende, sonst sehe ich mich als Ursache eines Mißverhältnisses an, das mich sehr betrüben würde.“ Baruch sträubte sich.

„Ich will Ihnen eine Lehre geben,“ sagte Oldenburg, „prägen Sie sich ein, daß Jufrow Olympia täglich

betet: mein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Drum erzählen Sie nur frischweg, Sie müßten am Ende doch."

Baruch erzählte nun die bekannte Legende, wie Alexander bis zum Eingange des Edens mit seinem Heere vorgedrungen war; Oldenburg erzählte dann aus den alten Gedichten des Pfaffen Lamprecht und Ulrichs von Eschenbach jene bunten Sagen, mit denen der deutsche Dichtergeist die Großthaten Alexanders verklärt hat. Im Meinungsaustausch über den größten Helden des Alterthums, der zwar keinen Homer gefunden, dem aber der Dichtergenius aller Völker im Orient und Occident die farbigsten Blüthen geboten, schwand den Dreien eine schöne Stunde dahin. Der Fremde und Olympia sahen staunend auf Baruch, als dieser mit der gelassensten Ruhe und Bestimmtheit die Furcht als die einzige Ursache bezeichnete, aus welcher der Aberglaube entsteht und besteht; Alexander stelle sich hiefür als auffälliges Beispiel dar, denn so oft ihn die Ungunst der Verhältnisse in Schrecken versetzt, habe er Opfer und allerlei Aberglauben zu Hülfe gerufen. Wie nun Baruch die betreffenden Stellen bei Curtius aus Buch 4, Cap. 10 und wieder aus Buch 5, Cap. 4 u. s. w. rasch zusammenfügte, erkannten die beiden Hörer, daß hier ein eigenthümlicher Geist mit neuer Betrachtungsweise die Vergangenheit durchforschte.

Oldenburg kam fortan öfter, wenn er wußte, daß Baruch bei Olympia zu treffen war, und diese freute sich, da sie sah, wie die beiden jungen Männer sich täglich mehr befreundeten. Sie fand einen gerechten

Stolz darin, die Mittlerin zwischen so ungleichartigen Persönlichkeiten zu sein, und sie verstand es stets, Beziehungen zwischen der reichen Welterfahrung und Belesenheit Oldenburgs und dem tiefen Forschergeiste Baruchs zu Tage zu fördern. Neben den einnehmenden Eigenschaften eines feinen Weltmannes besaß Oldenburg noch einen Vorzug, der zwar selten beachtet wird, der aber, ohne daß wir es wissen, häufig den bedeutungsvollen Eindruck des ersten Bekanntwerdens bestimmt; es ist dieß eine klangvolle, aller Modulationen fähige Stimme. Alles, was Oldenburg sprach, gewann durch diesen Wohllaut eine Fülle und Rundung, die unmittelbar und unwillkürlich für ihn einnehmen mußte. Baruch und Oldenburg waren Freunde, ohne daß sie es einander sagten.

„Sie haben nun bald den lateinischen Cursus beendet,“ sagte eines Tages Olympia zu Baruch, „wie wär's, wenn Sie zum Ersatz mich in der ebräischen Sprache unterrichteten?“

„Ich empfehle Ihnen dann die Polyglotte des Kirchenvaters Origenes,“ sagte Oldenburg lachend, „da können Sie herüber und hinüber springen von einer Sprache in die andere, wie's Ihrem unruhigen Geiste beliebt. Wenden Sie sich an mich, ich verschaffe Ihnen dann den Lehrstuhl des Casaubonus oder des Skaliger. Ich sehe schon, wie die Studiosi in's Colleg strömen, denn die hochgelahrte Olympia van den Ende exegesirt das Hohe Lied in der Ursprache.“

„Bedenken Sie,“ setzte Baruch hinzu, „es ist die heilige Sprache, die Sie lernen wollen.“

„Sind Sie denn ein Heiliger?“ entgegnete die Gereizte; „Sie haben ja gewiß einen ebräischen Namen, wie heißt er?“

„Baruch.“

„Bahruch!“ wiederholte Olympia, die sich vor Lachen kaum halten konnte, „Bahruch, hu! es wird mir ganz angst und bange, das klingt ja wie Geisterruf; der Name paßte nur für das lugubre in der Musik, ich würde ihn immer aus f moll begleiten, hören Sie so.“ Sie ging an ihre Orgel und sang immer Bahruhch! und begleitete ihren Gesang mit den düstersten Tönen. „Um's Himmels willen, den Namen müssen Sie aufgeben, sonst kann's Ihnen schlimm gehen,“ fuhr sie fort. „Ich hatte eine gute Freundin, deren Geliebter Balthasar Prompronius hieß, die war sehr unglücklich. Lieber Balthasar! nein, das geht nicht, das kann kein fühlendes Wesen sagen, das will ja gar nicht aus dem Mund heraus und zerreißt ja das Ohr; meine Freundin war sehr unglücklich, sie sagte immer nur: Lieber! und meinte schließlich einen Andern damit. Der abgeschmackte Name war viel an ihrem Unglück Schuld, das ist mein fester Glaube.“

„Sie sind also doch nicht so ungläubig, wie Sie sich geben,“ sagte Baruch.

„Bahruhch,“ wiederholte Olympia immer, und sammelte den ganzen Umfang ihrer tiefsten Töne, um alles Unheimliche in den Namen zu legen. „Bahruhch! nein, das geht nicht, es ist mir um Ihre künftige Frau, geben Sie Acht, daß es ihr nicht geht wie meiner armen Mathilde; darum folgen Sie meinem

Rath und nehmen Sie einen andern Namen an. Hat denn das Uhugekrächz eine Bedeutung?"

„O ja, es bedeutet: Gesegneter."

„Bravo! herrlich!" jauchzte Olympia und schlug freudig die Hände zusammen, „also Benedictus? das ist ja ein herrlicher Name. Wenn Sie Papst werden, so sind Sie jetzt gerade der XIV., fünf und siebenzig Jahre nach Ihrem Tode werden Sie kanonisirt und man wallfahrtet zum wunderthätigen Grabe des St. Benedictus; „„lieber Benedictus"" hören Sie nur, wie weich und innig das klingt, aber Bahruch, brrr! geben Sie mir Ihre Hand, und versprechen Sie mir, fortan den Namen Benedictus zu führen. Sie sind ja ein Gelehrter, darum müssen Sie auch einen lateinischen Namen haben; Sie werden einst großen Ruhm erwerben, und dann habe ich doch auch einen Namen auf die Nachwelt gebracht. Man muß auch seinen Gegnern nicht alle Gelegenheit zum Witz abschneiden. Ich sehe schon, wie ein Anathema gegen Sie damit beginnt: Benedictus est Spinoza, quem rectius maledictum dixeris.[1] Die Römer haben aus der Stadt Malevent in Unteritalien Benevent gemacht, und der wohlweise Magister, der Sie auf diese Weise so witzig umtauft, hat gewissermaßen nur ein Plagiat begangen; ich sehe ihn aber doch vor mir, wie er sich das Kinn streichelt, das schwarze Käppchen aus der gelahrten Stirn rückt und zufrieden darüber schmunzelt, daß er Sie mit Einem Worte gebrandmarkt. Ach! und das große

[1] Der Gebenedeite wird Spinoza genannt, er sollte richtiger der Vermaledeite heißen.

Verdienst wird nicht anerkannt, Ich bin die Urheberin solcher sublimen Einfälle, ohne mich hießen Sie ewig Baruch, darüber könnte Aristophanes selber nur lachen, aber keinen Witz machen."

So sprach Olympia, alle Gegengründe und Einsprüche Baruchs blieben fruchtlos.

„Wenn Sie nicht gutwillig meinem Rathe folgen," fuhr Olympia fort, „so nenne ich Sie von dieser Stunde an nie mehr anders, als Rabbi Bahruhch, ja, ich kaufe mir einen Papagei, dem will ich die Worte: Rabbi Bahruhch, so oft vorsagen, bis er sie ganz geläufig nachspricht, ich hänge ihn unter das Fenster, und wenn Sie gegen das Haus kommen, soll er Ihnen immer zurufen: Rabbi Bahruhch! Rabbi Bahruhch! Ich sehe schon, wie die Leute vor dem Haus stehen bleiben und sehen wollen, wie denn das Individuum aussieht, das einen Namen hat, der wie Rabengekrächze lautet. Ich frage Sie nun zum letztenmale, wollen Sie meinem Rathe folgen?"

„Sagte ich Ihnen nicht gleich am ersten Tage als wir uns sahen," sprach Oldenburg, „Jufrow Olympia ist der jungfraugewordene Eigensinn? Gehorchen Sie nur ohne Zögern. Sie werden sich doch nicht ausgesuchten Qualen aussetzen?"

Baruch willigte ein und reichte Olympia die Hand; sie drückte sie warm.

„Setzen Sie sich," sagte sie, „und Sie, Herr Oldenburg, treten Sie hieher, Sie sollen Taufzeuge sein." Sie legte nun ihre beiden Hände auf das Haupt Baruchs und sprach: „Im Namen des Aristoteles,

Bacon und Cartesius gebe ich Dir den Namen Benedictus; auf daß der Name groß werde und daure für und für, und stets, wenn Du Deinen Namen schreibest, so gedenke ihrer, von der das Wort ausging. Benedicite! In saecula saeculorum, Amen!" Die Schlußworte sang sie in feierlichem Kirchentone. „Hab' ich's recht gemacht?" fragte sie dann, indem sie ihre Hände aufhob und wie unwillkürlich mit der Rechten über die Wange Benedicts streifte.

„So brav," sagte Oldenburg, „daß, wenn Sie meinen Namen Heinrich — oder Hendrik, wie er hier zu Lande heißt — unmusikalisch finden sollten, ich mir auch noch einen andern von Ihnen geben lasse, ohne zu fürchten, daß man uns der Blasphemie beschuldigen wird. Ich möchte gar zu gern erfahren, wie es einem zu Muthe ist unter Ihrer segnenden Hand."

Olympia erröthete, fuhr sich aber mit der Hand über die Stirn, um ihre Betroffenheit zu verbergen.

11. Ein neuer Mensch.

Aus der lichten freundlichen Sphäre, wo er Benedictus genannt wurde, mußte er wieder hinüber in die düstere und abgeschiedene Umgebung, wo er Baruch hieß und als solcher handeln und denken sollte.

Warum ist der Name Benedictus wohllautender als der Name Baruch? Es ist nichts als Vorurtheil der Weltkinder, denen die heilige Sprache fremd und mißtönend klingt. Und doch, ist diese Namengebung nicht ein Zeichen, fortan in Wort und Weise der gesammten denkenden Welt zu leben und zu denken? Ist es nicht tiefdeutig, daß die Erzväter Abram und Jakob ihre Namen änderten, nachdem eine neue Sendung an sie ergangen war? Darfst du aus der Bibel eine Begründung für dich schöpfen? Und immer die Bibel? . . .

In solchen Erwägungen hatte Spinoza das Haus van den Ende's verlassen. Der Familienname war geblieben und mit ihm die unlöslichen Beziehungen zu seiner Vergangenheit und Herkunft; innerhalb dieser und ihrer wartend ist es Niemand gegeben, rein und frei dem Rufe eines Gedankens zu folgen. Die Krone, die er einst durch den Titel Rabbi empfangen, war von seinem Haupte genommen, eine zarte weihende Hand hatte seine Stirne berührt und ihm einen andern Namen gegeben.

Unmittelbar von Olympia ging er in die Schule „Gesetzeskrone.“ Es däuchte ihm wie Ironie, daß man hier in dieser Niedergedrücktheit mit Kronen prunke; Alles erschien ihm so freudlos und trübe, noch weit mehr, als es eigentlich war. Noch klangen die munteren Scherze und die zarte Stimme Olympia's in seiner Erinnerung wieder, die Litanei der hier zerstreut an den Tischen sitzenden Schüler verletzte wie schrillender Mißlaut sein Ohr. Er hatte sich in einen Winkel gesetzt, um ungestört über einem offenen Buche seinen Gedanken nachzuhängen, als Chisdai zu ihm kam, und ihn über den Sinn einer schwierigen Thalmudstelle befragte. Baruch brauchte sich nicht lange darüber zu besinnen.

„Ich hab's schon längst gesagt,“ begann Chisdai, „du wirst ein zweiter Simson an Geist und Kenntnissen; wenn man dich irgendwo nicht aus- und einlassen will, nimmst du das Thor sammt Schloß und Riegel auf den Rücken und trägst es fort — aber ich bitte dich um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen, laß dich nicht kirren durch die Delila, zu der du jetzt wandelst; ich selber habe sie nie gesehen, Gott bewahre! aber wie ich von den Leuten höre, ist sie nicht mehr jung und sie soll auch nicht schön sein.“

„Ich weiß nicht, was du willst, laß mich,“ sagte Baruch unmuthig.

„Was ich will?“ entgegnete jener, „wie du dich doch verstellen kannst! Die Tochter des Arztes mein' ich nun, wie heißt sie doch? Ja, Olympia van den Ende, die soll ja so geschickt sein, daß sie sieben Sprachen

spricht. Ich bitte dich, folge mir: wenn die drüben recht meinen, sie haben dich ganz und gar, mach's wie Simson, fang' die Füchse, bind' ihnen die Schwänze zusammen, zünd' sie an und jag' sie unter die reifen Kornfelder der Philister. Du verstehst mich doch, wie ich's mein'? aber ich fürcht', ich fürcht', sie stechen dir — Gott bewahre — die Augen aus, nehmen dir deine Kraft und machen dich zum Gespötte."

„Es ist schade," antwortete Baruch, „daß du diese neue Anwendung der Geschichte Simsons auf Religionsstreitigkeiten nicht auf deine morgende Predigt verspart hast. Um es aber zum Schluß zu führen, will ich dir doch sagen, daß, wenn sie das, was du meinst, könnten oder wollten, ich auch den Muth hätte, wie Simson auszurufen: meine Seele sterbe mit den Philistern! und auch darnach zu handeln."

Es war ihm ein peinliches Gefühl, denn es däuchte ihm wie Entweihung, den Namen Olympia's hier von Chisdai's Mund ausgesprochen und ihre holdselige Gestalt in diese trübe Umgebung hereingezerrt zu sehen. Seine Abneigung gegen Chisdai steigerte sich immer mehr, denn er sah deutlich, wie dieser allen Bewegungen seines Geistes nachzuspüren und ihre Wirkungen zu belauern trachtete; er mußte besondere Absichten dabei haben, da er selbst durch die ausgesuchteste Schroffheit nicht ferne zu halten war.

Chisdai hatte am Sabbath darauf die erste öffentliche Probe seines Rednertalents abgelegt. Der Versuch mißlang völlig.

„Ich war den Bewerbungen Chisdai's um deine

Schwester Miriam nicht abgeneigt," sagte der Vater zu Baruch, als sie aus der Synagoge gingen, „Chisdai hat Vermögen und bekommt noch einst ein schönes dazu, er ist auch nicht so häßlich, und ich begreife nicht, wie die Miriam dazu kommt, daß sie sagt, sie habe einen unüberwindlichen Ekel vor ihm. Wie ich aber jetzt sehe, wird er der bedeutende Mann nicht, den man in ihm erwartet hat, und soll ich nun einmal nicht die Freude erleben, daß meine Tochter einen berühmten Schriftgelehrten zum Manne hat, so gebe ich sie lieber dem Samuel Casseres." Baruch bejahte. „Ich glaube, es ist nun Zeit," fuhr der Vater fort, „daß du dich endlich auch hören läßst; unserer ganzen Familie wird es einen Glanz geben. Ich möchte doch auch mit meinen alten Augen noch sehen, wie du da oben stehst, wer weiß, wie lang ich noch die Freude haben kann."

Baruch antwortete nicht, ein gräßlicher Schwindel, glaubte er, müsse ihn packen, wenn er da oben stehe wie die Anderen, die mit so entschiedener Zuversicht sprechen, als ob sie dem lieben Herrgott in die Karten geschaut hätten und genau wüßten, warum er diesen oder jenen Trumpf ausgespielt, und was er künftig ausspielen werde oder müsse.

„Was bist du so nachdenklich?" begann der Vater wieder, „ich glaube gar, du bist schüchtern; schäme dich, du warst doch sonst so muthig. Denkst du noch daran, wie du es als höchste Glückseligkeit gepriesen hast, da oben zu stehen und im lebendigen Worte den Geist Gottes auszugießen über die ganze Gemeinde?"

„Ich bin krank, ich fühle fast immer schweres Herz-

klopfen, du weißt ja, daß ich unlängst Blut gespieen habe."

„Pah, pah, das sind Ausflüchte; ich habe schon mit unserm Chacham Aboab gesprochen, er will dir's gern erlauben von heut über vierzehn Tagen zu predigen; ich will auch mit Silva, unserm Arzt, sprechen, wenn er's erlaubt mußt du mir meinen Wunsch erfüllen, oder ich verzeihe dir's auf meinem Todtenbette nicht."

Was war hierauf zu erwidern? — Silva erlaubte es, und Baruch mußte sich auf seine Predigt vorbereiten. — Wer vermag all den widerstreitenden Gefühlen nachzuspüren, die ihn bei Abfassung dieses Sermons beschlichen? Wer möchte all die neckischen Gedanken zählen, die ihm folgten, wenn er zu Olympia ging und mit ihr die Darstellung von dem heitern Lebensgenusse der Heiden las, wenn er sich an Oldenburgs lebemännischer Laune ergötzte, und dann wieder an Ausarbeitung seiner Predigt ging?

Der jugendliche Prediger hatte viele Bücher vor sich aufgeschlagen, um Beweisstellen, Gleichnisse und Fragen aus ihnen zu entnehmen. Seine Hand ruhte auf einem offenen Buche des Maimonides und sein Blick haftete an der Bücherreihe, die längs der Wand aufgestellt war. Da drinnen leben die Worte und Gedanken entschwundener Geister, gewiß haben auch sie gerungen, gezweifelt, getrauert, und doch am Ende den Frieden wieder gefunden. Ist es nicht Frevelmuth, ihr Leben und Lehren zum Wahn zu machen? Tausende waren weiser vor dir. Beuge deinen stolzen Sinn in Demuth und du wirst wieder eingehen in die Gottseligkeit

und du bist Erbe der Gottseligkeit, die die längst Dahingegangenen beglückte. Du willst es und du kannst es, du mußt. Wie willst du Kraft finden auf einsamen Wegen, wo Niemand dir folgt, als dein eigenes Bewußtsein? Die Geister der Vorfahren steigen herauf und segnen dich und schließen dich in ihren Kreis . . .

Es giebt einen geschichtlichen Trost, der die wankende Strebekraft wieder wie mit einem wunderbaren Halt ausrüstet; längst entschwundene Kräfte helfen und stützen und richten empor.

Eine strahlende Begeisterung leuchtete aus dem Auge des Dreinschauenden und seine linke Hand legte sich auf die Brust, in die neue Ruhe einzog. Wird diese geschichtliche Tröstung und Entsagung, die das stürmende Drängen jetzt beschwichtigt, es immerdar zur Ruhe bringen, oder wird das Verlangen der Seele wieder erwachen, das nur aus sich selbst Befriedigung erheischt?

Der anberaumte Sabbath kam. Erwartungsvolle Stille herrschte in der ganzen Synagoge, als Baruch die Stufen des Altares hinanstieg. Welch ein Dämon zauberte ihm gerade jetzt das Bild Olympia's vor die Seele, daß er sie mit neckischem Tone: Rabbi Baruch! Rabbi Baruch! spotten hörte? Die äußerste Kraft seines Willens strengte er an, um dieses Bild jetzt, an dieser Stelle, spurlos wegzutilgen. Leichenblaß stand er oben, er trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirne, aller Augen waren auf ihn gerichtet, er begann mit bebender Stimme: „Der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn in Wahrheit anrufen.“ (Ps. 145, 18.) Er schilderte mit grellen

Farben die Qualen des Zweiflers, der keinen Gott im Himmel, und keinen im Herzen hat. Er war zum zweiten Theile seiner Predigt übergegangen, wo er die Seligkeiten des allen Menschen eingebornen Glaubens pries; er schilderte jene Gottseligkeit, schon bei Lebzeiten versammelt zu sein zu seinen Vätern, einig mit ihnen im Erhalten und Weiterbauen des von ihnen Gegründeten, darinnen die Kraft ihres irdischen Daseins ruht; seine Rede ward feuriger, seine Stimme erscholl mächtig, da fühlte er plötzlich eine heftige Beklemmung, er hielt inne, und Blut floß aus seinem Munde in das schweißdurchnäßte Taschentuch.

Die Stille eines Friedhofes herrschte in der ganzen Versammlung, die Leute sahen einander an und schauten wieder mitleidsvoll auf den kranken Jüngling. Der Vater hatte schon den Mund geöffnet, um seinen Sohn zu bitten herabzusteigen, als sich dieser wieder aufrichtete und mit einem kleinen Gebete schloß. Wie aus Einem Munde rief die ganze Gemeinde: „Jejascher Coach!“ (der Herr stärke deine Kraft), welches das in den Synagogen übliche Bravo ist.

Baruch und sein Vater verließen alsbald die Synagoge. Als sie vor dem Stuhle Chisdai's vorüberkamen, fragte dieser freundlich, ob er sie begleiten dürfe. Baruch dankte. Aller Orten war der Unfall Baruchs Gegenstand des Sabbathgesprächs; alte Weiber und Ueberkluge wollten Gräßliches daraus prophezeien. Nur Chisdai, der sonst nicht lange auf sein Urtheil warten ließ, zuckte die Achseln, wenn man ihn darüber fragte. Er hatte Ursache sich nicht bestimmt auszusprechen.

Baruch durfte schon nach drei Tagen wieder das Bett verlassen. Er wollte zu Olympia gehen. „Du darfst mir dieses Haus nicht mehr betreten," wehrte der Vater in offenbarem Mißmuth. „Schöne Geschichten, die ich über den kleinen Doctor gehört habe. Das soll ja der leibhaftige Satan sein. Der Sohn des Indigohändlers Grönhof, der vor acht Tagen gestorben ist, hat noch vor seinem Tode gebeichtet: daß er bis jetzt gar keinen Glauben gehabt, der Doctor habe ihn dazu gebracht, er stifte eine ganze Sekte, ich hab' den Namen gewußt, ei wie heißt es doch? Nun, kurz und gut, du darfst mir seine Schwelle nicht mehr betreten."

Baruch suchte seinen Vater zu andern Ansichten zu bringen, dieser aber fuhr fort: „Und schlimmer als der Vater soll seine Tochter sein, die soll in sieben Sprachen dem Teufel ein Ohr wegschwatzen. Ich lasse mich von dem Gerede der Menschen nicht so leicht bestimmen, aber diese Dame soll ja von einem ganzen gelehrten Männerschwarm, der ihr huldigt, umgeben sein. Glaube mir, ich kenne die Welt besser als Du; da wird gescherzt, gelacht, gesungen, mit Begeisterung disputirt, mit schön geputzten Empfindungen und in zierlichen Redewendungen getändelt. Ein reiner Sinn wie Du findet darin nichts als die gepriesene freie Heiterkeit der klassischen Welt, ich hab' es auch so nennen hören; es ist aber genau betrachtet nur vermummte Leichtfertigkeit, die kein Gesetz und keine Schranke mehr kennen will. — Haben deine Eltern darum ihr schönes Heimathland verlassen, allen Glanz und allen Stolz von sich gethan sich begnügend nur geduldet zu werden —

damit nun die Kinder leichtfertiger Tändelei mit dem Heiligsten verfallen? Du kennst die Schriften unserer Religion besser als ich, in der Welt aber bin ich erfahrener; laß mich's nicht umsonst sein. Glaube mir, du wirst öde und verarmt sein, wenn du dich den lockenden Versuchungen der Welt hingiebst. Bleibe Du im stillen Tempel der heiligen Wissenschaften, freue Dich, daß Du ungestört darin leben kannst, wie Du heute ja selbst laut verkündet hast."

Die Stimme des Vaters war tief bewegt, wer weiß, wie viel Unausgesprochenes noch hinter diesen hastigen Worten lag; er hatte, in fremden Boden versetzt, früh gealtert, es schien, als ob noch ein Kummer in ihm waltete, daß das schöne Heimathland mit seiner stolzen Lust auf ewig entschwunden war, vielleicht klammerte er sich deßhalb um so fester an die nun gewonnene Himmelsfreude und suchte den Sohn allein darin zu bergen.

Das Wesen des Vaters stellte sich als ein zwiefaches dar. Jene gehobene Empfindung, die ihn damals beseelte, als Baruch die rabbinische Würde erlangt hatte, war von religiöser Begeisterung und weltlichem Stolze gemischt. Er war an jenem Sabbathe ein anderer als an den Werkeltagen, er hatte noch immer mit Erinnerungen aus der Vergangenheit zu kämpfen, und das um so mehr, seitdem ihm die Gattin entrissen war; er zwang sich allzeit und mehr als erforderlich schien, sich in die jetzige Lebensweise zu finden und äußere Noth und Sorge beugte ihn tief. Er war ein Ausgewanderter, sein eigenes Herz war nie frei von dem Schmerze der Erinnerung an die Heimath; er hatte sie gelassen

um des Glaubens willen und um den Kindern zu gewähren, daß sie dem Glauben frei dienen sollten. Nun mußte das auch sein. Um so eifriger wollte er darüber wachen, daß sein Sohn nicht gleich ihm durch fremde Erinnerungen in dem Frieden seines Lebens gestört werde. Der Jüngling, dem der Arzt jedes heftige Sprechen verwehrt hatte, suchte in leisem Tone und mit bedachtsam gemäßigten Worten den Vater über Olympia und deren Freunde eines Andern zu belehren; da klopfte es an und Oldenburg trat ein, ein Fremder folgte ihm. Oldenburg ging auf Baruch zu und reichte ihm die Hand.

„Das ist brav," sagte er, „daß Sie sich noch nicht als Candidat der Unterwelt einschreiben ließen; wir waren sehr besorgt, weil Sie gar nichts von sich hören ließen. Jufrow Olympia läßt Sie herzlich grüßen, sie behauptet schon seit längerer Zeit an Ihnen bemerkt zu haben, daß Sie unwohl seien. Erst auf ihre Bitten war ich so frei, Sie zu besuchen; und weil wir glaubten Sie seien schwerkrank, habe ich hier meinen Freund, den Doktor Ludwig Meyer, mitgebracht, der ohnedieß schon längst wünschte, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Ja, ich hatte große Angst um meinen Sohn," sagte der Vater, und Oldenburg verneigte sich gegen den Sprechenden.

„Also Sie sind der Vater unseres jungen Philosophen? Waren Sie nicht vor kurzer Zeit bei mir wegen einer Anforderung an das Haus Trosten?"

„Ja."

„Entschuldigen Sie, daß ich damals so einsylbig

war, ich hatte gerade eine dringende Arbeit vor. Es that mir leid, Ihnen das nicht gesagt zu haben. Ihre Sache blieb indeß nicht vergessen, ich habe deshalb nach Bremen geschrieben und darauf angetragen, daß, wenn Sie nicht binnen vier Wochen bezahlt werden, Exekution eingelegt werde."

„Ich danke für Ihre gütige Bemühung und für die Ehre, die Sie meinem Hause durch Ihren Besuch schenken."

Oldenburg unterhielt sich nun eifrig mit dem Vater, und dieser sah sich zu seiner Ueberraschung von dem treuherzigen Wesen Oldenburgs gefangen genommen. Man kann fast sagen, das ganze Behaben Oldenburgs war in Ton und Charakter dem Ausdruck seiner Stimme entsprechend, voll und ruhig und vertrauenerweckend. Er erzählte dem Vater, daß Baruch der erste Jude sei, den er näher kennen gelernt habe, er bewundere nicht nur seine Geisteskraft und liebe seinen edeln Sinn, er sei ihm auch noch außerdem zu Dank verpflichtet, denn er habe ihn von einem Vorurtheile bekehrt, das durch Jugenderziehung und Gewohnheit doch noch in ihm gelebt habe. Die ganze Gemüthsinnigkeit Oldenburgs und seine bewundernde Liebe zu Baruch, die sich diesem nie in Worten kundgeben konnte, wurde jetzt dem Vater erschlossen und machte dessen Antlitz in Freude erleuchten. Das Herz des alten Spaniers fühlte sich erquickt durch die ritterliche Erscheinung Oldenburgs, die ihn anmuthete wie eine Jugenderinnerung.

Meyer unterhielt sich während dessen mit Baruch über den Unfall vom letzten Sabbath.

„Sie hätten es unserm grobkörnigen und braven Doktor Luther nachthun sollen,“ sagte der junge Arzt mit dem dunkelbraunen Gesichte und den feurigen schwarzen Augen.

„Wie machte es denn Der?“ fragte Baruch.

„Er sagte einst: wenn ich auf den Predigerstuhl steige, sehe ich keinen Menschen an, sondern denke, es seien eitel Klötze, die da vor mir stehen, und rede Gottes Wort dahin. In gewisser Beziehung, wie er es aber nicht gemeint hat, bin ich vollkommen mit ihm einverstanden. Sie müssen den Mann studiren, er hat eine ziemliche Portion Glauben, die mir fehlt, ist aber eine grundehrliche Natur; ich beschäftige mich viel mit ihm.“

„Das freut mich, daß Sie auch Theologica treiben.“

„Ich führe eigentlich ein Amphibienleben zwischen der Theologie und der Medicin.“

„Ja, Herr de Spinoza,“ sagte Oldenburg, sich in das Gespräch mischend, „Meyer hat die Medicin zur Frau und die Theologie zur Geliebten, mit dem können Sie oft streiten, er kennt die Bibel auswendig.“

Der Vater begleitete Oldenburg und Meyer beim Weggange bis unter die Hausthür, und es schien ihm nicht unlieb, daß Vorübergehende sahen, wer ihn besucht hatte. Noch strahlte die Freude auf seinem Angesicht als er zu dem Sohn zurückgekehrt sagte: „Dieser Herr Oldenburg hält große Stücke auf dich. Ich weiß wohl zu unterscheiden zwischen vornehm herablassender Gönnerschaft und wahrhafter Treuherzigkeit. Du darfst dich wohl freuen, solch einen wackern biedern Mann zum Freunde zu haben.“

„Und doch soll ich ihn und seinen Lebenskreis fortan meiden?" fragte Baruch.

„Ich habe dich gewarnt," schloß der Vater, „vor verdecktem Spiel; du hast klaren Blick genug, um solches nun zu durchschauen. Ich habe nichts dagegen, Dich im Umgange mit Oldenburg zu wissen."

Spinoza setzte seine Besuche bei Olympia unbehindert fort. Mit Oldenburg befreundete er sich stets näher, während er mit Meyer in eine geistige Wechselwirkung trat, die durch eifrige Studien jenen vertraulich kameradschaftlichen Charakter annahm, wie ihn in anderer Weise gemeinsame Reisen mit sich bringen, wo man beim Anschauen des Neuen und Fremden doch sich in trautem und lieb gewonnenem Geleite weiß. Meyer war, wenn auch theilweise nur flüchtig, bekannt in den neuen Gebieten. Die Völkergeschichte, die eben jetzt mit neuem Eifer betriebenen Studien der Physik, vor Allem aber die Cartesianische Philosophie eröffnete ganz neue Regionen der Erkenntniß, in denen sich Spinoza mit dem Freunde heimisch machte.

Die Briefe und die „Abhandlung über den Menschen," die aus dem Nachlasse des vor wenig Jahren verstorbenen Cartesius erschienen waren, machten seine Lehre gerade im Hinblick auf den kaum erst aus dem Leben Geschiedenen um so eindringlicher; denn es lag noch etwas vom Hauche des unmittelbaren Lebens darin, und selbst die Philosophie, die sich von allem Unmittelbaren und zeitlich Bedingenden loslösen will, hat eine schwer zu erforschende besondere Kraft in der Gegenwärtigkeit ihres Ursprungs. Besonders aber war es

die Schrift „über die Methode" von Cartesius, die dem jungen Denker schnellen Einblick verschaffte, denn Cartesius knüpfte hier an seine eigene Entwicklungsgeschichte die Grundsätze des Denkens überhaupt und seiner Philosophie insbesondere, und eben diese Anlehnung an die Besonderheit erleichterte den Fortschritt zum Allgemeinen.

Das Wissen und Forschen unseres jungen Freundes war bisher nur an jene Grenzen gedrängt, die hier das Gewesene abschließen, dort die Markscheide des Gebietes bezeichnen, das sich dem erloschenen Sinnenleben aufthut. Jetzt war sein Geist auf die Regungen der bewegten Welt hingewendet. Die eigene Menschennatur und das weite Reich der vielgestaltigen Natur um uns her muß erkannt und in ihren Gesetzen begriffen werden.

Ist es nicht möglich, ja muß es sich nicht finden lassen, die Bewegungen der unwandelbaren Menschennatur unter gleichen stetigen Gesetzen zu erkennen, wie das Naturleben um uns her? Ist unser Wissen nur ein Wissen vom Todten, vom Todten vor uns und hinter uns, ist es nicht allein ein Wissen vom Leben? ...

Das waren Fragen, die unsern jungen Freund in seinen neuen Studien geleiteten; eine Ahnung regte sich in ihm, daß er einer der Ersten sein sollte, die das Wissen vom Leben feststellen mußten.

Die Freunde staunten, da er einst in diesem Sinne darlegte, wie der zum bewußten und wahren Leben Erweckte wiederum Alles aus der lebendigen Kraft in sich und um ihn her gewinnen müsse, und dahin den sonst

unverständlichen Ausspruch Christi (Matthäi 8, 22.) deutete: „Laß die Todten ihre Todten begraben.“ In Denk- und Ausspruchsweise hatten die Darlegungen Spinoza's etwas Weihevolles, Biblisches, und dieser Charakter wird unmittelbar dem Geiste, der sich wieder zum Urgrunde alles Lebens hindurchdringt, die ewigen Worte sind wiederum die seinen, wenn sie auch in neuer Art und mit theilweise neuem Inhalte wieder in ihm erstehen.

Sowohl Oldenburg als Meyer waren dabei oft überrascht von der „philosophischen Naivität“ Spinoza's, wie es ersterer bezeichnete, während Meyer es eine „geistig unbelegte Zunge“ nannte. Es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, von philosophischer Naivität zu reden, uud doch läßt sich damit das eigentliche Grundwesen des freien Denkens, zumal wie es in Spinoza heraustrat, bestimmen. Er kannte und wollte in nichts eine gewohnte herkömmliche Anschauung, seine innerste Kraft war rein verblieben unter all der Lehre, die man auf ihn übertrug; in ursprünglicher unbefangener Weise erfaßte er die Dinge der Erscheinungswelt, wie die in ihm erzeugten Gedanken, als wäre er der erste, der die gegebene äußere Welt wie das innere Gedankenleben erfaßte.

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE RECALL

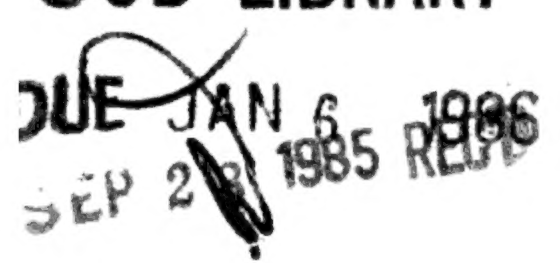
UCD LIBRARY
DUE JUN 5 1973

MAY 7 REC'D

UCD LIBRARY
DUE SEP 26 1985

UCD LIBRARY
DUE SEP 26 1985

UCD LIBRARY



LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

Book Slip–50m-5,'70(N6725s8)458—A-31/5

Digitized by Google

Nº 725391

Auerbach, B.
Gesammelte Schriften.

PT181
A3
1863
v.9-10

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google